NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08223229 3

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

AUS DER BIBLIOTHEK

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Balduin Möllhausens Romane:

Der Spion.
3 Bände broschiert 10 Mk.

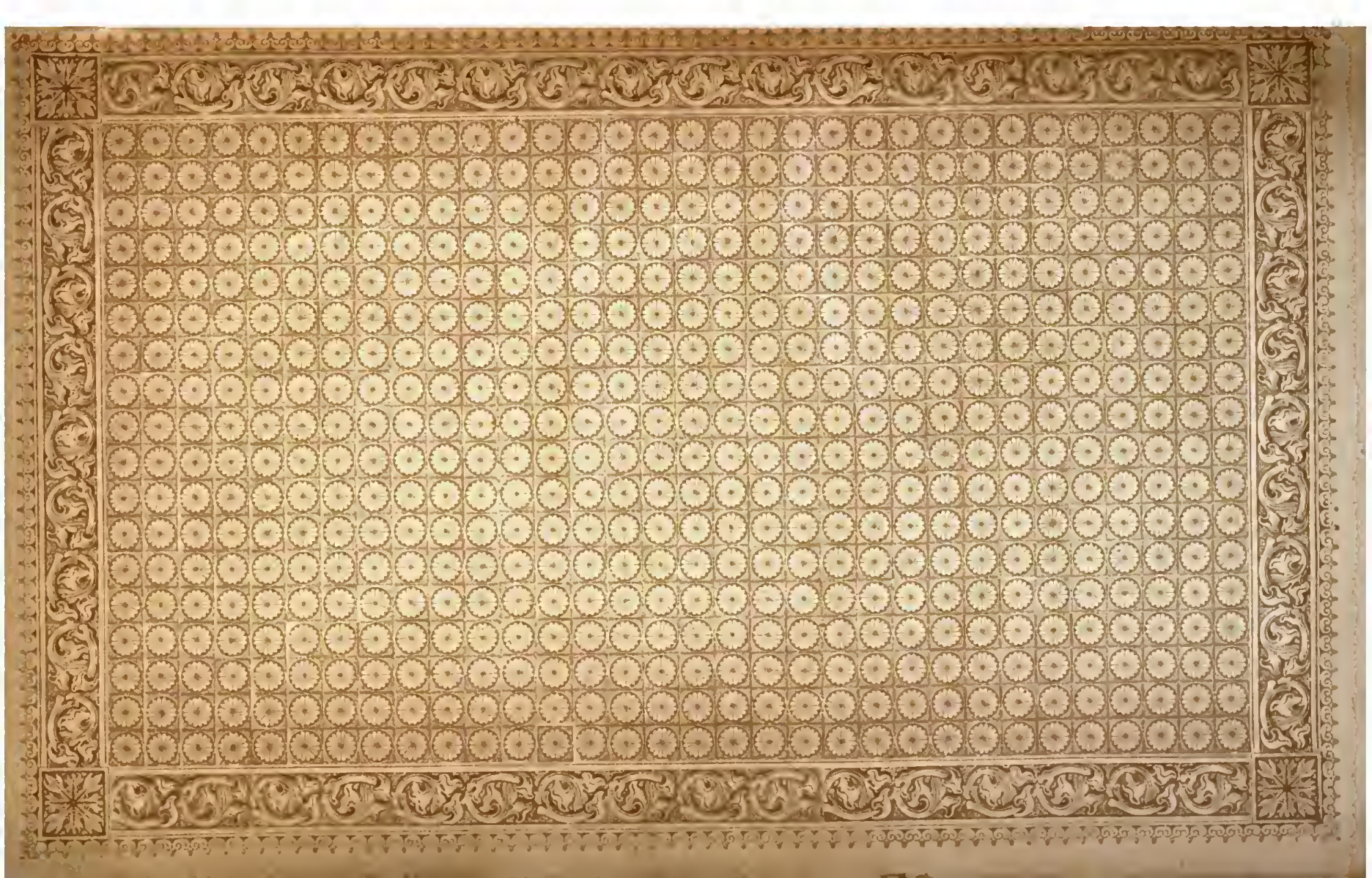
Die Söldlinge.
3 Bände broschiert 10 Mk.

Die beiden Yachten.
3 Bände broschiert 10 Mk.

Der Fährmann am Kanadian.
3 Bände broschiert 10 Mk.

Die längst bekannten Vorzüge des Verfassers, die packende, äußerst spannende Handlung, die farbenprächtigen Schilderungen kommen in diesen Romanen in einer Weise zur Geltung, welche uns das hervorragende Erzählertalent **Balduin Möllhausens** auf's Neue beweist.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

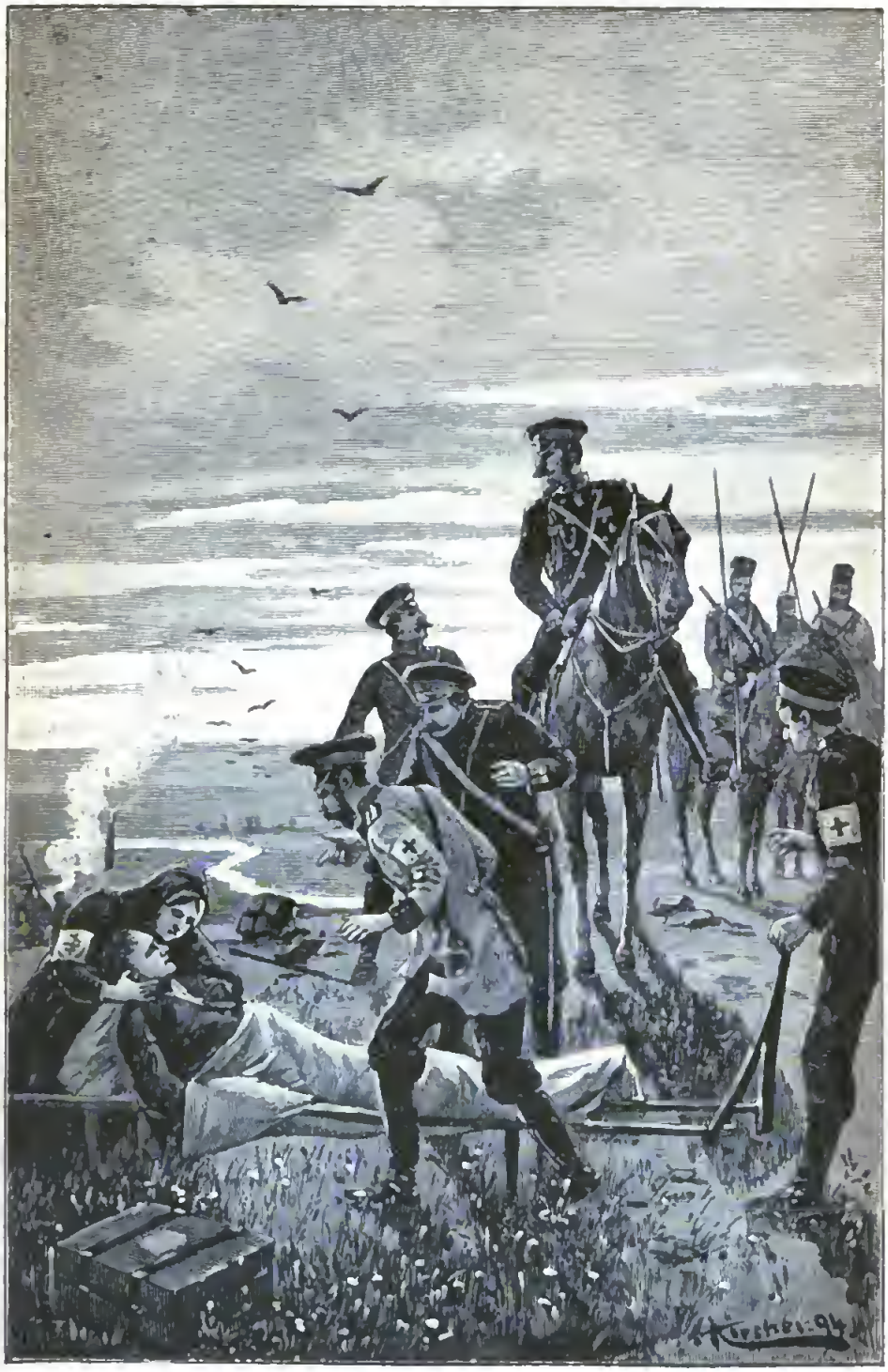


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Erzählung „Bezimeno“ von A. D. Borum. (S. 114)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Dritter Band.

PUBLIC LIBRARY

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275417A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Unter dem Schwerte der Themis. Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) 7

Bezimeno. Erzählung aus dem letzten russisch-türkischen Kriege. Von A. D. Borum 88

Mit Illustrationen von A. Kircher.

Unterwegs. Novelle von E. Merk 117

Krieg und Friede im Reiche Neptun's. Naturwissenschaftliche Bilder von Bernhard Galen . . . 172

Mit 8 Illustrationen.

Die Bildung der Chinesen. Ethnographische Studie von Th. Seelmann 188

Hans Sachs. Eine Jubiläumsgabe. Von Richard Staude 199

Mit 4 Illustrationen.

Im ostgalizischen Erdwachsbezirk. Reiseerinnerung von A. Kreuzer 222

Mit 11 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Mißverständnisse 238

Digitized by Google

Seite

Kann man ohne Zunge sprechen? 239
Artigkeit gegen Artigkeit 239
Seltene Freundschaft 240
Die beste Grabschrift 240
Schnelle Erfüllung 240

Unter dem Schwerte der Themis.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Verächtliche in Dora's Worten trieb dem Staatsanwalt das Blut bis über die Stirn hinauf in's Gesicht. „Du weigerst Dich also geradezu, meine Wünsche zu erfüllen? Du willst es bis zum Aeußersten treiben?"

„Ich will mir die Freiheit meines Willens bewahren," erwiederte sie kalt. „Du mußt mich bisher sehr wenig gekannt haben, wenn Dich das in Erstaunen zu setzen vermag."

„In der That — es scheint so! Aber die Täuschung dürfte, wie mich dünkt, eine gegenseitige gewesen sein. Denn ich bin nicht der Mann, Dora, der sich auf Kosten seiner Würde zum willfährigen Spielzeug in den Händen eines koketten und launenhaften Mädchens machen ließe. Wenn ich jetzt von Dir gehen muß ohne einen anderen Bescheid als den, welchen Du mir soeben gegeben hast, dann —"

„Nun?" fragte sie, da er zaudernd innehielt. „Laß mich das Fürchterliche getrost vernehmen! Du hast diesen lächerlichen Auftritt ja herbeigeführt, damit wir uns aussprechen.

Sprechen wir uns alſo gründlich aus! Zu einer Wiederholung der ganzen Scene würdeſt Du mich ſchwerlich bereit finden."

„So warteſt Du vielleicht ſchon mit Ungeduld auf das Wort, das Dir Deine heißerſehnte Freiheit wiedergibt? Wenn es ſo iſt, ſollteſt Du wenigſtens auch den Muth dazu haben, Dich offen zu der Wahrheit zu bekennen! Alles, was Du heute gethan haſt, Dein Erſcheinen in dieſem Anzuge, Dein auffälliges Benehmen in dem Champagnerzelt, Deine Koketterien mit dieſem Sandory, es ſollte nur den Bruch herbeiführen, nach dem es Dich verlangt. Geſtehe mir das zu und ſei verſichert, daß ich noch Selbſtachtung genug beſitzen werde, um zu thun, was meine Mannesehre mir gebietet."

„Ich habe nichts zu geſtehen und nichts zu leugnen," fiel ſie ihm hart in die Rede. „Wenn es Dir aber Deinen Entſchluß erleichtert, an eine ſolche Berechnung in meiner Handlungsweiſe zu glauben, ſo thue es immerhin. Es gibt für mich keine Veranlaſſung, Dir zu widerſprechen."

Die Thür des kleinen Zimmers wurde von draußen geöffnet, und Franz Norrenberg's gelbes, angſtvolles Geſicht lugte ſcheu herein.

„Um Gottes willen, Kinder, man kann euch ja draußen hören," flüſterte er ihnen zu. „Sei vernünftig, Dora — und Sie, lieber Sohn —"

Aber der Staatsanwalt, der erſichtlich auf's Aeußerſte gereizt war, ließ ihn nicht zu Ende reden. „Ich habe wohl keinen Anſpruch mehr auf dieſen ehrenvollen Namen, Herr Norrenberg," ſagte er in dem hochfahrendſten Ton, über den er verfügte. „Nach der Erklärung, die ich ſoeben aus dem Munde Ihrer Tochter vernommen, ſehe ich für mich keinen Grund mehr, mich hier noch länger aufzuhalten. Sie werden mir geſtatten, Ihnen meine weiteren Entſchließungen auf brieflichem Wege mitzutheilen. Guten Abend!"

Er ſtürzte hinaus, und als Franz Norrenberg Miene machte, ihm eilig zu folgen, offenbar in der Abſicht, den Wüthenden durch Bitten und Vorſtellungen umzuſtimmen, hielt ihn ein energiſcher, faſt befehlender Zuruf ſeiner Tochter zurück.

„Willſt Du uns vielleicht zum Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit machen, Vater?“ fragte ſie ſcharf. „Möchteſt Du den Herrn Staatsanwalt am Ende fußfällig bitten, mich doch um des Himmels willen zu ſeiner Gattin zu machen?“

Der Bankier preßte die Hände zuſammen. Mit einem hilfloſen, verzweifelten Blick ſah er zu ſeiner ſchönen Tochter auf. „Dahin alſo iſt es gekommen, Dora!“ jammerte er. „Du haſt es wirklich ſo weit getrieben? Und was ſoll nun werden — was ſoll nun werden?“

„Mein Gott, es wird geſchehen, was in ſolchen Fällen eben immer geſchieht. Die Leute werden ein wenig klatſchen und zuletzt die Geſchichte von dieſer zurückgegangenen Verlobung über irgend einer anderen Tagesneuigkeit vergeſſen. Dergleichen paſſirt am Ende doch nicht zum erſten Mal.“

„Aber es darf nicht ſein, Dora — ſo begreife doch, daß es nicht ſein darf! Du hätteſt dieſer Unterredung ausweichen ſollen, denn ihr waret jetzt Beide leidenſchaftlich aufgeregt und wißt wohl kaum, was ihr geſprochen habt. Morgen wirſt Du anders darüber denken, und auch Lengfeld wird die Sache dann hoffentlich weniger tragiſch nehmen. Wenn Du ihm ein gutes Wort gibſt —“

Dora's ſchneidendes Auflachen machte ihn verſtummen.

„Ich ſollte ihn um Verzeihung bitten — ich? Ach, wenn Du wüßteſt, wie glücklich ich bin, daß dieſes Joch nicht mehr auf meinen Schultern liegt! Nein, wenn er ſich jetzt winſelnd zu meinen Füßen wände, ich würde dies zerriſſene Band nicht wieder anknüpfen!“

Ihre Geſtalt erſchien noch ſtolzer und prächtiger in

der triumphirenden Freude, von der sie ganz erfüllt war. Schweigend und mit gesenktem Haupte stand Franz Norrenberg ein paar Sekunden lang da, dann trat er in sichtlich schwer erkämpftem Entschlusse dicht an sie heran und faßte ihre Hand.

„Und soll ich Dir auch sagen, Dora, warum Du es nicht thun würdest? Weil Du diesen Anderen zu lieben glaubst, diesen Elenden, der gekommen ist, uns Alle zu Grunde zu richten."

Sie starrte mit erstauntem Blick in ihres Vaters zuckendes Gesicht. „Von wem sprichst Du?" fragte sie. „Doch nicht von Deinem Freunde Sandory?"

„Mein Freund — er? Ich sage Dir, Dora, daß ich keinen Menschen auf Erden so hasse, wie ihn. Wenn ich ihn mit einem Wunsch aus der Welt schaffen könnte, die Hälfte meines eigenen Lebensrestes gäbe ich mit Freuden dafür hin."

Nie hatte sie den stillen Mann mit solcher Erbitterung von einem Nebenmenschen sprechen hören. Ihr weiblicher Scharfsinn hatte sie längst erkennen lassen, daß er gegen Sandory eine mit geheimer Furcht gemischte Abneigung empfand; durch den Ausbruch eines so wilden Hasses aber wurde sie nun doch überrascht und erschreckt.

„Und das Alles, weil er mir vielleicht besser gefällt, als dieser Lengfeld, mit dem ich mich auf Dein Zureden verlobt hatte, als ich noch keinen wirklichen Mann gesehen? Wahrhaftig, Deine Zuneigung für den Herrn Staatsanwalt muß von einer ganz außerordentlichen Wärme gewesen sein."

Franz Norrenberg schüttelte den Kopf. „Das hat nichts mit Deinem Verlobten zu schaffen, Dora! Und wenn in Deinem Herzen nur noch ein kleiner Rest von kindlicher Liebe für mich ist, so wirst Du mir versprechen, fortan diesem Menschen auszuweichen, von dem uns nichts Anderes als Unglück kommen kann."

Digitized by Google

„Das iſt ein ſonderbares Verlangen! Du ſelber haſt Sandory in unſer Haus gebracht. Hundertmal hat er ſich mit Wärme Deinen Freund genannt, ohne daß Du je einen Widerſpruch dagegen erhoben hätteſt. Er iſt reich und gebildet. Die ganze Stadt ſchwärmt von ſeinem Geiſt, ſeiner Ritterlichkeit und ſeiner hochherzigen Denkungsart. Jedenfalls iſt er ein Mann, der hier nicht ſeines Gleichen hat. Und ich ſollte ihn jetzt mit einem Male unfreundlich behandeln, ohne daß ich auch nur ahnen könnte, warum?"

„Ich verlange nicht, daß Du unfreundlich gegen ihn biſt. Aber ich habe heute Abend mit Schrecken geſehen, wie weit die Vertraulichkeit in eurem Verkehr bereits gediehen iſt. Das muß ein Ende haben, Dora, denn wenn Du etwa geglaubt haſt, daß er jemals werden könnte, was Dir bis heute Lengfeld geweſen iſt —"

Das junge Mädchen wandte ſich mit einer unmuthigen Bewegung nach der Thür. „Willſt Du, daß ich Dir hier eine Beichte ablege, Vater? Dazu ſind wir doch wohl weder am rechten Ort, noch in der rechten Stimmung. Und ich finde, daß mir ſchon mehr als zuviel von dem Vergnügen dieſes Feſtes geraubt worden iſt. Da ich mich innerhalb der nächſten drei Stunden jedenfalls noch nicht verloben werde, iſt es für das, was Du mir etwa weiter ſagen willſt, wohl auch morgen früh genug."

„Dora, nur noch ein Wort!" bat er angſtvoll; aber ſie war bereits an ihm vorüber auf die Schwelle getreten, und ſchon in der nächſten Minute hatte er ſie im Gewühl des Saales verloren.

Als er ſie endlich wiederſah, befand ſie ſich an Rudolph Sandory's Seite, heiter und ſtrahlend, wie wenn nichts geſchehen wäre, den Frieden ihres Herzens zu ſtören.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Es war lange nach Mitternacht, als der eigentliche Ball, auf den hundert junge Herzen längſt mit Sehnſucht gewartet hatten, endlich mit einer luſtigen Polonaiſe eröffnet wurde. Dora Norrenberg mochte mit Sicherheit erwartet haben, daß Sandory ſie zu dieſem erſten Tanz auffordern würde; aber er kam nicht, und nachdem ſie zweimal einen Korb ertheilt hatte, durfte ſie den dritten Bewerber, obwohl er ein ihr wenig ſympathiſcher Menſch war, nicht mehr fortſchicken, wenn ſie nicht in Gefahr gerathen wollte, ſitzen zu bleiben. Aber ihr Kavalier hatte wenig Veranlaſſung, ſich ſeiner kaum erhofften Eroberung zu freuen, denn Dora zeigte ſich während des Rundganges von ihrer unliebenswürdigſten Seite. Während er umſonſt verzweifelte Anſtrengungen machte, ſie für irgend einen Geſprächsgegenſtand zu intereſſiren, hingen ihre heißen Blicke unverwandt an dem auffallend ſchönen Paare, das an der Spitze des bunten Reigens ſchritt. So fremdartig ſich auch das blonde Bürgerkind aus der deutſchen Renaiſſancezeit neben dem dunkelbärtigen Orientalen ausnehmen mochte, der ſie um mehr als Hauptes-länge überragte, ihre Vereinigung bot nichtsdeſtoweniger ein Bild, das jedes Malerauge entzückt haben würde. Der Tanzordner hatte ſicher die glücklichſte Wahl getroffen, als er Rudolph Sandory erſuchte, die Führung der Polonaiſe zu übernehmen, und Margarethe durfte ſich wohl ein wenig geſchmeichelt fühlen, daß ſie vor allen Anderen dazu auserſehen war, an dieſer für ein weibliches Empfinden immerhin nicht ganz bedeutungsloſen Auszeichnung theilzunehmen.

Aber ſie war trotzdem nicht mehr ſo fröhlich, als ſie es beim Beginn des Feſtes geweſen. So oft ihr Sandory eine ſeiner Artigkeiten ſagte, wurde ſie verlegen, weil ſie

ſich ihres vorigen allzu freien Benehmens ſchämte, und die kleine Anwandlung von Reue, die ſie unter Walther Sartorius' vorwurfsvollem Blick empfunden, regte ſich zu ihrem Verdruß noch mehr als einmal in dem jungen Herzen. Er war nicht gekommen, ſie um einen Tanz zu bitten. Ihre Karte war ſchon ganz mit mehr oder weniger unleſerlichen Namen bedeckt; aber ſie hatte ſich vorgenommen, daß ſie ihm ohne Rückſicht auf frühere Bewerber den Vorzug geben würde, wenn er ſich doch noch entſchließen ſollte, ſie aufzufordern.

Eine Kränkung, einen tiefgehenden Schmerz hatte ſie ihm ja vorhin keineswegs zufügen wollen. Denn der Groll, welchen ſie gegen ihn empfand, weil er ihrer Meinung nach nicht den Muth beſaß, ſich offen für die gerechte Sache ihres Vaters zu erklären — dieſer wunderliche Groll, der ſie nun ſchon wiederholt gerade in entſcheidenden Augenblicken beſtimmt hatte, den jungen Doktor ſchroff und abweiſend zu behandeln — er mußte doch wohl noch nicht tief genug Wurzel gefaßt haben in ihrer Seele, daß ſie über einen Kummer des ehemaligen Freundes hätte Genugthuung fühlen können. Wenn es Angeſichts der väterlichen Feindſchaft zwiſchen ihnen jetzt auch nicht mehr ſein durfte wie früher, wo ſie ja überhaupt noch ein Kind geweſen war, ſo brauchte er doch nicht gerade zu glauben, daß ſie von Haß gegen ihn erfüllt ſei. Die erbetene Roſe hatte ſie ihm nicht gegeben, daran war ja nun einmal nichts mehr zu ändern, ſelbſt wenn es ihr jetzt aufrichtig leid gethan hätte — einen Tanz aber brauchte ſie ihm trotz der veränderten Verhältniſſe wohl nicht abzuſchlagen, und es war am Ende doch ein Zeichen von Gleichgiltigkeit auf ſeiner Seite, daß er nicht einmal den Verſuch machte, eine ſolche Gunſt zu erlangen.

Sie war verſtimmt, obwohl ſie es ſich ſelber nicht eingeſtehen mochte, und ſie verhielt ſich auch darum Sandory

gegenüber ſchweigſamer, als es ſonſt ihre Gewohnheit war. Ja, ſie hörte vielfach nur mit halbem Ohr auf ſeine Worte, und der Sinn mancher bedeutſamen Aeußerung, die wohl darnach angethan geweſen wäre, ſie ſtutzig zu machen, ging ihr darum vollſtändig verloren.

Er aber war viel zu ſcharfblickend und zu klug, um einen ungünſtigen Augenblick für ſeinen entſcheidenden Angriff zu wählen. Er hütete ſich wohl, ihr durch allzu beharrliche Huldigungen läſtig zu fallen und zog ſich gleich nach Beendigung des erſten Tanzes zurück, um ohne kleinliche Eiferſucht auch anderen Verehrern das Feld freizugeben.

„Sie ſcheinen ſich lieber in Deutſchland als in Indien aufzuhalten, edler Fürſt," ſagte Dora in erzwungenem Scherz, als er ſich ihr jetzt mit ſeinem unveränderlichen gelaſſenen Lächeln näherte. „Ich aber möchte wahrlich nicht Schuld daran ſein, daß irgend ein blondes Gretchen in Sehnſucht nach Ihnen vergeht."

„Sie würden nicht an die Aufrichtigkeit meiner grenzenloſen Bewunderung glauben können," erwiederte er ohne Verlegenheit, „wenn ich mich völlig blind ſtellen wollte für andere Schönheit. Die Roſe bleibt die Königin der Blumen, auch wenn das ſtille Veilchen die Menſchen gelegentlich mit ſeinem Dufte erfreut."

„Doch ſoll es Leute geben, die überhaupt viel lieber demüthige Veilchen als dornenbewehrte Roſen brechen. Sie mögen zu bedauern ſein; aber über den Geſchmack iſt nun einmal nicht zu ſtreiten."

Sandory begnügte ſich, ihr ſtatt aller weiteren Antwort tief in die brennenden Augen zu ſehen, und dann zog er ſie ſo ungeſtüm in den Wirbel einer raſchen Polka hinein, daß Dora kaum Athem genug behalten hätte, dies unbequeme Geſpräch fortzuſetzen.

„Genug!" ſagte ſie endlich leiſe, indem ſie ihre Hand

mit etwas feſterem Druck auf ſeinen Arm legte. „Ich kann nicht mehr. Laſſen Sie uns lieber ein wenig promeniren."

Sie traten in den Speiſeſaal, der ſich an den großen Feſtraum anſchloß und in dem zahlreiche luſtig tafelnde Gruppen an kleinen Tiſchen ſaßen. In dem breiten Mittelgang wandelten ſchon viele andere Paare gleich ihnen auf und nieder, und ſie mußten ihre Stimmen bis zu leiſem Flüſtern dämpfen, wenn ſie nicht von ihrer Umgebung belauſcht werden wollten.

Dora war es, die zuerſt von dem folgenſchweren Ereigniß dieſer Ballnacht ſprach, nachdem ſie minutenlang vergebens auf eine Frage Sandory's gewartet hatte.

„Lengfeld hat ſeine Drohung zur Wahrheit werden laſſen," ſagte ſie, „den Skandal, auf den ich mich gefaßt machen ſollte, er hat ihn wirklich herbeigeführt."

„Ah, in der That? Welche Geſchmackloſigkeit! Sie ſollten ihn empfindlich dafür büßen laſſen, damit ihm künftig ſolche Neigungen vergehen."

Er hatte das ohne Ueberraſchung geſagt und in einem ſo leichten Ton, als handle es ſich wirklich nur um irgend eine ganz gleichgiltige Begebenheit, die morgen wieder vergeſſen ſein würde. Da er ſeine Begleiterin nicht anſah, entging ihm auch der ſeltſame, unmuthig forſchende Blick, mit welchem ſie über ſein Geſicht hinſtreifte.

Dora wartete abermals, ob er noch etwas Weiteres hinzufügen würde; da es nicht geſchah, fuhr ſie in nachdrücklicherem Tone fort: „Und Sie fragen mich nicht einmal, was es gegeben hat? Noch vor Kurzem ſchienen Sie eine etwas lebhaftere Theilnahme für mein Geſchick zu empfinden."

„Ich wollte nicht indiskret ſein, und ich denke doch, daß es nicht gerade ernſthaft iſt — nicht wahr?"

„So ernſthaft, als es nur immer ſein kann. Zwiſchen

ihm und mir ist es aus — ganz aus! Darüber konnte kein Zweifel mehr bestehen, als er vorhin in heller Entrüstung das Fest verließ."

„Er wird wiederkommen, Sie um Verzeihung zu bitten — seien Sie versichert, daß er es thun wird."

„Nein, er wird es nicht thun. Und wenn er ehrlos genug wäre, es zu versuchen, so würde ich ihn nicht einmal anhören. Aber es scheint, als ob Ihnen eine Versöhnung zwischen mir und meinem ehemaligen Verlobten erwünschter wäre, als ein Bruch."

„Mir? O gewiß nicht! Wenn Sie ganz sicher sind, daß Sie das erhoffte Glück an seiner Seite nicht gefunden haben würden —"

Ungeduldig schüttelte Dora den stolzen Kopf.

„Nur nichts von solchen Phrasen — ich bitte Sie darum! Was ich gethan habe, war einfach eine Nothwendigkeit, eine Pflicht der Selbsterhaltung. Sie sollten es doch wahrlich am besten wissen, daß ich nicht anders konnte."

„Und der Herr Staatsanwalt war es, der das entscheidende Wort gesprochen hat?"

„Er oder ich — ich weiß es nicht mehr. Und was ist auch daran gelegen. Genug, daß es aus ist und daß ich frei bin, endlich — endlich frei."

„Aber Ihr Vater — er wird sich nur schwer in diese Wendung der Dinge finden."

„Ich werde harte Kämpfe zu bestehen haben, darüber bin ich mir vollkommen klar — Kämpfe mit meinem Vater und vielleicht noch mehr mit der hämischen Bosheit dieses erbärmlichen Haufens, der sich bei uns die gute Gesellschaft nennt. Ich fürchte mich nicht davor, aber es ist am Ende doch kein angenehmes Bewußtsein, ganz allein zu stehen gegen so Viele. Soll ich Ihnen ehrlich bekennen, daß ich eigentlich ein wenig auf Ihren Beistand, auf Ihre Freundschaft gerechnet hatte?"

Digitized by Google

„Ich aber brauche Ihnen hoffentlich nicht erſt zu verſichern, daß Sie unumſchränkt über beides gebieten können.“

Das klang viel mehr wie eine konventionelle Redensart, als wie eine aus dem Herzen kommende Betheuerung, und wieder ſtreifte Dora die Züge ihres ſtattlichen Kavaliers mit jenem mißtrauiſch forſchenden Blick.

„Nun, wir werden ja ſehen,“ ſagte ſie ziemlich rauh. „Darf ich für einen der nächſten Tage Ihren Beſuch erwarten?“

„Befehlen Sie, und ich werde gehorchen. Bin ich denn nicht Ihr getreuer Sklave?“

„Ach, laſſen wir doch jetzt dieſe Maskenſcherze! Ich fange nachgerade an, den Geſchmack daran zu verlieren. Alſo Sie werden morgen kommen? — Nein — nicht morgen! Dieſe erſten vierundzwanzig Stunden möchte ich ganz für mich allein haben. Aber übermorgen! Um die Mittagszeit! Wollen Sie mir das verſprechen?“

„Mit meinem Manneswort!“

„Gut! So laſſen Sie uns jetzt in den Tanzſaal zurückgehen. Und tanzen Sie meinetwegen weiter mit Ihrem blonden Gretchen! Vielleicht iſt es in der That beſſer, daß man Sie nicht beſtändig in meiner Geſellſchaft ſieht.“

Wenige Minuten ſpäter war er entlaſſen, aber als er gleich darauf Margarethe zu der vorhin bewilligten Mazurka abholen wollte, gab ſie ihm einen Korb. Sie habe Herzklopfen, ſagte ſie unſicher, und ihr Vater wünſche, daß ſie ein wenig raſte. Später, nach der Pauſe, wolle ſie ihm gern einen anderen Tanz gewähren, wenn ihm überhaupt daran gelegen ſei.

Sandory hatte keinen Grund, ſich gekränkt zu fühlen, denn er ſah, daß ſie wirklich neben ihrer Mutter ſitzen blieb. Er gerieth unverſehens wieder an Herrn Franz Eſchenbach, der merkwürdigerweiſe noch immer da war

und ihn eine Viertelſtunde lang mit allerlei naiven Fragen über das geſellſchaftliche Leben in Sankt Petersburg langweilte.

Dann gab es eine große Tanzpauſe mit deklamatoriſchen und muſikaliſchen Vorträgen. Ein Konzertflügel, der bis dahin hinter den Kuliſſen verborgen geweſen war, wurde auf die Bühne geſchoben, und verſchiedene Dilettanten beiderlei Geſchlechts produzirten ſich zu ihrem eigenen und ihrer Anverwandten lebhaftem Vergnügen.

Sandory hatte den Hamburger Privatgelehrten endlich abgeſchüttelt und ſich in unauffälliger Weiſe wieder den Plätzen der Ruthardt'ſchen Damen genähert. Dicht hinter dem Stuhl der rundlichen Frau Doktor ſtehend, hörte er, wie ſie nach einem recht mittelmäßigen Klaviervortrage zu ihrem ſchweigſamen Töchterchen ſagte: „Das hätteſt Du viel beſſer gemacht, Grethe! Am Ende ſollteſt Du auch eine von Deinen Sonaten ſpielen."

„Um keinen Preis, Mutter! Ich bin doch keine Künſtlerin, die ſich vermeſſen dürfte, öffentlich aufzutreten."

„Aber ich ſah, daß Du ein Notenheft mitgenommen haſt. Geſchah das denn nicht in beſtimmter Abſicht?"

„Es war die ‚Winterreiſe'. Ich hoffte, daß Sigismund etwas daraus ſingen würde, und ich hätte ihn dann natürlich begleitet. Aber er iſt ja, wie es ſcheint, ſchon längſt ohne Abſchied fortgegangen."

„Wenn Sie Ihrem Bruder eine ſolche Gunſt erweiſen wollten, mein Fräulein, würden Sie dann nicht vielleicht damit einverſtanden ſein, daß meine unwürdige Perſon an die Stelle des Flüchtlings tritt? Ich habe dieſe Lieder zufällig öfters geſungen, und ich hoffe, Sie durch meinen Vortrag wenigſtens nicht geradezu zu kompromittiren."

Mit dieſer überraſchenden Frage hatte ſich Sandory plötzlich in das Geſpräch gemiſcht.

Margarethe verſuchte wohl, ſich gegen die Erfüllung ſeines Verlangens zu ſträuben; aber ſie fand darin bei der Mutter, die, wie alle ihresgleichen, nicht wenig eitel auf die Talente der Tochter war, nicht die genügende Unterſtützung. Und als nun gar noch einige andere Damen, die Sandory's Worte gehört hatten, ebenfalls zu bitten anfingen, gab das junge Mädchen in dem Gefühl, daß ein längeres Weigern jetzt wie Ziererei ausgeſehen hätte, mit ſchwerem Herzen nach.

Eine lebhafte Bewegung ging durch die Geſellſchaft, als ein Komitémitglied verkündete, daß Herr Rudolph Sandory die Anweſenden durch einige Lieder erfreuen werde, und daß Fräulein Ruthardt die Liebenswürdigkeit haben wolle, ihn auf dem Flügel zu begleiten. Dieſer intereſſante Fremde, deſſen ritterliche Geſtalt von den guten Waldenbergern ohnedies bereits mit allen erdenklichen Tugenden und Vorzügen ausgeſchmückt wurde, war alſo auch ein Künſtler! Man würde ſich jetzt gewiß nicht mehr im Geringſten gewundert haben, wenn er ſich nun zugleich als Dichter und Komponiſt produzirt hätte.

„Und immer dieſe kleine Ruthardt!“ hieß es flüſternd in vielen Variationen überall, wo die Mütter heirathsfähiger Töchter Gelegenheit hatten, die Köpfe zuſammenzuſtecken. „Man ſollte es kaum für möglich halten, daß dies unſchuldig ausſehende Ding ſich ſo gut darauf verſteht, einen Mann an ſich zu feſſeln.“

Die Empfindungen der vielbeneideten Margarethe aber waren ſehr weit von freudiger Genugthuung entfernt, als ſie am Arme Sandory's das kleine Seitenpförtchen durchſchritt, welches in den engen, nur von einer Nothlampe beleuchteten Bühnengang führte. So deutlich fühlte er das Erbeben ihrer feinen Geſtalt, daß er es für geboten hielt, ihr zuzuflüſtern: „Fürchten Sie nichts, mein liebes Fräulein! Ich bin zwar kein großer Sänger, aber muſi-

kaliſch ziemlich ſicher und nicht leicht aus der Faſſung zu bringen. Wir werden bei dieſen Liedern ebenſo gut harmoniren, wie in allem Anderen. Deſſen bin ich ganz gewiß."

Man begrüßte ſie mit Applaus, als ſie auf der offenen Scene erſchienen. Margarethe wagte keinen Blick in den Saal hinunter zu werfen. Sandory aber verbeugte ſich mit edlem Anſtand und trat, nachdem er dem jungen Mädchen die Noten auf dem Flügel zurechtgelegt hatte, mit ſeinem gewohnten ſiegesgewiſſen, faſt etwas ironiſchen Lächeln bis dicht an die Rampe vor. Seine weiche, biegſame und doch markige Baritonſtimme durchtönte kraftvoll den weiten Raum, und ſchon bei den erſten Verſen:

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus —"

waren die erwartungsvoll lauſchenden Zuhörer ganz und gar gewonnen. Die Begleitung zwar klang erſt etwas zaghaft und ſchüchtern, aber auch ſie wurde allgemach ausdrucksvoller und beredter. Sandory's Zuverſicht, daß es keine muſikaliſche Disharmonie zwiſchen ihm und Margarethe geben würde, erwies ſich als vollkommen berechtigt. Das ſchwermüthig ſüße Lied von dem Lindenbaum, „Am Brunnen vor dem Thore," gelang ihnen bereits ſo tadellos, daß ſtürmiſcher Beifall dem weichklingenden Nachſpiel Margarethens folgte, und noch in keinem Konzertſaal hatte man ein innigeres Zuſammenfließen von Geſang und Begleitung wahrgenommen, als bei dem himmelhoch jubelnden, bald todestraurigen „Frühlingstraum":

„Ich träumte von bunten Blumen, ſo wie ſie blühen im Mai,
Ich träumte von grünen Wieſen, von luſtigem Vogelgeſchrei.
Doch als die Hähne krähten, da ward mein Auge wach,
Da war es kalt und finſter — es ſchrien die Raben vom Dach."

Man verlangte von allen Seiten nach einer weiteren Zugabe, doch als Sandory neben den Stuhl Margarethens

trat, flüſterte ſie ihm bittend zu: „Laſſen Sie es genug ſein! Mir klopft das Herz vor Angſt, und ich habe die anderen Lieder wohl auch nicht genügend geübt.“

Er ſchlug das Notenheft ohne Weiteres zu und reichte ihr den Arm. Da fiel ſein Blick auf eine lange ſchwarze Geſtalt, die zwiſchen den Kuliſſen ſtand und ihm allerlei Zeichen machte.

„Was in aller Welt treiben Sie denn hier, Herr Eſchenbach?“ rief er lachend. „Möchten Sie uns etwa auch durch einen kleinen Vortrag erheitern?“

„Bei Leibe nicht, mein verehrter Herr Sandory! Aber da Sie doch ein ſo bewundernswürdiger Sänger ſind, möchte ich Ihnen eine große Bitte ausſprechen. Sie haben lange in Rußland gelebt, und für meinen Geſchmack gibt es gar nichts Schöneres, als dieſe einfachen ruſſiſchen Volkslieder. Da war neulich Jemand in Hamburg, der uns einige davon vorſang. Namentlich eins war darunter — ich glaube, er nannte es das ‚Lied der Wolgaſchiffer‘ — wenn Ihnen das vielleicht zufällig bekannt ſein ſollte — und wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, es zu ſingen — Sie würden mir wirklich eine große Freude machen.“

Er ſah ſehr drollig aus in dem Eifer, mit dem er ſein Anliegen vorbrachte, und Sandory ſchien eben in großmüthiger Gebelaune.

„Das Liedchen, das Ihnen ſo ſehr gefallen hat, kenne ich allerdings, und wenn Fräulein Ruthardt ſo liebenswürdig ſein will, hier ein paar Minuten zu verziehen, will ich es Ihnen zum Beſten geben.“

Er kehrte, von rauſchendem Applaus empfangen, an den Flügel zurück und ſang, indem er ſich ſelbſt begleitete, eine einfache Weiſe von jenem etwas getragenen, ſchwermüthigen Charakter, der den meiſten ruſſiſchen Volksliedern eigen iſt.

Digitized by Google

Aber während des Vortrages umdüsterte sich in augenfälliger Weise sein eben noch so heiteres Gesicht. Seine Brauen zogen sich zusammen; alle Züge seines Antlitzes schienen härter und schärfer zu werden. Auch seine Stimme verlor seltsamerweise plötzlich den Wohllaut, der die Zuhörer bisher entzückt hatte. Mit einem rauhen Beiklange, fast heiser, kamen die letzten Töne über seine Lippen, und er brach rasch ab, obwohl das Lied sicherlich mehr als die eine Strophe hatte. In dem Moment, wo er sich unter etwas verlegenem Beifall der Festgesellschaft erhob, verschwand Eschenbach lautlos von seinem Platze hinter den Kulissen. Vielleicht wollte er sich der peinlichen Nothwendigkeit entziehen, Sandory gegen seine Ueberzeugung etwas Angenehmes zu sagen, vielleicht auch fürchtete er, daß Jener ihn das offenbare Mißlingen des Vortrages durch irgend eine boshafte Bemerkung entgelten lassen würde. Seine magere Gestalt verlor sich eben in dem kleinen, halbdunkeln Gange, als Sandory Margarethe den Arm bot, um sie in den Saal zurückzuführen.

„Sie haben sich zu viel zugemuthet," sagte sie schüchtern, durch sein verdüstertes Gesicht zum Mitleid bewegt, „man kann zu so vorgerückter Stunde und in dieser Hitze unmöglich lange hintereinander singen."

„Ich hätte den alten Narren mit seinen Wolgaschiffern zum Teufel schicken sollen," knirschte er, und dabei war etwas in seiner Stimme wie in seinen Augen, das Margarethe bisher noch nicht an ihm wahrgenommen, und das sie geradezu mit Angst vor ihm erfüllte. Sandory aber sah die Bestürzung auf ihrem Gesicht, und er mochte finden, daß sie mit diesem scheuen Ausdruck noch kindlich liebreizender aussah, denn zuvor. Ehe Margarethe ahnen konnte, was er beabsichtigte, ehe sie auch nur eine Hand zu erheben vermochte, um ihn von sich abzuwehren, hatte er sie in dem engen Gange leidenschaftlich an sich gerissen.

Digitized by Google

Sie ſah mit Entſetzen ſein Geſicht, das ihr in dieſem Augenblicke ſchrecklich verzerrt erſchien, dicht über dem ihrigen und fühlte ſeine Lippen in brennendem Kuß auf ihrem Munde.

Der Aufſchrei des Schreckens, der ſich aus ihrer Kehle drängen wollte, wurde erſtickt von dieſem Kuſſe, und als er ſie dann freigab, taumelte ſie todtenbleich gegen die Wand zurück, mit wankenden Knieen und einer Ohnmacht nahe. Sie gewahrte wohl, daß ſeine Lippen ſich bewegten; wie aus weiter Ferne hörte ſie durch ein ſeltſames Rauſchen und Brauſen hindurch den Klang ſtürmiſcher, zärtlicher Worte, aber ſie verſtand den Sinn dieſer Worte nicht, und dann, während mit einem Mal eine purpurne Gluth vom Kinn bis zu den blonden Stirnlöckchen hinauf über ihr weißes Geſicht flammte, ſtreckte ſie gebieteriſch den Arm gegen ihn aus.

„Gehen Sie! — Verlaſſen Sie mich auf der Stelle! — Oder ich rufe um Hilfe, ſo laut ich kann.“

Nur einen Moment zauderte Sandory. Er hatte Angeſichts ihrer bisherigen Widerſtandsloſigkeit eine ſo ſchroffe Zurückweiſung wohl nicht mehr erwartet. Aber es mochte etwas in ihren Zügen ſein, das ihn doch an den Ernſt der Drohung glauben ließ, denn er änderte plötzlich ſein Benehmen.

„Verzeihen Sie mir!“ ſagte er weich. „Ich weiß nicht, wie es über mich gekommen iſt, ich ſchwöre Ihnen, daß es nicht meine Abſicht war, Sie zu beleidigen. Wenn ich die harte Strafe wirklich verdient habe, ſo verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe, bis es mir gelungen iſt, Ihre Vergebung zu erringen. Aber nehmen Sie mir nicht jede Hoffnung, Sie zu verſöhnen! Laſſen Sie es wenigſtens nicht vor all' dieſen Leuten offenbar werden, daß Sie mir zürnen!“

Ob nun ſeine Bitte wirklich einen gewiſſen Eindruck

Digitized by Google

auf sie gemacht hatte, oder ob sie nur den Wunsch hatte, ein peinliches Aufsehen zu vermeiden — jedenfalls bestand Margarethe nicht mehr darauf, daß er allein in den Saal zurückkehrte. Den Arm, den er ihr darreichte, nahm sie zwar nicht an, aber sie trat doch mit Sandory zugleich wieder unter die Gesellschaft, von der sie mit Lobsprüchen förmlich überschüttet wurde.

Sicherlich hörte sie kaum den zehnten Theil von all' den schönen Dingen, die ihr da über ihr Spiel gesagt wurden. Sie vermochte sich nicht einmal zu einem freundlichen Lächeln zu zwingen, und als sie an der anderen Seite des Saales die hohe Gestalt ihres Vaters gewahrte, flog sie, unbekümmert um die Zurückbleibenden, auf ihn zu.

„Ich bin so müde und abgespannt," flüsterte sie. „Wenn es Dir nicht ein zu großes Opfer ist, lieber Vater, möchte ich Dich bitten, daß wir jetzt nach Hause gehen."

„Ein Opfer?" lachte er. „Aber Kind, glaubst Du etwa, daß ich mich zu meinem Vergnügen so lange in diesem Narrengewimmel aufgehalten hätte? Sieh nur zu, daß Du Deine unersättliche Mutter fortbringen kannst. Ich werde euch unterdessen die Garderobe besorgen."

Wenige Minuten später waren sie auf dem Heimwege. Die Mutter, die sich angeblich himmlisch amüsirt hatte, plauderte unausgesetzt. Margarethe aber sagte kein Wort. Sie wünschte ihren Eltern, sobald sie daheim angekommen waren, gute Nacht und hatte es dann so eilig, sich in ihr Stübchen zurückzuziehen, daß Frau Ruthardt ihr mit einem kleinen Kopfschütteln nachsah und sich in der Stille ihres Herzens die Frage vorlegte, ob es nicht doch vielleicht besser gewesen wäre, Herrn Rudolph Sandory auf seine Bitte eine abschlägige Antwort zu geben.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Die Letzten, welche das Kostümfest verlassen hatten, waren draußen von einem häßlichen, kalten, durchdringenden Regen empfangen worden, und während des ganzen nächsten Tages dauerte dieser abscheuliche Regen fort. Mit brennenden Schläfen, aber innerlich fröstelnd hatte Sigismund am Morgen den gewohnten Weg in das Komptoir zurückgelegt, und das unbehagliche Frösteln lief ihm auch in dem überheizten Raume noch immer den Rücken hinab, sobald er durch das Fenster zu seiner Linken auf den engen, düsteren, regennassen Hof und auf den schmalen, bleigrauen Himmelsstreifen blickte, der wie ein schmutziger Fetzen darüber hing.

Er fühlte sich körperlich krank, und beim Erwachen war es ihm sogar gewesen, als ob er seinem trostlosen Tagewerk heute unmöglich nachgehen könne. Wenn er sich schließlich doch dazu aufgerafft hatte, so war es nicht so sehr das Pflichtgefühl, als die Furcht gewesen, die ihm geholfen hatte, seine Schwäche zu überwinden — jene bohrende, gedankenlähmende Furcht des bösen Gewissens, die er erst seit sechsunddreißig Stunden kannte. Er wähnte, daß die Gefahr einer Entdeckung größer und drohender werden müsse, sobald er aus dem Komptoir fortblieb, und er würde sich darum wahrscheinlich auch dann an sein Pult geschleppt haben, wenn sein Befinden noch viel übler gewesen wäre.

Als er unter dem frischen Eindruck seines Gespräches mit Elli ihrer verzweifelnden Mutter das Geld gegeben hatte, das ihm nicht gehörte, mußte er sich in einem Zustande befunden haben, den er heute überhaupt nicht mehr begriff. Frau Pollnitz hatte mit feierlichen Eiden gelobt, daß sie die ganze Summe noch vor Ablauf einer Woche zurückerstatten würde, und für die Einzahlung bei der Versicherungsgesellschaft war es, wie er wußte, auch nach

Ablauf von zehn Tagen noch früh genug. Diese einfache Erwägung hatte genügt, alle seine Bedenken zum Schweigen zu bringen, und erst in der Einsamkeit seines Zimmers war ihm dann das zermalmende Bewußtsein gekommen, daß er eine Unredlichkeit begangen hatte. Wenn die Sache an den Tag kam, war er ein Ehrloser, der seines Vaters rechtschaffenen Namen befleckt hatte!

Brennende Scham und ein Gefühl marternder Angst peinigten ihn unaufhörlich, und er hätte es vielleicht vorgezogen, seinem Chef schon in der ersten Stunde aus freien Stücken ein offenes Bekenntniß abzulegen, wenn er damit nicht auch zugleich den guten Namen der beiden schutzlosen Frauen hätte preisgeben müssen. Um so grausamer folterte ihn nun die Furcht, daß irgend ein verhängnißvoller Zufall vorzeitig eine Entdeckung herbeiführen könne. Denn wenn er es auch für ganz unzweifelhaft hielt, daß ihm Frau Pollnitz das veruntreute Geld innerhalb der bezeichneten Frist auf Heller und Pfennig zurückgeben würde, so gab es doch tausend Möglichkeiten, die seine That schon vorher an's Licht bringen konnten. Und es stand in ihm als unumstößliche Gewißheit fest, daß solche Entdeckung für ihn gleichbedeutend sein würde mit einem Todesurtheil. Schon der Gedanke an die Unmöglichkeit, mit dem Brandmal der Schande seinem Vater gegenüber zu treten, mußte ihn nothwendig zu einem solchen Schlusse führen, auch wenn er sich stark genug geglaubt hätte, den unauslöschlichen Schimpf vor der ganzen übrigen Welt zu ertragen.

— — — — — — — — — — — —

Franz Norrenberg kam an diesem Vormittag gegen seine Gewohnheit erst zu ziemlich später Stunde in das Komptoir, das er sonst als einer der Ersten zu betreten pflegte. Sein Aussehen war geradezu mitleidswürdig; sein Gang schleppend und müde, wie der eines zum Tode ermatteten Kranken. Er schritt langsam zwischen

den Pulten der Buchhalter hin nach der Thür seines Privatkabinets; neben dem Arbeitsplatz Sigismund's aber blieb er stehen.

Der junge Mann wagte nicht zu athmen, während er, ohne ihn zu sehen, den Blick des Bankiers auf sich ruhen fühlte. Er hatte eben mit der Abfassung eines trockenen Geschäftsbriefes begonnen und nun schrieb er tief gesenkten Hauptes in fliegender Hast, nur um über die unerträgliche Qual dieser endlosen Sekunden hinweg zu kommen. In seinem schmerzenden Kopfe brauste und wirbelte es, daß er meinte, die Schläfen müßten ihm zerspringen. Er hatte in diesem Augenblick nicht mehr den geringsten Zweifel, daß Norrenberg Alles wissen müsse, und es überkam ihn mitten in seiner entsetzlichen Angst eine fast unwiderstehliche Versuchung, laut hinauszuschreien: „Ja — ja, ich habe es gethan! Werft mich in's Gefängniß, ich habe das Geld nicht abgeliefert, ich bin ein Dieb!"

„Was für sinnloses Zeug ist es, das Sie da schreiben, Ruthardt!" klang ihm wie aus weiter Ferne eine leise, schwache Stimme an das Ohr. „Und Ihre Hand zittert — sind Sie denn krank?"

Sigismund hob verwirrt den Kopf. Er wollte den Bankier ansehen, aber eine Scheu, die stärker war als sein Wille, zog seine Augen auf das mit fast unleserlichen Schriftzügen bedeckte Briefblatt zurück.

„Ich — nein, durchaus nicht, Herr Norrenberg!" stotterte er, „eine Gedankenlosigkeit — ich bitte um Entschuldigung — ich werde den Brief noch einmal schreiben."

„Das dürfte allerdings nothwendig sein. Und wenn Sie sich etwa doch unwohl fühlen sollten, so gehen Sie ruhig nach Haus. In einem Bankgeschäft hat man keinen Nutzen von Leuten, die nicht im Stande sind, ihre Gedanken zusammen zu halten."

Damit ging er weiter, und die Thür seines Arbeits-

zimmers fiel hinter ihm in's Schloß. Sigismund athmete tief auf, aber er fühlte erst jetzt die bleierne Schwere, die ihm in Kopf und Gliedern lag. So mußte einem Menschen zu Muth sein, der, zwischen den Schienen liegend, einen langen Eisenbahnzug hat über sich hinwegbrausen hören, in jeder Sekunde des fürchterlichsten Todes gewärtig, und der nun plötzlich inne wird, daß ihm nichts geschehen sei, daß er die nervenzerreißende Angst ohne alle Noth erduldet.

Er begann den neuen Brief, und er war erstaunt, daß er ihn ganz fehlerlos zu Ende gebracht hatte, obwohl ihm eigentlich jetzt noch weniger als vorhin zum Bewußtsein gekommen war, was er schrieb. Mechanisch verrichtete er ebenso auch die anderen Arbeiten, die ihm von einem der Prokuristen, seinem nächsten Vorgesetzten, aufgetragen wurden, und in tödtlicher Langsamkeit schlich Stunde um Stunde des düsteren Regentages dahin.

Wie es geschehen war, daß er Abends nach dem Schluß des Komptoirs seine Schritte statt nach dem elterlichen Hause nach der Wohnung der Schauspielerinnen gerichtet hatte, darüber vermochte Sigismund sich selber kaum Rechenschaft abzulegen. Er hatte aus dem Theaterzettel an einer Straßenecke ersehen, daß weder Mutter noch Tochter an diesem Abend beschäftigt waren, und dann war er, ohne nachzudenken, weiter und weiter gegangen, bis er vor dem alten, unansehnlichen Gebäude stand, in dem all' sein Glück und all' sein Unglück ihren Anfang genommen. Unschlüssig zauderte er vor dem offenen Thorweg, denn er hatte ja eigentlich gar keinen stichhaltigen Vorwand, den Damen seinen Besuch zu machen. Elli hatte das gestrige Fest so frühzeitig verlassen, daß es fast wie Ironie aussehen würde, wenn er sich etwa erkundigte, wie ihr die Strapaze bekommen sei, und es mußte ihm außerdem als ein Gebot des Zartgefühls erscheinen, Frau Pollnitz nach Möglich-

keit aus dem Wege zu gehen, so lange die Geldangelegenheit sich noch in der Schwebe befand.

Doch was vermochten zuletzt alle derartigen Erwägungen gegen das schmerzlich-süße Sehnen seines jungen Herzens, gegen die Allmacht einer überschwenglichen ersten Liebe? Ganz langsam, Stufe um Stufe, stieg er die knarrende, ausgetretene Treppe empor. Auf jedem Absatz nahm er sich vor, wieder umzukehren, und dann hatte er mit einem Male den Griff des Glockenzuges in der Hand, von einem wonnigen Erbeben durchzuckt bei dem wohlbekannten blechernen Anschlag der Klingel.

Verhaltenen Athems lauschte er auf das Näherkommen des leichten Schrittes, der sein Herz so oft hatte in rascheren Schlägen klopfen lassen, wenn er harrend hier draußen stand. Aber er lauschte umsonst, denn drinnen blieb es todtenstill. Er wußte, daß die Damen keinen Verkehr in der Stadt unterhielten und an freien Abenden beinahe niemals ausgingen. Darum wagte er es, nach Verlauf einiger Minuten abermals und etwas stärker als zuvor zu klingeln. Da öffnete sich in dem darunter befindlichen Stockwerk eine Thür.

„Wünschen Sie etwa zu Frau Pollnitz?" tönte eine scharfe Weiberstimme zu ihm herauf. „Da können Sie freilich lange klingen, ohne daß Ihnen Jemand aufmacht."

„So sind die Damen ausgegangen?" fragte Sigismund, der sich wie auf einem Unrecht ertappt fühlte, verlegen; aber die Frau, die jetzt einige Stufen hinaufgestiegen war und neugierig über das Geländer spähte, lachte laut auf.

„Ausgegangen, ja wohl, aber auf Nimmerwiederkehr! Ausgerückt sind sie mit Sack und Pack schon in aller Herrgottsfrühe. Meine Miethe habe ich ja noch mit genauer Noth gekriegt, aber ich denke, mancher Andere, bei dem sie das Bezahlen vergessen haben, wird mit Schmerzen an sie denken."

Sigismund ſtarrte die Frau an, als rede ſie in einer ihm unbekannten Sprache. Dann ſchüttelte er den Kopf und brachte mit Anſtrengung heraus: „Abgereist, ſagen Sie? Aber es iſt ja unmöglich. Das Alles iſt doch wohl nur ein Scherz?"

„Wenn es Ihnen ſo ſpaßig vorkommt — meinetwegen! Der Direktor, der auch mit einem Vorſchuß hängen geblieben iſt, ſchien die Sache weniger luſtig zu finden. Er war heute Nachmittag hier, weil er meinte, ſie könnten irgend etwas Werthvolles zurückgelaſſen haben. Na, da hat er ſich denn allerdings geſchnitten. Er wollte ihnen die Polizei und den Staatsanwalt auf den Hals bringen, wie er ſagte; aber er wird wohl nicht viel Glück damit haben, denn das Schauſpielervolk iſt ja ohnedies mit allen Hunden gehetzt."

Sigismund hörte nichts von all' den Beſchimpfungen, mit denen das Weib die Abweſenden überſchüttete; er hörte nur das eine furchtbare Wort, und ihm war, als ob ihn Jemand mit der ſtumpfen Seite eines Beiles auf den Hinterkopf geſchlagen hätte.

„Es iſt alſo wahr?" ſtammelte er. „Sie ſind fort — wirklich fort?"

Und dann, als die Frau in ihrer draſtiſchen Weiſe die Wahrheit des Geſagten noch einmal bekräftigt hatte, lüftete er ganz mechaniſch wie zum Danke ſeinen Hut und ſtieg die Treppe hinab, ohne etwas Weiteres zu fragen, ja, ohne überhaupt etwas zu denken. Es kam ihm nicht in den Sinn, ſeinen Schirm aufzuſpannen, als er auf die Straße hinaustrat, denn er fühlte ja nichts von den Regentropfen, die ihm eiskalt in's Geſicht ſchlugen. Er achtete auch nicht darauf, wohin er ſeine Schritte lenkte, und mit lautloſer Lippenbewegung wiederholte er ſich nur immer auf's Neue das einzige Wort: „Fort!"

Nun ſtand er auf dem Markte, ohne daß er ſich eigent-

lich der Absicht bewußt geworden wäre, dahin zu gehen. Aber er mußte doch wohl irgend einem dunklen, fast instinktiven Antrieb gefolgt sein, als er diese Richtung eingeschlagen hatte, denn in dem Augenblick, wo er den „König von Spanien" vor sich liegen sah, schoß ihm Rudolph Sandory's Name durch den Kopf.

Das Weib hatte gelogen — es mußte gelogen haben, aber in Waldenberg gab es nur einen einzigen Menschen, bei dem er sich Gewißheit darüber holen konnte, und dieser eine war der uneigennützige Freund der Schauspielerinnen, Rudolph Sandory.

Sigismund beschleunigte seine Schritte, und als ihm der Pförtner sagte, daß Herr Sandory oben auf seinem Zimmer sei, fühlte er schon eine Erleichterung, wie wenn all' dies Unbegreifliche sich nun innerhalb der nächsten Minuten aufklären und in etwas ganz harmlos Selbstverständliches verwandeln müsse.

Ein gelangweiltes „Herein!" antwortete ihm auf sein Klopfen, und von dem Ruhebett her, auf dem er rauchend und lesend gelegen hatte, streckte ihm Sandory die weiche, wohlgepflegte Hand entgegen.

„Sie entschuldigen wohl, wenn ich mich nicht zu Ihrer Begrüßung erhebe, lieber Freund! Das gestrige Fest steckt mir noch ein wenig in den Gliedern. Da — nehmen Sie sich eine Cigarre oder eine Cigarette — ganz nach Ihrem Gefallen! Und wenn Sie Lust haben, irgend etwas zu trinken —"

„Ich danke für Alles, Herr Sandory! Ich bin nur heraufgekommen, weil ich Sie um eine Auskunft bitten möchte. Aber Sie dürfen mich nicht auslachen. Es ist doch sicherlich nicht wahr, daß Frau Pollnitz und ihre Tochter die Stadt verlassen haben?"

Er schämte sich fast, das unsinnige Geschwätz jenes boshaften Weibes auszusprechen. Sandory wandte ihm

ſein Geſicht zu und ſagte lächelnd: „Gewiß iſt es wahr, mein beſter Herr Ruthardt! Sie ſind auf und davon wie ein paar rechte Zigeunerinnen. Nicht einmal mir, ihrem beſten Freunde, haben ſie ein Wort des Abſchieds gegönnt. Ich hätte mich beinahe darüber geärgert, wenn es mich nicht gleichzeitig ſo ſehr beluſtigt hätte. Es war doch ein ganz verteufeltes Weib, dieſe dicke Anſtandsdame und zärtliche Mutter Ihres ausgezeichneten Stadttheaters."

Sigismund ſaß ihm gegenüber mit geiſterhaft großen Augen und zitternden Lippen. Er drehte ſeinen Hut zwiſchen den Händen und ſchluckte, als ob ihm etwas Fremdes in der Kehle ſäße, das ihn am Sprechen verhinderte. Sandory nahm ſich eine neue Cigarette, und indem er ſie ſehr aufmerkſam betrachtete, bevor er ſie anzündete, plauderte er weiter: „Uebrigens war es faſt vorauszuſehen, daß dies eines ſchönen Tages das Ende ſein würde. Sie ſteckten ja bis über die Ohren in Schulden, und man hätte ein Vermögen daran wenden können, um ſie herauszureißen. Die Bedürfniſſe ſolcher Damen gehen immer in's Ungemeſſene. Das iſt wie ein Faß ohne Boden. Dieſe kleine Elli mit ihren Märchenaugen dürfte noch Manchen ruiniren."

„Sie meinen alſo, daß es ſich um eine Flucht handelt — um eine wirkliche Flucht, und daß ſie — daß ſie nicht wiederkommen werden?"

„Sie werden ſich hüten. Die undankbaren Waldenberger, die Fräulein Elli's Talent und beſonders ihre Schönheit ſo wenig zu würdigen verſtanden, werden nie mehr des Glückes theilhaftig werden, Mutter oder Tochter in ihren Mauern zu ſehen."

„So wiſſen Sie vermuthlich auch nicht, wohin ſich die Damen gewendet?"

„Nein! Wer ſeinen Gläubigern durchgehen will, pflegt nicht an die große Glocke zu hängen, welches Reiſeziel er

ſich auserſehen hat. Aber ich vermuthe nach gewiſſen Andeutungen, daß Frau Pollnitz ihr Heil diesmal im Auslande verſuchen wird. Noch in den letzten Tagen war ſie eifrig bemüht, eine größere Geldſumme aufzutreiben, und wenn ihr das mit Hilfe von Fräulein Elli's ſchönen Augen wirklich gelungen ſein ſollte, ſo dürften ſie ſich vorausſichtlich aufgemacht haben, den ſagenhaften Gatten und Vater jenſeits des großen Waſſers zu ſuchen."

Sigismund Ruthardt legte für einen Moment die Hand an die Stirn. Dann ſtand er auf.

„Ja, ich glaube wohl, daß es ſo iſt, und ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie geſtört habe. Aber was Ihre Aeußerungen über Fräulein Elli betrifft, ſo möchte ich Ihnen doch ſagen, daß Sie ſich in einem Irrthum befinden. Selbſt wenn die Mutter unehrenhaft gehandelt haben ſollte, auf die Tochter kann gewiß nicht der geringſte Makel fallen. Ich bitte Sie von Herzen, das allen Leuten zu wiederholen, die in der Folge vielleicht geneigt ſein könnten, Fräulein Pollnitz etwas Uebles nachzuſagen."

Seine Stimme bebte ganz ſeltſam, während er die letzten Worte ſprach. Ohne daß er es beabſichtigte oder deſſen auch nur inne wurde, war eine gewiſſe düſtere Feierlichkeit in ſeinem ganzen Weſen.

Sandory ließ ihn bis zur Thür gehen; dann richtete er ſich aus ſeiner bequemen Lage empor und rief ihn an: „Hören Sie, mein lieber Herr Ruthardt, bleiben Sie doch noch ein wenig! Nachdem ich Ihnen Ihre Fragen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen beantwortet habe, möchte ich nun auch meinerſeits gerne Einiges von Ihnen erfahren. Aber Sie ſollen mir zuvor beſtätigen, daß Sie mich für Ihren Freund — für Ihren aufrichtigen Freund halten. Können Sie das über ſich gewinnen?"

„Müßten Sie es denn nicht für eine Beleidigung nehmen, wenn ich verneinte?"

„Nun alſo! Und als Ihr Freund würde ich mich geradezu eines Verbrechens ſchuldig machen, wenn ich Sie in ſolchem Zuſtande fortgehen ließe. Es iſt ja wahrhaft erbarmungswürdig, wie dieſe Geſchichte Sie mitnimmt. Davon, daß es ſchon ſo tief bei Ihnen ſäße, hatte ich wirklich keine Ahnung."

„Aber Sie ſind im Irrthum," ſtammelte Sigismund, „ich gebe Ihnen die Verſicherung —"

„Nichts da!" wehrte Sandory ab. „Glauben Sie einen Mann von meiner Erfahrung hintergehen zu können? Die ganze Herzenstragödie ſteht Ihnen ja auf dem Geſicht geſchrieben. Und was da etwa noch fehlt, kann ich mir aus der Erinnerung an meine eigenen Jugendeſeleien leicht genug ergänzen. Dergleichen müſſen wir Alle durchmachen, das iſt wie ein Naturgeſetz. Und man braucht es, wie der Stahl den Hammer braucht, wenn es Einem auch zuerſt nicht ganz leicht wird, das einzuſehen. Alſo faſſen Sie Vertrauen zu mir, mein Junge, und reden Sie ſich Alles von der Seele weg! Das iſt das Beſte, was man in ſolcher Lage thun kann."

Aber Sigismund ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Ich zweifle nicht, daß Sie es gut meinen, aber wenn es ſich auch ſo verhielte, wie Sie annehmen — davon kann man nicht ſprechen, Herr Sandory!"

„So will ich Ihnen die Beichte leicht machen; es iſt genug, wenn Sie Ja oder Nein dazu ſagen. Alſo dieſe kleine Nixe hat Sie am Narrenſeil herumgeführt, hat Ihnen eingeredet, daß ſie Ihre Liebe erwiedert —"

Jetzt fiel ihm der junge Kaufmann beinahe heftig in's Wort: „Fräulein Elli hat nichts derartiges gethan, ich ſchwöre es Ihnen. Sie iſt ſo wenig einer Lüge, als irgend einer anderen unlauteren Handlung fähig. Ich kann es nicht zugeben, daß man ſie beſchimpft."

„Geben Sie mir Ihre Hand, mein junger Freund!

Ihre Ritterlichkeit macht Ihnen Ehre, und ich liebe Sie darum, wie viel Thorheit auch immer darin ſtecken mag. Alſo Fräulein Elli hat Sie nicht verrathen. Aber ſie iſt jedenfalls abgereist, ohne Ihnen Lebewohl zu ſagen, und ſie wird nach aller menſchlichen Vorausſicht niemals wiederkommen. Das Idyll iſt alſo zu Ende, und es hilft nichts, die Ohren hängen zu laſſen. Oder haben Sie etwa noch einen anderen Grund, dieſe plötzliche Abreiſe der Frau Pollnitz zu betrauern?"

Sigismund drehte ſein Geſicht zur Seite. „Verlangen Sie nicht, daß ich mich darüber ausſpreche. An dem, was einmal geſchehen iſt, läßt ſich ja doch nichts mehr ändern."

„Alſo wirklich! Nun, dieſe zärtliche Mutter iſt nicht bedenklich geweſen, das muß man ihr laſſen! Sie haben ihr alſo Geld gegeben — vielleicht eine große Summe?"

„Quälen Sie mich nicht — ich bitte Sie! Ich kann — ich darf es doch nicht ſagen."

„Aber, zum Henker, junger Mann, warum dürfen Sie es denn nicht? Etwa aus Rückſicht auf dieſe Perſon, die Sie hintergangen hat, wie eine ganz gemeine Betrügerin? Sie ſehen doch, daß ich es nicht ſchlecht mit Ihnen im Sinne habe. Aus bloßer Neugier appellire ich ſicherlich nicht an Ihr Vertrauen."

„Nun wohl, ich will nicht, daß Sie meinem Schweigen eine Deutung geben, die etwas Kränkendes für Sie hat. Ja, es iſt, wie Sie vermuthen; und das Geld, das ich ihr gegeben habe — es war nicht einmal das meine. — Und nun laſſen Sie mich gehen! Wenn das Idyll zu Ende iſt, wie Sie ſagen, frommt es auch nicht, noch viele Worte darüber zu machen."

„Sehr ſchön! Aber wenn ich Sie nun gehen laſſe, was werden Sie dann thun?"

„Was für einen Menſchen in meiner Lage ſelbſtverſtändlich iſt, Herr Sandory!"

„Auf gut deutsch: Sie werden sich eine Kugel vor den Kopf schießen oder dergleichen? Das Leben ist ja in solchem Fall immer das Erste, was ihr jungen Leute wegzuwerfen pflegt."

„Ich habe nur noch die Wahl zwischen dem Gefängniß oder dem Tode. Und ich glaube wohl, daß Sie sich ebenso entscheiden würden wie ich, wenn Sie das Unglück hätten, in meiner Haut zu stecken."

„Schwerlich! Man müßte mir denn zuvor die unumstößliche Ueberzeugung beibringen können, daß mit einem solchen Pistolenschuß auch wirklich Alles zu Ende sei. Aber ich gebe zu, daß ich kein mustergiltiges Vorbild bin, und wir wollen meine Person darum ganz bei Seite lassen. — Jenes Geld war das Eigenthum Ihres Vaters?"

„Nein! Es war mir von meinem Chef anvertraut worden, damit ich eine binnen Kurzem fällige Versicherungsprämie davon bezahle."

„Und wie groß war die Summe?"

„Zweitausend Mark."

„Die Sie dem Weibe natürlich bis auf den letzten Groschen ausgeliefert haben?"

„Ja! Frau Pollnitz versprach das Darlehen innerhalb einer Woche zurück zu erstatten, und ich hoffte, daß eine Entdeckung vorher nicht erfolgen würde."

„Ein Genie — diese Schauspielerin! Sie haben keine Aussicht, den Betrag zu ersetzen, auch wenn Sie sich Ihrem Vater entdecken?"

„Meinem Vater?" rief Sigismund schmerzlich aus. „Ah, wenn Sie ihn kennten, so hätten Sie diese Frage nicht an mich gerichtet."

„Gut denn! So werde ich Ihnen das Geld geben — leihweise natürlich und gegen die Verpflichtung, daß Sie es mir zurückzahlen, sobald Ihre Mittel es Ihnen gestatten."

Digitized by Google

Sigismund eilte auf ihn zu und erfaßte mit beiden Händen seine Rechte.

„Das ist ein großmüthiges Anerbieten. Ich danke Ihnen dafür aus der Tiefe meines Herzens. Aber annehmen kann ich es nicht."

„Wie? Haben Sie sich in die poetische Vorstellung des Todtschießens schon so verliebt, daß Sie sich nicht mehr davon losmachen können? Dann habe ich mich in der Schätzung Ihres Charakters allerdings getäuscht, junger Mann!"

„Sie sollten mir nicht zürnen, denn es würde mir sehr weh thun, gerade Ihnen, der Sie so edelmüthig gegen mich gewesen sind, eine schlechte Meinung zu hinterlassen. Aber Sie müssen doch einsehen, daß ich nicht anders kann. Ich würde vielleicht erst nach Jahren im Stande sein, Ihnen das Darlehen zurückzugeben. Und wenn Sie es auch daraufhin wagen wollten — was wäre mir am Ende damit geholfen? Ob meine Unredlichkeit öffentlich bekannt wird oder nicht, aus meinem eigenen Bewußtsein kann ich sie doch nicht mehr tilgen. Und was ist an dem Dasein eines Menschen gelegen, der sich selber verächtlich geworden ist?"

Sandory stand auf und trat dicht vor den Verzweifelnden hin. „Nun hören Sie mich einmal an, junger Freund, und sagen Sie mir nachher auf Ehre und Gewissen, ob ich Recht habe oder nicht. Alles, was Sie sich und mir da von verlorener Selbstachtung und dergleichen einreden wollen, ist gar nicht Ihr Ernst. Denn Ihr Vergehen war die Dummheit eines verliebten Thoren, aber keine Schlechtigkeit. Tausend Andere würden in der nämlichen Versuchung genau so kläglich unterlegen sein wie Sie, und mit der Angst, die Sie bis zu diesem Augenblick ausgestanden haben, ist Ihr Verbrechen hinlänglich gebüßt. Aber es paßt Ihnen gar nicht schlecht, daß Sie in Ihrer

unverzeihlichen Schuld einen ſo tragiſchen Vorwand haben für Ihre verrückten Selbſtmordabſichten. Als Sie hörten, daß der Gegenſtand Ihrer Anbetung Ihnen für immer entſchwunden ſei, da kamen Sie ohne Weiteres zu dem Schluß, daß nun eben einfach Alles aus ſei, und daß von einem Leben ohne Elli überhaupt nicht die Rede ſein könne. Ein Piſtolenſchuß oder ein Sprung in's Waſſer iſt für einen verrathenen Liebhaber in Ihren Jahren immer der nächſtliegende und ſelbſtverſtändlichſte Ausweg; man braucht im Grunde nicht viel mehr Muth dazu, als man nöthig hat, um ſich einen Zahn ausziehen zu laſſen, und dann iſt etwas ſo verlockend Romantiſches, etwas ſo wunderſam Hirnumnebelndes in dem Gedanken an eine ſo poetiſche Rache. Im Allgemeinen iſt es wohl kaum der Mühe werth, ſolche Schwächlinge, aus denen doch ſelten was Rechtes wird, der Welt zu erhalten. Um Sie aber wäre es ſchade, denn Sie ſind ein talentvoller Menſch und können ſich bei einiger Selbſtzucht mit der Zeit wohl noch zu einem Charakter entwickeln. Darum fragen Sie ſich noch einmal ernſtlich, ob es nicht vielmehr die knabenhafte Verzweiflung über den Verluſt der Geliebten, als die Reue über Ihr vermeintliches Verbrechen iſt, die Ihnen den Revolver in die Hand drücken will. Und dann erinnern Sie ſich gefälligſt, daß auch noch andere Leute außer Ihnen auf der Welt ſind — zum Beiſpiel Ihr Vater und Ihre Mutter; Leute, die es wahrſcheinlich nicht um Sie verdient haben, daß Sie ihnen einen ſolchen Kummer zufügen. Bieten Sie Ihre dichteriſche Phantaſie auf, um ſich die Scenen vorzuſtellen, deren Schauplatz Ihr Elternhaus ſein würde, und wenn Sie das Alles gethan haben, dann ſchämen Sie ſich ein bischen und danken Sie dem Himmel, daß hier zufällig Jemand iſt, der Ihnen aus der Patſche helfen will. Aber vergönnen Sie ſich nicht zu viel Zeit zum Ueberlegen, denn mir iſt an einem Manne nichts ſo

gründlich verhaßt, als haltlos umhertappende Gefühlsduselei! — Hier ſind zwei Tauſendmarkſcheine und da iſt der Schreibtiſch, an welchem Sie mir den Schuldſchein ausfertigen können. Soll ich Ihnen das Ding zur Unterſchrift aufſetzen? — Ja oder Nein? — Ich erwarte eine klare, bündige Antwort, wie ſich's von Mann zu Mann geziemt."

Sigismund fühlte ſich zerknirſcht wie ein gezüchtigter Knabe. „Nun denn, ja!" brachte er nach einem tiefen Athemzuge heraus. „Ich werde redlich verſuchen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Sie in meinen Charakter ſetzen."

Ohne eine weitere Antwort für nöthig zu halten, ließ ſich Sandory vor dem Schreibtiſch nieder und warf mit raſchen Federzügen einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„So! Das kann ich Ihnen nicht erſparen, denn Alles in der Welt muß ſeine Ordnung haben. Ich werde Sie nicht um die Rückzahlung drängen; aber Sie ſollen doch eingedenk bleiben, daß Sie mein Schuldner ſind. Schreiben Sie Ihren Namen darunter und ſtecken Sie das Geld ein. Vielleicht können Sie die Einzahlung bei der Verſicherungsgeſellſchaft noch heute leiſten. Dann iſt die dumme Geſchichte ein- für allemal abgethan."

Mit unſicherer Hand leiſtete Sigismund die verlangte Unterſchrift. Vor ſeinen Augen krochen die Buchſtaben ſo wirr durcheinander, daß er Mühe gehabt haben würde, den Wortlaut des Scheines zu erfaſſen, auch wenn er überhaupt daran gedacht hätte, ihn zu leſen. Noch bevor er die Feder aus der Hand gelegt, hatte ihm Sandory das Papier auch ſchon wieder fortgezogen, um es zu raſcherem Trocknen ein paarmal in der Luft zu ſchwenken und es dann nachläſſig zuſammen zu falten. Als wünſche er, den Beſucher nun ſo ſchnell als möglich los zu werden, reichte er ihm darauf zum Abſchied die Hand.

Digitized by Google

„Keine Redensarten mehr, wenn ich bitten darf! Das ist erledigt, und bis zu dem Tage, an dem Sie mir das Geld zurückbringen, ist davon zwischen uns nicht mehr die Rede."

Er schob ihn fast aus der Thür, und dann streckte er sich wieder bequem auf dem Ruhebett aus, um bei einer frischen Cigarette die vorhin unterbrochene Lektüre von Neuem aufzunehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Das Dienstmädchen, dem er seine Karte gegeben hatte, führte Rudolph Sandory in den kleinen Damensalon der Norrenberg'schen Villa, und schon wenige Augenblicke später trat Dora durch die entgegengesetzte Thür in das Gemach. Sie hatte sowohl in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, wie im Ausdruck ihres Gesichts heute sehr wenig Aehnlichkeit mit jener heißblütigen, ausgelassenen Bacchantin, der vor zwei Tagen die jungen Herren der Waldenberger Gesellschaft ihre Huldigungen zu Füßen gelegt hatten. Ein dunkles Kleid von beinahe gesuchter Einfachheit umschloß ihre prächtige Gestalt; ihr Haar war ganz schlicht gescheitelt und am Hinterkopf ohne alles kokette Raffinement zu einem dicken Knoten aufgesteckt; auf ihrem Antlitz aber lag ein herber Ernst, der das Harte und Herrische darin auffallend stark hervortreten ließ. Es war, als ob ihr darum zu thun gewesen sei, so unvortheilhaft als möglich auszusehen; ein einziger Blick in den Spiegel mußte sie jedenfalls belehrt haben, daß heute beinahe Alles aus ihrer Erscheinung verwischt war, was derselben sonst den Reiz einer pikanten, wenn auch fremdartigen Schönheit gegeben.

„Ich hoffe, daß ich den rechten Zeitpunkt getroffen habe, mein gnädiges Fräulein," sagte Sandory, indem er Miene

machte, ihr die Hand zu küssen. „Nur Ihr ausdrückliches Verbot hielt mich ab, mich schon gestern nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Dora hatte ihm ihre Hand fast sogleich wieder entzogen, und ohne daß ihr Gesicht seinen ernsten Ausdruck verlor, deutete sie auf einen der Sessel.

„Gewiß, wir hatten es ja verabredet, daß Sie erst heute kommen sollten," erwiederte sie in jenem kurzen, entschlossenen Ton, der ihm keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß Sie irgend etwas Bedeutsames im Sinne habe. „Ich wünschte mit Herrn Georg Lengfeld zuvor vollkommen im Reinen zu sein."

„Ah, deshalb also! Und hat Ihre Erwartung sich erfüllt?"

„Ja! Mein Vater erhielt gestern Mittag von dem Staatsanwalt diesen Brief."

Sie reichte ihm ein zusammengefaltetes Blatt, das sie in der Kleidertasche getragen.

Als Sandory wie in übergroßem Zartgefühl zögerte, es auseinander zu schlagen, fuhr sie fast ungeduldig fort:

„Lesen Sie! Denn Sie sind doch gekommen, mir beizustehen — nicht wahr?"

„Gewiß! Und wenn Sie befehlen —"

Er überlas den in sehr gleichmäßigen und korrekten Schriftzügen, offenbar nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf niedergeschriebenen Brief, und gab ihr dann mit einem Kopfschütteln das Papier zurück.

„Eine richtige Absage — und dazu in der denkbar nüchternsten Form. Es ist mir geradezu unbegreiflich, wie ein Mensch so sein eigenes Glück mit Füßen treten kann. Dieser Staatsanwalt ist der trockenste Philister, den ich je gesehen habe, und dazu ein ausgemachter Narr."

Um Dora's Lippen zuckte es höhnisch, aber sie be-

wahrte vollkommen ihre gelaſſene, beinahe geſchäftsmäßig kühle Haltung.

„Wenn dieſe Charakteriſtik zutreffend iſt, müſſen Sie es doch wohl verſtehen, daß ich einem ſolchen Menſchen meine Zukunft nicht anvertrauen konnte. Dieſe tragiſch-lächerliche Epiſode meines Lebens liegt alſo fertig und abgeſchloſſen hinter mir."

„Ihr Vater hat ihm bereits geantwortet? Und er hat in die Aufhebung des Verlöbniſſes gewilligt?"

„Was blieb ihm denn Anderes übrig? Wir haben es dem Herrn Staatsanwalt überlaſſen, die Löſung unſerer Beziehungen der Welt gegenüber ganz nach ſeinem Ermeſſen zu erklären."

„Das war ſehr unvorſichtig. Zwiſchen den Zeilen ſeines Briefes iſt ja deutlich genug zu leſen, daß er ſich für ſchwer beleidigt hält und von hochgradiger Erbitterung gegen Sie und Ihren Vater erfüllt iſt. Von ſeiner Ritterlichkeit aber habe ich keine allzu hohe Meinung, und ich fürchte, er wird Sie nicht ſchonen."

„Das iſt auch meine Anſicht. Er wird ſich überall als den Verrathenen aufſpielen, denn er hat ja kein Empfinden für die Kläglichkeit der Rolle, die er damit freiwillig übernimmt."

„So hätten Sie in ſeinem wie in Ihrem Intereſſe ein anderes Arrangement herbeiführen ſollen, mein verehrtes Fräulein."

„Ein anderes Arrangement? Was verſtehen Sie darunter, Herr Sandory?"

„Nun, Sie müſſen doch in Betracht ziehen, daß hier gewiſſermaßen Ihr guter Ruf auf dem Spiele ſteht. Ob ſich der Herr Staatsanwalt durch ſeine Darſtellung nun lächerlich macht oder nicht — jedenfalls kann er Sie dadurch kompromittiren, und es dürfte Ihnen nachher ſehr ſchwer fallen, die Welt, die das Häßlichſte immer am

liebſten glaubt, eines Anderen zu belehren. Man trifft in ſolchen Fällen, wenn ein Bruch nun einmal ganz unvermeidlich geworden iſt, doch wenigſtens eine gütliche Vereinbarung hinſichtlich der Form, in welcher er ſich der Oeffentlichkeit gegenüber vollzieht."

Er ſprach in einem freundlich wohlwollenden, faſt väterlichen Ton. In ſeinem ganzen Benehmen aber war eine Zurückhaltung, die er ſich bei dem Verkehr mit Franz Norrenberg's Tochter bisher nicht auferlegt hatte. Dora ſah ihm ſekundenlang feſt in's Geſicht; dann ſchüttelte ſie mit energiſch abweiſender Geberde den Kopf.

„Mir ſind derartige Komödien in tiefſter Seele zuwider. Und was kann uns auch ſchließlich daran gelegen ſein, die Welt zu täuſchen? Iſt mein guter Name wirklich bedroht, ſo müßte man doch wohl auf ein anderes Mittel ſinnen, ihn unangetaſtet zu erhalten."

Saudory fuhr mit der Rechten wie nachdenklich durch ſeinen langen ſeidenweichen Bart. Nicht der leiſeſte Anflug von Befangenheit zeigte ſich in ſeinem Benehmen. „Ja, wenn es nur ſo leicht wäre, die hunderttauſend Köpfe der giftzüngigen Fama zu zertreten!" meinte er. „Glauben Sie mir, das iſt ein aufreibender und widerwärtiger Kampf, der ſelbſt im günſtigſten Fall nur mit einem Pyrrhusſiege endigen kann."

Dora ſaß kerzengerade auf ihrem Stuhl; das herriſche, in dieſem Moment geradezu unſchöne Antlitz hatte die ſteinerne Unbeweglichkeit einer Maske angenommen. „Nein," unterbrach ſie den Sprechenden ſchroff, „an einen derartigen Kampf habe ich ſelbſtverſtändlich nicht gedacht. Mögen doch die Leute glauben und reden, was ſie wollen, wenn ihnen nur der Vorwand genommen iſt, mich durch ihr hämiſches Mitleid zu beſchimpfen! Das allein iſt es, was ich nicht ertragen könnte und davor ſollen Sie mich bewahren."

Digitized by Google

In leichtem Erſtaunen hob Sandory den Kopf. „Ich? Ja, ich bin natürlich ganz zu Ihren Dienſten; aber wie ich es anfangen ſollte —"

Er ſtand auf, da auch Dora ſich von ihrem Sitz erhoben hatte. Ihr Geſicht ſchien faſt blutlos, und es war, als ob ihr ſtark entwickeltes Kinn ſich noch weiter vorgeſchoben hätte.

„Sie verſtehen mich nicht — ſo laſſen Sie mich etwas deutlicher reden! Sie ſind es, der mich kompromittirt hat, und Ihre Pflicht iſt es, meinen guten Namen wiederherzuſtellen — wenn Sie kein Schurke ſind!"

Weder Beſtürzung noch Zorn, ſondern einzig eine grenzenloſe Verwunderung war es, die ſich in Sandory's Zügen ausprägte.

„Verzeihen Sie mir die Schwerfälligkeit meines Begriffsvermögens, Fräulein Norrenberg, aber ich verſtehe Sie in der That jetzt noch viel weniger als vorher. Wann, in aller Welt, und wodurch hätte ich Sie kompromittirt?"

„Wenn Sie die Stirne haben, eine ſolche Frage an mich zu richten, iſt es wohl müßig, Ihnen Antwort darauf zu geben. Es war alſo niemals Ihre Abſicht, ſich um meine Hand zu bewerben?"

„Aber, mein verehrtes Fräulein, eine ſo ungewöhnliche Frage —"

„Was kümmert es Sie, ob ſie ungewöhnlich iſt oder nicht? Wenn es mir gefällt, meine weibliche Würde wegzuwerfen — Sie wären doch wohl der Letzte, der ſich darüber aufhalten dürfte. Sie ſollen mir nur antworten, kurz und bündig, mit einem einfachen Ja oder Nein! Dazu wenigſtens wird Ihr Mannesmuth doch wohl noch ausreichen."

„Wenn ich die Frage denn wirklich als ernſthaft gemeint anſehen ſoll — nein, mein gnädiges Fräulein, ich

habe einen so vermessenen Gedanken bisher in der That nicht gehegt."

Die Hände des Mädchens hatten sich zu Fäusten geballt. Etwas von der blutgierigen Wildheit eines sprungbereiten Raubthiers funkelte in ihren Augen.

„Gehen Sie!" stieß sie hervor. „Gehen Sie auf der Stelle — sonst schlage ich Ihnen in's Gesicht!"

Rudolph Sandory bückte sich nach seinem Hut und wandte sich zur Thür. „Sie müssen nothwendig etwas zur Beruhigung Ihres aufgeregten Nervensystems thun, Fräulein Norrenberg," sagte er freundlich, als er schon die Hand auf dem Drücker hatte. „Ich werde mir erlauben, Ihren Herrn Vater darauf aufmerksam zu machen."

Damit verließ er das Zimmer, gleichmüthig, wie er es betreten hatte. Als er den Garten durchschritt, sah er Franz Norrenberg's gebrechliche Gestalt langsam die Straße heraufkommen. Er wich den Begegnungen mit seinem alten Freunde sonst keineswegs aus; heute aber schien ihm sehr wenig an einem Zusammentreffen gelegen zu sein, denn er beschleunigte seine Schritte und schlug dann, nachdem er die Gartenthür hinter sich zugeworfen hatte, die entgegengesetzte Richtung ein.

„Wie klug sie es angelegt hatte!" dachte er. „Der Alte sollte uns mitten in einer rührenden Liebesscene überraschen. Aber ich muß mich ergebenst bedanken, Fräulein Tigerkatze! Bei einem Weibe, das man lieben soll, sind die Krallen jedenfalls überflüssig."

Und er wirbelte das spanische Rohr mit dem silbernen Knopf zwischen den Fingern wie ein zwanzigjähriger Jüngling.

— — — — — — — — — — — — —

„Wo ist meine Tochter?" fragte der Bankier, sobald er das Haus betrat. „Sie hat eben einen Besuch gehabt, nicht wahr?"

„Jawohl, erſt in dieſem Augenblick iſt Herr Sandory fortgegangen. Und das Fräulein iſt noch drinnen in dem kleinen Salon.“

Norrenberg ließ ſich kaum Zeit, den Ueberrock abzuſtreifen. Die Adern an ſeinen Schläfen lagen wie dicke blaue Stränge unter der gelben Haut, als er bei ſeiner Tochter eintrat. Dora mochte ihn bereits durch das Fenſter erblickt haben und darauf vorbereitet ſein, daß er ſie ſogleich aufſuchen würde. Jedenfalls hatte ſie in der kurzen Zeit, die ſeit Sandory's Entfernung vergangen war, ihre äußerliche Ruhe vollſtändig zurückgewonnen, und von der furchtbaren Erregung der letzten Minuten war keine Spur mehr auf ihrem Geſicht.

„Dieſer Menſch iſt bei Dir geweſen, Dora, verſuche nicht, es zu leugnen, denn ich habe ihn mit meinen eigenen Augen geſehen. Du empfängſt alſo hinter meinem Rücken ſeine Beſuche!“ ſtieß Norrenberg hervor.

„Iſt es meine Schuld, daß Du abweſend warſt?“ gab ſie gleichmüthig zurück. „Ich würde ihn ſonſt in Deiner Gegenwart empfangen haben.“

„Nein, das hätteſt Du nicht!“ rief der Bankier, deſſen Bruſt in keuchenden Athemzügen arbeitete und der an allen Gliedern zitterte in ſeinem überſchäumenden, ohnmächtigen Zorn. „Denn ich würde ihn zur Thür hinausgeworfen haben — den Schurken — den Dieb!“

„Dann bedaure ich um ſo mehr, daß er bereits freiwillig gegangen war. Du biſt ſo verſchwenderiſch mit Deinen Schmähworten und Drohungen, wenn er nicht dabei iſt, daß ich nachgerade den lebhaften Wunſch empfinde, Du möchteſt ihm das Alles auch einmal in's Geſicht hinein wiederholen.“

„Wünſche Dir das lieber nicht, Dora! Es würde dabei nichts Gutes herauskommen — weder für ihn, noch für uns!“

Digitized by Google

„Eine ſehr dunkle Warnung. Und Du weißt, Vater, daß ich mich vor Geſpenſtern nicht fürchte.“

„Du könnteſt es in dieſem Fall lernen, mein Kind! Es gibt Geſpenſter, die am hellen Tage umgehen und die Einen bis in die Nacht des Wahnſinns treiben können. Aber Du wirſt mich nicht zur Verzweiflung bringen wollen mit Deinem liebloſen Trotz. Was kann dieſer Mann noch von Dir begehren, und was haſt Du mit ihm zu ſchaffen? Iſt es denn nicht genug mit dem Verhängniß, das er bereits über Dich heraufbeſchworen hat — der elende, gewiſſenloſe Geſelle?“

„Und wenn es nun gerade dieſes Verhängniß wäre, das mich an ihn feſſelt?“

„Es gibt nichts, das Dich an ihn feſſeln könnte — nichts! Eher dürfteſt Du Dich an einen hergelaufenen Vagabunden von der Landſtraße fortwerfen, als an ihn. Denn er iſt ein Ausgeſtoßener, ein Verfehmter — er beſudelt die Hand, die er berührt, und er würde das Weib, das verblendet genug wäre, ſich an ihn zu hängen, unfehlbar mit ſich hinabreißen in den Abgrund der Schmach und Schande.“

Es geſchah nicht oft, daß Franz Norrenberg ſich einer ſo pathetiſchen Ausdrucksweiſe bediente. Nur das verzweifelte Beſtreben, ſeine Tochter vor der unglückſeligen Verirrung zu bewahren, der er ſie ſo nahe ſah, gab ihm in dieſem Augenblick Worte ein, die ſeiner Rede ſonſt völlig fremd waren. Es durfte ihn nicht einmal befremden, wenn ſeine eindringliche Beſchwörung Dora viel weniger zu erſchüttern, als in mitleidiges Staunen zu verſetzen ſchien.

„Mein Gott, wie ſchrecklich das klingt!“ ſagte ſie faſt geringſchätzig. „Man ſollte darnach beinahe glauben, daß Dein Freund Sandory geradezu ein verkappter Verbrecher iſt.“

Franz Norrenberg kämpfte einen kurzen, ſchweren Kampf.

Aber die Liebe zu ſeinem Kinde, für das er bis zu dieſer Stunde ja ſchon ſo viel Schwereres gethan, behielt den Sieg.

„Du nennſt es beim rechten Namen," erwiederte er dumpf. „Ja, er iſt ein Verbrecher!"

Er ſah nicht, daß es wie triumphirende Freude in ihren dunklen Augen aufleuchtete, oder er wußte dieſem ſprühenden Blick, der ſich an ſeine Lippen heftete, wenigſtens nicht die rechte Deutung zu geben. Die ſcheinbare Ruhe, mit der ſie ſeine Enthüllung aufnahm, brachte ihn vielmehr vollends zur Verzweiflung.

„Das iſt eine ſehr ſchwere Anklage," ſagte ſie langſam, „eine Beſchuldigung, die ſo abenteuerlich klingt, daß ich ihr wohl nicht ohne Weiteres Glauben ſchenken kann, ſelbſt wenn ſie aus Deinem Munde kommt. Was für ein Verbrechen iſt es denn, das Sandory begangen haben ſoll?"

„Frage mich darnach nicht! — Glaubſt Du, daß ich es bis heute als Geheimniß bewahrt haben würde, wenn ich es verrathen dürfte?"

„Und das ſoll mir genügen? Du mußt mich für ein ſehr thörichtes und unreifes Kind halten, wenn Du das erwarten konnteſt, Vater! Iſt es wirklich Deine Abſicht, Dich auf dieſe Andeutung zu beſchränken, ſo ſoll mir Sandory ſelbſt Auskunft geben. Noch heute werde ich ſie von ihm fordern."

„Nein!" ſchrie er. „Nein — das wirſt Du nicht thun! Gibt es denn gar nichts von kindlicher Ehrfurcht mehr in Deinem Herzen? Habe ich darum ein ganzes Leben voll Sorge und freudloſer Arbeit für Dich aufgewendet, daß Du es jetzt wagen darfſt, mich wie einen Lügner und Verleumder zu behandeln?"

„Du haſt keinen Grund, mir Vorwürfe zu machen. Wenn ich in einer Verbindung mit Sandory das einzige Glück meines Lebens erblickte, könnteſt Du dann von mir fordern, daß ich auf Deinen bloßen Wunſch hin, nur aus

kindlicher Liebe, dieſes Glück zum Opfer brächte? Hieße das nicht Wucherzinſen für erwieſene Wohlthaten begehren? Und daß mich ein leeres Wort, eine Anſchuldigung, die in der Luft ſchwebt, von der Berechtigung Deines Wunſches nicht überzeugen kann — darfſt Du mir das verübeln? Ja, wenn dieſer Mann, den Du jetzt in ſeiner Abweſenheit einen Verbrecher nennſt, ohne Dein Vorwiſſen in unſer Haus gekommen wäre! Aber Du ſelbſt haſt ihn mir zugeführt. Wußteſt Du denn damals nichts von ſeiner angeblichen Schuld?"

„Wie Du mich marterſt, Dora! Ja, ich wußte davon. Aber wie hätte ich ahnen können, daß Du, die verlobte Braut eines Anderen —"

„Du haſt alſo den Verbrecher an Deinem Tiſche bewirthet," fiel ſie ihm unerbittlich in die Rede, „Du haſt ihn in den Häuſern unſerer Bekannten als Deinen Freund vorgeſtellt, Deine Empfehlung war es, die ihm alle Thüren erſchloſſen hat. Und nun mit einem Male ſoll ich Dir glauben, daß er der verächtlichſte der Menſchen ſei — ich ſoll es Dir glauben ohne jeden Beweis, ja, ohne daß Du mir auch nur offenbarſt, worin ſein Verbrechen beſtand!"

„Und wenn ich es Dir nun offenbarte — würdeſt Du Dich dann von ihm losſagen?"

„Sobald es ſich dabei um eine Ehrloſigkeit handelt, gewiß!"

„Nun denn — dieſer Menſch, der ſich jetzt Sandory nennt, iſt ein Dieb, ein gemeiner Dieb. Man würde ihn auf der Stelle in's Gefängniß werfen, wenn man ſeinen richtigen Namen wüßte."

„Ah — und das iſt die Wahrheit? Du biſt deſſen ganz gewiß?"

„Bei meinem Leben ſchwöre ich Dir, Dora, es iſt die Wahrheit!"

„So nenne mir ſeinen Namen!" drängte ſie mit fieberi-

ſchem Eifer, „ſage mir, wann er jene ſtrafbare That begangen hat, wo und gegen wen? Nachdem Du mir ſoviel verrathen haſt, kann es Dir doch nicht ſchwer fallen, mir auch das Letzte noch zu enthüllen.“

Aber Franz Norrenberg ſchüttelte müde den Kopf. „Ich habe Dir ſchon viel mehr geſagt, als ich durfte. Wenn Dir auch das noch nicht genügt, ſo beſitze ich kein weiteres Mittel, Dich vor dem Verderben zu retten.“

Sie gab es noch nicht auf, ihn durch Bitten und Ueberredungsverſuche zum Sprechen zu bewegen; doch er blieb bei ſeinem unerſchütterlichen Nein.

„Es iſt ein Geheimniß, das ich mit mir in's Grab nehmen werde; denn ich — ich habe einen Eid geleiſtet, es niemals preiszugeben.“

Als ſie ſah, daß es unmöglich ſein würde, noch irgend etwas aus ihm heraus zu bringen, änderte Dora plötzlich ihre Haltung. Wie wenn ſie erſt jetzt unter der zermalmenden Laſt der furchtbaren Erkenntniß zuſammenbräche, warf ſie ſich in einen Seſſel.

„Laß mich allein, Vater!“ bat ſie tonlos. „Das muß ich mit mir ſelber auskämpfen.“

„Mein armes, geliebtes Kind! Den ganzen armſeligen Reſt meines jämmerlichen Lebens würde ich mit Freuden hingegeben haben, wenn ich Dir das hätte erſparen können. Aber es mußte ja ſein! Ich durfte Dich doch nicht blindlings in Dein Verderben rennen laſſen.“

„Nein, das durfteſt Du wohl nicht. Und ich danke Dir, wenn Du mich auch vielleicht etwas früher hätteſt aus meiner Blindheit reißen ſollen. Nun, dem Himmel ſei Dank, es war wenigſtens noch nicht zu ſpät.“

Sie duldete ſeine zärtliche Umarmung und den liebevollen Kuß, den er auf ihre Stirn drückte; aber ſobald er mit ſeinen müden Schritten das Zimmer verlaſſen hatte, ſprang ſie in leidenſchaftlicher Wildheit empor und ſchüttelte

ihre geballten Fäuste wie gegen einen unsichtbaren Feind, während es zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervorzischte: „Nun habe ich Dich — nun habe ich Dich! Und nun sollst Du mir Alles, Alles bezahlen!“

Vierzehntes Kapitel.

„Zwei Briefe für den Herrn Doktor, und einer für das Fräulein! — Wünsche gehorsamst guten Morgen!“

Mit seinem stadtbekannten freundlichen Grinsen, das niemals breiter und behaglicher war, als wenn ihm Doktor Ruthardt's hübsches Töchterchen selber die Hausthür aufthat, hatte der alte Postbote Margarethen die eingelaufenen Briefschaften überreicht. Verwundert und neugierig betrachtete sie das für sie bestimmte Billet, dessen Umschlag von sehr feinem Papier, aber ohne jedes Abzeichen war. Die Handschrift, deren markige Züge nur von einem Manne herrühren konnten, war ihr völlig unbekannt, und es ließ sich ihr unter solchen Umständen gewiß kein Vorwurf daraus machen, daß sie den Brief rasch uneröffnet in die Tasche schob, als sie den Schritt ihres Vaters hinter sich auf der Treppe vernahm.

„Guten Morgen, Väterchen!“ rief sie ihm entgegen, und ihr schlechtes Gewissen verrieth sich in der großen Zärtlichkeit, mit der sie ihn auf beide Wangen küßte. „Da sind zwei Sachen für Dich. Hoffentlich stehen nur angenehme Neuigkeiten darin.“

Der Doktor sah heute ungewöhnlich ernst aus. Auf seiner Stirn war eine Falte, die er sonst nur mit nach Haus brachte, wenn ihm einer seiner Patienten gestorben war. Sachte schob er sein Töchterchen zurück.

„Angenehme Neuigkeiten könnte ich brauchen. Wartet schon Jemand im Vorzimmer?“

„Nein, es ist ja erst sieben Uhr. Und Du hast doch

wohl nicht ſchon ſo früh eine Widerwärtigkeit gehabt, lieber Vater?"

„Keine, die Dich etwas anginge, kleiner Grünſchnabel! Geh hinauf und mache Dich nützlich! Deine Mutter iſt eben dabei, einen großen Korb zu packen. Ich fürchte, ſie will ſich wieder auf Krankenviſiten begeben. Sieh wenigſtens zu, daß für uns auch noch eine Kleinigkeit zu eſſen übrig bleibt."

Er fuhr mit der Hand über ihren blonden Scheitel und ging weiter; aber bevor er die Thür ſeines Sprechzimmers erreicht hatte, wandte er ſich noch einmal nach ihr um.

„Haſt Du Walther Sartorius kürzlich geſprochen, Margarethe?"

Es traf ſich glücklich, daß ſie eben eine Stecknadel vor ſich auf den Dielen liegen ſah. Indem ſie ſich darnach bückte, konnte ſie dem Vater wenigſtens ihr thörichtes Erröthen verbergen.

„Ob ich ihn geſprochen habe? Nein — das heißt, ja — auf dem Koſtümfeſt habe ich allerdings ein paar Worte mit ihm gewechſelt."

„Er hat ſonſt keinen Verſuch gemacht, die alten freundſchaftlichen Beziehungen mit Dir oder mit Sigismund wieder anzuknüpfen?"

„Nein! Du hatteſt es ihm ja auch verboten."

„Wenn ich es nicht ſchon gethan hätte, müßte ich es wohl jetzt thun. Du brauchſt nicht gerade unfreundlich gegen ihn zu ſein, falls er Dir einmal zufällig in den Weg kommen ſollte, denn gegen den jungen Menſchen ſelbſt hege ich nicht den geringſten Groll. Aber es wäre mir doch lieb, wenn ſolche Begegnungen nach Möglichkeit vermieden würden. Die Familie Sartorius iſt für uns künftighin am beſten nicht mehr vorhanden."

Er trat in ſein Zimmer und Margarethe ſtieg langſam zu ihrer Mutter hinauf. Sie wußte ſelber nicht recht,

Digitized by Google

warum ihres Vaters Worte, die ja keineswegs unfreundlich gewesen waren, sie in eine so betrübte Stimmung versetzt hatten. Aber die Niedergeschlagenheit mußte ihr wohl vom Gesicht zu lesen sein, denn Frau Ruthardt, die vor einem mit allerlei guten und kräftigen Eßwaaren bedeckten Tische stand, erkundigte sich sogleich, was ihrer Grethe denn Uebles widerfahren sei.

„O es ist nichts," meinte Margarethe mit erheuchelter Gleichgiltigkeit, wenn auch mit recht unsicherer Stimme. „Der Vater wollte mir verbieten, einen Verkehr mit Walther Sartorius zu unterhalten. Aber es war ein überflüssiges Verbot, denn von einem solchen Verkehr ist ja ohnedies keine Rede."

„Das will ich hoffen," erklärte die Mutter sehr bestimmt, und ihr gutmüthiges Gesicht bewölkte sich zusehends. „Es wäre wenigstens eine unerhörte Dreistigkeit von dem jungen Manne, wenn er sich uns auch jetzt noch aufdrängen wollte."

Margarethe antwortete nichts und war ihrer Mutter eine Zeitlang schweigend behilflich, die einzelnen sorgfältig abgetheilten Portionen in den großen Marktkorb zu packen, mit dem man des Doktors Dienstmädchen beinahe täglich hinter ihrer rundlichen Herrin einherschreiten sah. Dabei ließ es Frau Ruthardt nicht an den nöthigen Anweisungen fehlen und begleitete die meisten von ihnen noch mit einer beweglichen Schilderung des Elends, das sie da oder dort angetroffen.

Als Alles beinahe fertig war, erinnerte sie sich, daß sie trotz alles Ueberlegens etwas vergessen hatte.

„Richtig — zu Tolzmanns muß ich ja auch einen Kuchen mitnehmen und irgend eine Kleinigkeit aus dem Spielwaarenladen. Der zweite Junge hat heute seinen Geburtstag. Lieber Gott — das arme Kind! Fünf Geschwister, von denen die beiden jüngsten noch nicht einmal

laufen können — der Mann seit sechs Wochen keine Arbeit, und die Frau krank am Gelenkrheumatismus! Es ist ein Jammer, daß so etwas in der Welt vorkommen muß. Weißt Du, Grethe, den Rest von dem Schweinebraten könnten wir wohl lieber mit in das Packet für die Tolzmanns legen. Wickle ihn nur wieder aus, für die alte Prippenow mit ihrem schwachen Magen ist er doch vielleicht zu schwer."

„Eigentlich finde ich es sehr ungerecht, Mutter," sagte Margarethe schüchtern, während sie dem Befehl gehorchte. „Er kann doch im Grunde gar nichts dafür."

Verwundert sah Frau Ruthardt auf. „Wer kann nichts dafür? Der Schweinebraten oder der Prippenow'n ihr schwacher Magen?"

„Ach, nicht doch! Sprachen wir denn nicht eben von Walther Sartorius?"

„Das war ja schon vor einer Viertelstunde — es muß Dir sehr am Herzen liegen. Nun, ich will Dir etwas sagen, mein Kind! Wenn heute Einer Deinen Vater auf der Straße hinterrücks überfiele und ihm einen Messerstich oder so 'was versetzte, möchtest Du dann mit einem solchen Schurken oder mit Jemandem von seiner Familie noch irgend etwas zu schaffen haben?"

„Nein, gewiß nicht! Aber das ist doch auch gar kein passender Vergleich. Bei dem ganzen Streit zwischen dem Stadtrath Sartorius und dem Vater handelt es sich ja blos um eine Meinungsverschiedenheit wegen der dummen Wasserleitung."

„So? Um eine Meinungsverschiedenheit? Weißt Du auch, was der Stadtrath Sartorius gestern gethan hat? Er war als Vertreter des Magistrats in der Stadtverordnetensitzung, wo über das neue Projekt endgiltig Beschluß gefaßt werden sollte. Und als sich die Gegner seines Planes auf die von Deinem Vater ausgearbeitete Denk-

ſchrift beriefen, da hatte er den Muth, mit verſteckten, aber für Jedermann hinreichend verſtändlichen Worten anzudeuten, daß der Doktor Ruthardt wahrſcheinlich für ſeine Agitation bezahlt ſei und dies Alles gegen ſeine beſſere Ueberzeugung geſchrieben habe. Iſt das nicht ganz dasſelbe und noch viel ſchlimmer, als wenn ein Strolch aus dem Hinterhalt über einen argloſen Spaziergänger herfällt? — Nun, zum Glück waren in der Verſammlung Männer, die eine ſo ſchändliche Verleumdung Deines Vaters nicht ſtillſchweigend duldeten. Nach dem Bericht, den uns einige Ohrenzeugen noch geſtern Abend erſtatteten, hat der Herr Stadtrath Sartorius mit ſeinem hinterliſtigen Angriff ſich ſelber recht ſchlechte Dienſte geleiſtet. Denn er mußte es geſchehen laſſen, daß ihm ſehr harte Dinge geſagt wurden, und ſchließlich wurde auch ſein Projekt mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Aber ſeine That bleibt nichtsdeſtoweniger in ihrer ganzen Schändlichkeit beſtehen, und die Herren, die es für ihre Pflicht hielten, Deinen Vater davon zu unterrichten, meinten, er ſolle den feigen Ehrabſchneider ohne Weiteres vor die Schranken des Gerichtes fordern."

Die kleine Frau hatte ſich tüchtig in Hitze geredet, aber auch auf Margarethens Geſicht flammte die Entrüſtung.

„Und wird er es thun?" fragte ſie in athemloſer Spannung.

„Nein, das entſpricht nicht ſeiner Art. Als die Herren von der Genugthuung ſprachen, die er ſich unter allen Umſtänden verſchaffen müſſe, meinte er nur: ‚Der Stadtrath Sartorius hat ſoeben bewieſen, daß er ein Lump iſt. Mit Lumpen aber laſſe ich mich grundſätzlich nicht ein, weder im Guten noch im Böſen!' — Den Anderen mag es ja wohl den Eindruck gemacht haben, als ob die Sache damit für ihn erledigt ſei. Auch zu mir hat er nicht weiter darüber geſprochen. Aber ich weiß ihn zu verſtehen, ſelbſt

wenn er ſchweigt, und ich kenne ſein Geſicht. Es hat ihn ſchwer getroffen, ſage ich Dir, und es wird eine gute Weile dauern, ehe er es ganz verwunden hat. Denn der Stadtrath Sartorius war ſein Freund, und wenn Dein Vater von einem Manne, den er einmal für ſeinen Freund gehalten hat, ſagen muß, daß er ein Lump iſt, ſo koſtet ihn das ein Stück von ſeinem Herzen. — Warum er Dir aber verboten hat, mit Jemand zu verkehren, der zum Hauſe des Stadtraths gehört, wirſt Du nun doch hoffentlich verſtehen."

„Ja, liebe Mutter, und es iſt gut, daß ich Alles erfahren habe. Nun weiß ich doch, wie ich mich zu verhalten habe, wenn er es noch einmal wagen ſollte, ſich mir zu nähern."

Der große Korb war bis zum Rande gefüllt. Frau Ruthardt hüllte ihre kleine behäbige Geſtalt in einen altmodiſchen Radmantel, unter dem ſich am beſten allerlei Packete und Packetchen verbergen ließen; ſtehenden Fußes trank ſie eilig noch ein Täßchen Kaffee und machte ſich dann, von dem heimlich ſeufzenden Dienſtmädchen gefolgt, auf den Weg in die „Armenpraxis", wie es Doktor Ruthardt zu nennen pflegte.

Traurig und bekümmert, wie ſie es ſeit langer, langer Zeit nicht geweſen war, ging Margarethe ihren häuslichen Verrichtungen nach. Den Brief mit der unbekannten Handſchrift hatte ſie längſt vergeſſen, und nach Verlauf von Stunden erſt wurde ſie durch ein Raſcheln des Papiers in ihrer Taſche wieder an ihn erinnert. Ohne beſondere Neugierde zog ſie ihn hervor und löſte den Umſchlag. Aber was ſie da las, war denn doch in hohem Maße darnach angethan, ihre Theilnahme zu erregen.

Das Schreiben lautete:

„Sehr verehrtes Fräulein!

Bevor ich dieſe Stadt — wahrſcheinlich auf immer —

verlasse, liegt es mir ob, eine äußerst peinliche, doch leider unabweisbare Pflicht zu erfüllen. Ein Zufall, für dessen Herbeiführung ich dem Schicksal in diesem Augenblick keineswegs dankbar bin, hat mich zur mithandelnden Person in einer Angelegenheit von sehr ernster Bedeutung werden lassen. Es ist möglich, daß ich dabei nicht von allem Anbeginn vollkommen korrekt verfahren bin, aber der gewiß verzeihliche Wunsch, einem von mir hochverehrten Manne schweren, vielleicht unheilbaren Kummer zu ersparen, durfte die leisen Bedenklichkeiten meines Gewissens anfänglich wohl zum Schweigen bringen. Erst durch meinen neuerdings gefaßten Entschluß, wieder in die weite Welt hinaus zu gehen, werde ich vor die unerbittliche Nothwendigkeit gestellt, ohne Rücksicht auf die Trübsal, die daraus entstehen könnte, den strengen Geboten der Pflicht zu folgen. Es ist mir leider nicht möglich, mich auf dem Papier deutlicher über diesen traurigen Konflikt und seine Ursachen auszusprechen; aber der Umstand, daß ich mir überhaupt herausnehmen darf, Sie damit zu behelligen, muß Sie bereits ahnen lassen, um wen es sich handelt. In der That stehen die hier in Frage kommenden Personen Ihrem Herzen so nahe, daß ein Kummer, von dem Jene betroffen würden, auch Sie nur zu sehr in Mitleidenschaft ziehen müßte. Der Gedanke, daß Sie dann vielleicht in mir den eigentlichen Urheber des ganzen Unglücks erblicken und meiner mit noch tieferem Abscheu gedenken würden, als es wohl schon ohnedies der Fall ist, verschärft das Peinvolle meiner Lage fast bis zur Unerträglichkeit. Keinen hochherzigeren Beweis verzeihender Großmuth könnten Sie mir gewähren, als wenn Sie mir Gelegenheit gäben, mich persönlich mit Ihnen auszusprechen, ehe ich in der leidigen Sache jenen entscheidenden Schritt thue, der so verhängnißvolle Folgen haben kann, und den ich darum so gern vermieden hätte, wenn man mir eine Möglichkeit dazu zeigen

könnte. Man ſagt ja, daß Frauenherzen in ſolchen Fällen erfinderiſcher ſeien, als der Verſtand des Mannes, dem die unverrückbaren Schranken des Pflichtbewußtſeins den Blick einengen. Vielleicht vermag Ihre Kindesliebe wirklich den rettenden Ausweg zu entdecken, den ich bisher vergebens zu finden ſuchte. Halten Sie ſich verſichert, mein verehrtes Fräulein, daß Niemand glücklicher darüber ſein würde als ich, der Ihnen und den Ihrigen von ganzem Herzen nur das Allerbeſte wünſcht.

Aber die Zeit drängt, und ich darf nicht daran denken, Sie in Ihres Vaters Hauſe aufzuſuchen, wenn nicht zugleich Alles, was ich ſo gern bis zum letzten, grauſamſten Augenblick verſchweigen möchte, offenbar werden ſoll. Deshalb wage ich es, Sie noch für den heutigen Tag um eine kurze Unterredung an drittem Orte zu bitten. Ich werde Sie zwiſchen elf und zwölf Uhr Vormittags in jener Villenſtraße außerhalb der Stadtmauer erwarten, wo ich Sie am Tage meiner Ankunft in Waldenberg zum erſten Mal geſprochen. Und ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich von nichts Anderem zu Ihnen ſprechen werde, als von dieſer Angelegenheit, die mir jetzt noch allein am Herzen liegt. Wenn Sie trotzdem nicht erſcheinen und mir auch bis elf Uhr keine Antwort in den ‚König von Spanien‘ ſenden, ſo nehme ich an, daß Sie mich dadurch ſtillſchweigend ermächtigen, lediglich nach den Geboten der Pflicht zu handeln, und ich werde Ihnen auch dafür dankbar ſein, weil ich den Gedanken an die unvermeidlichen Folgen dieſes Handelns dann wenigſtens ohne quälenden Selbſtvorwurf werde ertragen können.

In tiefer Verehrung Ihr treueſter Diener

Rudolph Sandory.“

Zum dritten Male ſchon hatte Margarethe dieſen räthſelhaften Brief geleſen, ohne etwas Anderes zu begreifen, als daß ſich irgend ein furchtbares Geheimniß hinter ſeinen

unverſtändlichen Andeutungen verberge. Ihr Herz klopfte ſo ungeſtüm, und ihre Kniee zitterten ſo, daß ſie ſich niederſetzen mußte. Rathlos und verzweifelt ſtarrte ſie auf das unglückſelige Blatt, deſſen kalte, ſtarre Schriftzüge ſie vor eine ſo ſchwere Entſcheidung ſtellten. Ein Blick auf die Wanduhr hatte ſie belehrt, daß es ſchon einige Minuten über Elf war. Sie hatte alſo nicht einmal Zeit, ernſtlich mit ſich ſelber zu Rathe zu gehen. Für eine Botſchaft in den „König von Spanien" war es zu ſpät, denn Sandory mußte, um das verabredete Stelldichein ſeinerſeits inne zu halten, das Hotel längſt verlaſſen haben. Ihre Mutter, der ſie ſich vielleicht anvertraut haben würde, befand ſich irgendwo im Armenviertel der Stadt, wo ſie gewiß ſtundenlang vergeblich nach ihr geſucht hätte; ſonſt aber gab es keinen Menſchen, den ſie um Rath und Beiſtand hätte angehen können.

Und mit jeder Sekunde, die ſie hier in unthätigem Zaudern verſtreichen ließ, konnte die unbekannte Gefahr, die ihr deſto ſchrecklicher ſchien, je weniger ſie ihre wahre Beſchaffenheit ahnte, zum unabwendbaren Verhängniß werden. Daß dieſer Brief nicht geſchrieben worden ſei, nur um ſie ohne Noth zu ängſtigen und zu erſchrecken, dünkte ſie um ſo gewiſſer, je öfter ſie ihn las. Hier mußte es ſich wirklich um das Glück ihrer Familie, um das Wohl oder Wehe eines ihrer nächſten Angehörigen handeln, und wenn ſie jetzt aus falſchem Schicklichkeitsgefühl den rechten Augenblick verſäumte, beſchwor ſie damit vielleicht ein namenloſes Unheil über Diejenigen herauf, die ſie auf Erden am zärtlichſten liebte.

Das war eine Vorſtellung, die ſie nicht lange zu ertragen vermochte. Sie barg den verhängnißvollen Brief und eilte auf ihr Zimmer, um ſich haſtig zum Ausgehen fertig zu machen. Schon nach wenig Minuten kam ſie in Hut und Jacke herab, ertheilte der alten Aufwärterin, die

Digitized by Google

jetzt ganz allein im Hause zurückblieb, die nöthigen Anweisungen für die Fertigstellung des Mittagessens und machte sich mit todesbangem Herzen auf den Weg.

Je näher sie der von Sandory bezeichneten Straße kam, desto ängstlicher wurde ihr zu Muth, und ihre Füße wollten sie zuletzt kaum noch tragen. Sie fürchtete sich vor dieser Unterredung, wie wenn sie zu ihrer Hinrichtung ginge, und doch wiederholte sie sich immer und immer wieder den einzigen Wunsch: „Wenn er des Wartens nur noch nicht überdrüssig geworden ist! Wenn ich ihn nur noch finde!“

Die Besorgniß wenigstens, daß Sandory bereits gegangen sein könnte, war eine grundlose gewesen. Schon von Weitem gewahrte sie seine hohe Gestalt, wie er anscheinend gemächlich unter den Bäumen dahinschritt, welche die Straße schmückten. Sonst war es hier draußen, wie gewöhnlich, ganz menschenleer, und er hätte für eine ungestörte Aussprache wirklich kaum einen geeigneteren Ort vorschlagen können, als diesen. Da er gewiß schon lange auf sie gewartet hatte, war es kein Wunder, daß er ihrer nun sofort ansichtig geworden war und ihr mit etwas beschleunigten Schritten entgegenkam.

Gerade vor der Villa Franz Norrenberg's trafen sie zusammen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Fräulein Ruthardt,“ redete Sandory mit einer freundlich ernsten Zurückhaltung, wie sie der seltsamen Form der Einladung wohl entsprach, das junge Mädchen an. „Es ist mir wahrlich schwer genug geworden, Ihnen ein solches Opfer anzusinnen.“

„Soeben erst habe ich Ihren Brief gelesen,“ erwiederte Margarethe, ohne ihn anzusehen, hastig. „Sie können sich denken, daß er mich in große Bestürzung versetzt hat, und daß ich es für meine Pflicht halten mußte, Ihrer Aufforderung zu folgen. Aber ich bitte Sie nun auch dringend,

mir so schnell als möglich zu sagen, was Sie mir mitzutheilen wünschen."

„Gewiß, ich werde Sie nicht lange mit unnützen Vorreden quälen," versicherte er, indem er dicht an ihrer Seite dahinschritt und sich beim Sprechen ein wenig zu ihr herabbeugte, wie um ihr seine gedämpfte Stimme dadurch besser verständlich zu machen. „Sie ahnen bereits, daß es sich um Ihren Bruder handelt?"

Margarethe schüttelte den Kopf.

„Nein, aus den Andeutungen Ihres Briefes ließ sich das nicht ersehen. Und wie sollte ich auf Sigismund gerathen haben, da ich doch nicht im Geringsten begreife, was das Alles bedeutet."

„So hören Sie! Ihr unerfahrener Bruder ist hier in schlechte Gesellschaft gerathen. Er hat hinter dem Rücken Ihrer Eltern lebhaften Verkehr mit Damen vom Theater unterhalten und sich dadurch schließlich zu leichtfertigen, ja, unehrenhaften Handlungen verführen lassen."

„Das ist nicht wahr!" fuhr Margarethe unwillig auf. „Es mag sein, daß er in seiner Unerfahrenheit und in seiner Neigung zur Schwärmerei etwas gethan hat, das thöricht ist; einer Schlechtigkeit aber, einer Ehrlosigkeit ist er nicht fähig."

„Daß Sie so von ihm denken, ist begreiflich, aber ich muß Ihren Glauben an die Makellosigkeit seines Charakters leider zerstören. Was er gethan hat, war nicht nur moralisch verwerflich, sondern es würde ihn im Fall einer Entdeckung auch vor den Strafrichter gebracht haben."

„Und was — was hat er begangen?"

„Er hat eine größere Summe unterschlagen, die ihm von seinem Chef, dem Bankier Norrenberg, zum Zwecke einer Zahlung anvertraut worden war. Sie werden trotz Ihrer Unkenntniß der betreffenden Gesetzesbestimmungen wissen, mein liebes Fräulein, daß solche Vergehen sehr

ſtreng geahndet werden, um ſo ſtrenger, wenn nicht die Noth, ſondern lediglich ein Hang zu ausſchweifenden Vergnügungen als Triebfeder der verbrecheriſchen Handlung anzuſehen iſt."

Die Beſtimmtheit ſeiner niederſchmetternden Mittheilung ſchloß ja eigentlich jeden Zweifel an ihrer Richtigkeit aus, aber Margarethe konnte ſich doch immer noch nicht entſchließen, daran zu glauben.

„Es iſt unmöglich," beharrte ſie. „Vielleicht ſpricht der Schein gegen ihn, oder er iſt das Opfer eines unglücklichen Verhängniſſes geworden. Er, der von jeher für ſeine Perſon ſo anſpruchslos war und nie ein Bedürfniß nach beſonderen Vergnügungen hatte —"

„Sie dürfen mich nicht mißverſtehen. Ich ſagte ja ſchon, daß auch ich ihn nur für einen Verführten halte. Lediglich die Schwäche ſeines Charakters war es, die ihn zu Fall gebracht hat. Die traurige Thatſache ſelbſt bleibt aber leider beſtehen, was man auch immer an mildernden Umſtänden für die Beurtheilung des Falles erſinnen mag. Und Ihr Bruder iſt ſich, wie Sie aus dieſem Dokument erſehen mögen, der Schwere ſeines Vergehens vollkommen bewußt."

Er hatte ſeiner Brieftaſche ein Papier entnommen, das er Margarethe überreichte. Dies Blatt war nun freilich eine furchtbare und unzweideutige Beſtätigung alles deſſen, was ſie ſoeben gehört, denn da ſtand der Name Sigismund Ruthardt in der wohlbekannten Handſchrift ihres Bruders unter einem Schuldbekenntniß von zweifelloſer Klarheit.

Das kurze Schriftſtück, welches mit der Bezeichnung „Schuldſchein" verſehen war, lautete:

„Hierdurch beſtätige ich, daß ich am heutigen Tage von Herrn Rudolph Sandory eine Summe von zweitauſend Mark als zinsfreies Darlehen empfangen habe, welchen

Betrages ich bedurfte, um eine von mir gegen den Bankier Herrn Franz Norrenberg begangene Unterſchlagung in gleicher Höhe zu decken. Ich bekenne, daß ich ohne die Hilfe des Herrn Sandory einer Entdeckung meines Vergehens und einer gerichtlichen Beſtrafung nicht mehr hätte vorbeugen können; es wird mir alſo eine Ehrenpflicht ſein, das Darlehen zurückzuzahlen, ſobald meine Mittel es mir geſtatten."

„Das iſt ſchrecklich!" brachte ſie mit bebenden Lippen hervor. „Alles Andere hätte ich eher für möglich gehalten, als das."

Sandory verwahrte das Dokument wieder ſehr ſorgfältig in ſeiner Brieftaſche. Eine ganze Weile gingen ſie ſtumm nebeneinander her. Es war, als ob er die ſchreckliche Neuigkeit eine Zeitlang auf Margarethens Gemüth wirken laſſen wolle, ehe er zu dem eigentlichen Zweck dieſer Unterredung überging. Vielleicht auch wollte er ſie nur durch ſein Schweigen zwingen, ihn darnach zu fragen.

Und als ihr die Stille unerträglich wurde, ſagte ſie denn auch in der That: „Sie haben ihn alſo gerettet — die Gefahr einer Entdeckung iſt nicht mehr vorhanden. Wie aber ſoll ich dann die Andeutungen in Ihrem Briefe verſtehen, die mich ſo ſehr beunruhigt haben? Es kann doch unmöglich Ihre Abſicht geweſen ſein, ihm an dem einen Tage beizuſtehen, nur um ihn an dem nächſten zu verderben."

„Eine ſolche Abſicht liegt mir ſelbſtverſtändlich ganz fern. Ich liebe den jungen Mann trotz ſeiner Fehler, als ob er mein Bruder wäre, und wie an einem Bruder gedachte ich an ihm zu handeln. Als er vor einigen Tagen völlig verzweifelt zu mir kam, feſt entſchloſſen, ſich der Schmach einer Beſtrafung durch freiwilligen Tod zu entziehen, da würde ich, um ihn an der Ausführung eines ſolchen Entſchluſſes zu hindern, unbedenklich noch viel größere Opfer gebracht haben — nicht ſo ſehr ſeinetwegen, als um

Ihres edlen Vaters willen, den ich aufrichtig verehre. Aber ich würde Beiden einen sehr schlechten Dienst geleistet haben, wenn ich mich einfach mit der Hergabe des Geldes, das ja für mich nur einen sehr geringfügigen Betrag darstellt, hätte begnügen wollen. Für jene charakterschwachen Naturen, denen Ihr Bruder nun einmal zugezählt werden muß, kann nichts so leicht verhängnißvoll werden, als der unerwartet glückliche Ausgang einer ersten Verirrung. In der Hoffnung, daß ein ähnlicher günstiger Zufall sich auch künftig noch zu rechter Zeit einstellen werde, unterliegen sie nur um so sicherer jeder neuen Versuchung. Die schwere Verantwortung für eine solche Folge meines Eingreifens durfte ich unmöglich auf mich nehmen. Aber es kostete mich harte Kämpfe, zu einem Entschluß zu gelangen. Der Bankier Norrenberg ist mir befreundet, und wenn ich ihn unter vertraulicher Mittheilung des Vorgefallenen ersucht hätte, den jungen Mann für die Folge strenger zu beaufsichtigen, ihm jedenfalls nie mehr eine erhebliche Geldsumme anzuvertrauen, so würde er wohl mir zu Liebe Ihrem Bruder nichts von seiner Kenntniß verrathen haben. Aber ich konnte mich doch nicht entschließen, diesen Weg einzuschlagen, denn Sigismund's Schuld hätte immerhin einen weiteren Mitwisser gehabt, und sein Prinzipal würde niemals aufgehört haben, ihn mit geheimem Mißtrauen zu betrachten."

„Wie gut ist es, daß Sie es nicht gethan haben!" fiel Margarethe aufathmend ein. „In einer wie bedauernswerthen Lage würde sich mein armer Bruder für alle Zukunft Herrn Norrenberg gegenüber befunden haben!"

„So blieb mir also nur noch die Möglichkeit, Herrn Doktor Ruthardt Alles zu offenbaren."

„Wie? Meinem Vater?" rief das junge Mädchen zum Tode erschrocken. „O, Sie kennen ihn nicht, Herr Sandory, wenn Sie daran im Ernst gedacht haben. So gut und

edel er ist, so streng und unerbittlich kann er auch sein. Ich habe es oft gehört, mit welcher Verachtung er sich über Leute ausgesprochen hat, die etwas Ehrloses begangen hatten. Er würde Sigismund sicherlich niemals verzeihen, würde sich gewiß für immer von ihm lossagen. Und welch' ein furchtbarer Kummer wäre es für ihn! Nein — nein — nein! Kein Pflichtgefühl konnte Ihnen gebieten, eine solche Grausamkeit zu begehen."

„Aehnliche Befürchtungen, mein liebes Fräulein, kamen auch mir, zumal es gerade der Gedanke an den Zorn seines Vaters war, der Ihrem Bruder seiner Versicherung nach die Selbstmordabsichten eingegeben hatte. Ich brachte also die Stimme meines Gewissens zum Schweigen und entschied mich für die letzte aller vorhandenen Möglichkeiten, nämlich dafür, künftighin selber die Aufsicht über die Lebensführung des schwachen jungen Mannes zu übernehmen. Es wäre eine schwere und verantwortliche Aufgabe gewesen, mit der ich mich da belastet hätte, aber ich glaube wohl, daß es mir möglich geworden wäre, sie mit gutem Gelingen zu lösen. Denn ich besitze das Vertrauen Ihres Bruders, und er ist im Grunde eine fügsame, leicht zu lenkende Natur. So würde ich sein Schifflein wohl glücklich an allen Klippen und Untiefen vorbei geführt haben, bis er moralisch hinreichend erstarkt wäre, um das Steuer selber zu lenken. Es wäre für ihn gewiß der annehmbarste Ausweg gewesen."

„Und warum sind Sie nun mit einem Male anderen Sinnes geworden?" fragte Margarethe in angstvoller Spannung. „Was hat Sie dahin gebracht, Ihren hochherzigen Entschluß zu bereuen?"

Sandory zauderte mit der Antwort, und es war wie ein leiser Klang von Wehmuth in seiner Stimme, als er endlich sagte: „Nicht weil ich ihn bereute, habe ich ihn aufgegeben, sondern weil ich über der Sorge für einen

Anderen ganz vergeſſen hatte, daß ich auch nur ein Menſch bin — ein ſchwacher Menſch mit einem fühlenden und leidenden Herzen."

„Sie müſſen verzeihen, wenn ich Sie nicht verſtehe. Können Sie ſich nicht etwas deutlicher erklären?"

„Ich hätte es gern vermieden, Fräulein Ruthardt, denn ich habe Ihnen brieflich mein Wort gegeben, nur von der Angelegenheit Ihres Bruders zu ſprechen, und ich möchte meinem Gelöbniß nicht untreu werden."

„Aber es handelt ſich ja doch auch um nichts Anderes, als um ihn. Weshalb haben Sie mich hierher beſchieden, wenn Sie nun in Räthſeln zu mir ſprechen wollen?"

„Wohl, Sie haben Recht. Und wir können ja auch die Beweggründe unerörtert laſſen, die mich beſtimmen, dieſe Stadt ſchon in den nächſten Tagen und auf Nimmerwiederkehr zu verlaſſen."

„Sie wollen fort — das ſtand ſchon in Ihrem Briefe. Und deshalb ſollen nun mein Vater und mein armer Bruder für ihr ganzes Leben unglücklich werden?"

„Wenn Sie die Güte hatten, meiner früheren Darlegung mit einiger Aufmerkſamkeit zu folgen, ſo werden Sie begreifen, daß ich eine Verantwortung für die weiteren Geſchicke des jungen Herrn Ruthardt nur ſo lange auf mich nehmen kann, als ich in ſeiner Nähe weile. Mit dem Augenblick, da ich von hier abreiſe, iſt auch meine Macht über Ihren Bruder zu Ende, und darum muß ich — nachdem ich mich einmal in einem gewiſſen Sinne zu ſeinem Mitſchuldigen gemacht habe — in jenem Augenblick die Aufgabe, ihn zu überwachen, in andere Hände legen."

„Sie wollen alſo, ehe Sie fortgehen, mit meinem Vater ſprechen und ihm dies ſchreckliche Papier zeigen, wie Sie es mir gezeigt haben?"

„Es iſt meine Pflicht, Fräulein Ruthardt, eine Pflicht,

der ich mich nur auf Koſten meiner eigenen Gewiſſensruhe entziehen könnte."

„Aber es darf nicht geſchehen — niemals darf es geſchehen! Ihre Abſicht iſt gewiß die allerbeſte, denn Sie haben ſich ja bis jetzt ſehr edel und freundſchaftlich gegen meinen Bruder benommen; aber Sie würden mit einem ſolchen Schritt gerade das Gegentheil von dem erreichen, was Sie beabſichtigen. Mein Vater würde ihn verſtoßen, ſo daß er fortan ganz ſich ſelbſt überlaſſen wäre. Wir Anderen aber, die wir doch völlig unſchuldig ſind, würden mit ihm unglücklich werden. Sie können nicht bei Ihrem Vorſatz beharren, wenn ich Sie bitte — recht von Herzen bitte, davon abzuſtehen."

„Fordern Sie mein Vermögen, Fräulein Margarethe, fordern Sie mein Leben, und ich werde mich nicht weigern, es hinzugeben! Eine Bitte wie dieſe aber kann ich nicht erfüllen. Der Wahlſpruch meines Lebens lautet: ‚Zuerſt die Pflicht!' Bis zu dieſer Stunde bin ich ihm niemals mit Bewußtſein untreu geworden. Es würde mich für immer aller Selbſtachtung berauben, wenn ich gerade in dieſem Fall ſchwach genug wäre, dem Drängen meines unvernünftigen Herzens nachzugeben."

Der ſchmerzlich bewegte Ton, in dem er das ſagte, nahm ihr noch mehr als der Inhalt ſeiner Worte die Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, ihn von ſeinem unglückſeligen Vorhaben abzubringen. Dennoch gab ſie den Verſuch nicht ohne Weiteres auf. Große Thränen zitterten an ihren Wimpern, während ſie ihm neue, noch beweglichere Vorſtellungen machte, und mit aller Feſtigkeit, die ſie noch in den Klang ihrer Stimme zu legen vermochte, erklärte ſie endlich, daß ſie ſelber die Bürgſchaft für ihres Bruders künftige Rechtſchaffenheit übernehmen wolle.

Aber es war Alles vergeblich, denn Sandory ſchüttelte mit wehmüthig-ernſtem Lächeln den Kopf.

Digitized by Google

„Sie bedenken nicht, mein verehrtes Fräulein, daß Sie da etwas verſprechen, was über Ihr Vermögen geht. Ihr Bruder würde Ihnen in der Folge ſeine Geheimniſſe ebenſo wenig anvertrauen, als er es bisher gethan hat, und Sie würden von einer neuen Verirrung ſicherlich erſt erfahren, wenn es zu ſpät wäre, die Folgen abzuwenden. Das iſt keine Aufgabe für ein junges Mädchen. Nur Ihrem Vater kann ſie zufallen, nachdem es mir leider unmöglich geworden iſt, ſie durchzuführen."

Da endlich konnte die Frage nicht mehr unausgeſprochen bleiben, die ſie ſo lange in einer faſt inſtinktiven Scheu unterdrückt hatte.

„Und warum iſt es Ihnen unmöglich? Weshalb müſſen Sie nun plötzlich fort, während es doch noch vor Kurzem Ihre Abſicht war, ſich dauernd in Waldenberg niederzulaſſen?"

„Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe, Fräulein Margarethe! Ich glaubte ja auch, damit fertig zu werden; aber es geht nicht, es iſt ſtärker als ich. Ich muß in einer neuen Umgebung, in Abenteuern und Gefahren Vergeſſenheit zu finden ſuchen für den Gram, den ein kläglich zerronnener Glückstraum in mir hinterlaſſen."

Margarethens Kopf hatte ſich tief geſenkt, ſo daß Sandory nicht erſpähen konnte, was bei ſeinen elegiſch klingenden Worten in ihren Zügen vorging. Aber er mußte ſeiner Sache trotzdem ſehr ſicher ſein, denn er wartete ruhig darauf, daß ſie eine weitere Frage thun würde. Und er wartete in der That nicht vergebens.

„Es mag Ihnen ſehr thöricht vorkommen, Herr Sandory," ſagte ſie nach einem langen Schweigen ſo leiſe, daß er ſich nun wirklich herabbeugen mußte, um ſie zu verſtehen, „aber ich möchte Sie doch fragen, ob Ihr Entſchluß, abzureiſen, vielleicht in irgend welchem Zuſammenhange ſteht mit — mit meiner Perſon?"

Digitized by Google

„Das können Sie noch fragen?“ gab er zurück, und kein Schauspieler hätte den bitteren Schmerz einer verschmähten Liebe überzeugender zum Ausdruck bringen können. „Ich wollte Sie nicht mehr damit belästigen, und es kommt mir gewiß nicht in den Sinn, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen — aber darüber, daß ich nur Ihretwegen mein unstetes Wanderleben wieder aufnehme, konnten Sie doch wahrlich nicht im Zweifel sein.“

„Und so wäre ich es — ich, auf die alle Schuld für den Jammer fiele, den Ihre Abreise nach sich ziehen soll? O, das ist grausam! So hart können Sie sich nicht an einem wehrlosen Mädchen rächen wollen!“

„Wer spricht von Rache, Fräulein Ruthardt! Sie haben mich schroff und bestimmt zurückgewiesen, als ich Ihnen in einem unbewachten Augenblick die heißen Empfindungen meines Herzens verrieth. Das war namenlos schmerzlich für mich; aber es war unzweifelhaft Ihr gutes Recht, und ich müßte ein ganz erbärmlicher Geselle sein, wenn ich den Wunsch hätte, mich dafür an Ihnen zu rächen. Aber ich kann nicht länger in Ihrer Nähe leben, nachdem ich weiß, daß es für mich nichts mehr zu hoffen gibt, ich kann nicht die Luft derselben Stadt mit Ihnen athmen, kann das Haus nicht sehen, unter dessen Dache Sie verweilen, ohne daß es immer auf's Neue wie mit scharfen Messern in meinem Herzen wühlt. Meine Liebe zu Ihnen ist nicht von jener leichten Art, die sich mit einer Abweisung abfindet wie mit einer beliebigen anderen vereitelten Hoffnung. Ich werde an der Enttäuschung unter allen Umständen zu tragen haben bis an mein Lebensende; aber wenn ich hier bliebe, würde ich wahrscheinlich eines schönen Tages verrückt darüber werden.“

Er sprach jetzt ohne alles Pathos, in einem weichen, natürlich klingenden Ton, der etwas sehr Eindringliches und Ueberzeugendes hatte. Ueber Margarethe ging ein

Erſchauern, und mächtig drängte das Blut nach ihrem Herzen. Daß er ſie ſo lieben könnte — nein, das hätte ſie nimmermehr für möglich gehalten. Es war etwas Beängſtigendes für ſie in dem Gedanken und doch zugleich etwas Berauſchendes, etwas, das ſie insgeheim beinahe wünſchen ließ, er möchte noch weiter ſo zu ihr reden.

Und der ſchöne dunkelbärtige Mann an ihrer Seite wußte, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen war, die ſo lange bewahrte Zurückhaltung aufzugeben. Als bereite es ihm ein ſchmerzliches Vergnügen, die friſchen Wunden in ſeinem Herzen von Neuem bluten zu machen, ſprach er ihr mit all' der warmen, bilderreichen Beredtſamkeit, die durch ſein biegſames Organ nur um ſo unwiderſtehlicher wurde, fort und fort von ſeiner Liebe, die für ihn ſchon ſeit Wochen gleichbedeutend geworden ſei mit ſeinem Daſein überhaupt. Nicht um ſeine Zuhörerin zu gewinnen, denn er ſchien die erlittene Zurückweiſung noch immer als eine unwiderrufliche zu betrachten, ſondern als ob es ihm lediglich darum zu thun ſei, die Beleidigung, die er ihr auf dem Koſtümfeſt zugefügt, in einem milderen Lichte erſcheinen zu laſſen, ſchilderte er ihr die unbezwingliche Macht dieſer Leidenſchaft, die blitzartig über ihn gekommen ſei, als er ſie hier in dieſer nämlichen Straße zum erſten Male geſehen, die bei jeder neuen Begegnung mächtiger in ihm aufgeflammt ſei, und deren verzehrende Gluthen nicht eher in ihm erlöſchen würden, als mit ſeinem letzten Athemzuge. Um ihretwillen allein war er in Waldenberg geblieben, das er urſprüglich ſchon nach kurzem Aufenthalt wieder hatte verlaſſen wollen; um ihretwillen allein hatte er, der verwöhnte Weltmann, ſich in die engen Verhältniſſe der kleinen Stadt gefunden, und um ihretwillen würde er mit Freuden ſein Leben hier beſchloſſen haben, wenn ihm das köſtliche Glück zu Theil geworden wäre, ihre Liebe zu gewinnen.

Margarethe hatte ihn nicht unterbrochen, aber Sandory ſelbſt ſchien mit einem Male zu der Erkenntniß zu kommen, wie zwecklos das Alles ſei.

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Margarethe!“ bat er. „Ich habe mich gegen meine urſprüngliche Abſicht hinreißen laſſen, von Dingen zu ſprechen, die Ihnen nur peinlich ſein können. Doch Sie ſind nun auch für alle Zukunft davor geſichert. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals im Leben wiederſehen werden.“

„Das iſt Ihr unwiderruflicher Entſchluß? Und wann wollen Sie reiſen?“

„Morgen. Ich würde den Anſchluß an den nächſten Dampfer des oſtaſiatiſchen Lloyd ſonſt nicht mehr erreichen.“

„Wenn ich Sie nun aber bäte, mir zu Liebe noch eine kurze Zeit zu bleiben?“

„Ihnen zu Liebe? O, Sie ahnen nicht, mein Fräulein, wie viel Grauſamkeit gegen mich in dieſen kleinen drei Worten iſt. Was thäte ich nicht Ihnen zu Liebe! Und doch — könnten Sie Ihre Macht über mich mißbrauchen, um meine Qualen zwecklos zu verlängern?“

„Aber es — es könnte doch vielleicht ſein — daß ich — daß ich während dieſer Zeit — zu einer anderen — ach, ich weiß ja nicht, wie ich es Ihnen ſagen ſoll —“

Sie war in Thränen ausgebrochen. Stürmiſch erfaßte Sandory ihre Hand und zog ſie von dem zuckenden Geſichtchen herab.

„Iſt es denn möglich, daß ich Sie recht verſtehe, Margarethe? So wäre doch noch nicht alle Hoffnung für mich verloren? Es gibt eine Stimme in Ihrem Herzen, die für mich ſpricht? O, ich beſchwöre Sie, ſeien Sie aufrichtig gegen mich! An Ihren Lippen hängt in dieſem Augenblick vielleicht die Entſcheidung über mehr als ein Menſchenſchickſal.“

Digitized by Google

Nur die furchtbare, rathloſe Seelenangſt war es geweſen, die Margarethen jene letzten Worte erpreßt hatte. Sie hatte gewiß nicht die Abſicht gehabt, ihm irgend welche Verſprechungen zu machen, denn unter all' den widerſtreitenden Gedanken und Empfindungen, die in ihrer jungen Seele um die Herrſchaft kämpften, war die ſtärkſte doch noch immer ein unbezwingliches Grauen vor der Leidenſchaft dieſes Mannes, deren wilde Gluth ſie gefühlt hatte, als er ſie ſekundenlang in ſeinen Armen gehalten.

Nun aber hatte er ſie mit einer klug berechneten Wendung wieder an den eigentlichen Zweck ihrer Hierſeins, an die ſchreckliche Verantwortung erinnert, die ſie mit einer verneinenden Erwiederung auf ſich nahm. Mit einer furchtbaren Deutlichkeit ſah ſie das Bild ihres unglücklichen Bruders vor ſich, wie er mit durchſchoſſener Stirn leblos am Boden lag; und dann erinnerte ſie ſich an die kummervolle Falte, die ſie heute Morgen zwiſchen ihres Vaters Augenbrauen geſehen; ſie dachte an den bitteren Schmerz, der ihm bereits durch den tückiſchen Verrath ſeines ehemaligen Freundes zugefügt worden war, und es ſtand plötzlich als eine unumſtößliche Gewißheit in ihr feſt, daß für ſie kein Opfer zu ſchwer ſein dürfe, um den neuen, härteren Schlag von ſeinem Haupte abzuwenden.

„Laſſen Sie mich nicht in dieſer Ungewißheit, Margarethe!" drängte Sandory von Neuem. „Sie haben gehört, daß ich alle meine Hoffnungen begraben, daß ich jeden vermeſſenen Gedanken an Ihren Beſitz aufgegeben hatte. Darum wecken Sie nicht aus flüchtigem Mitleid in mir eine beglückende Zuverſicht, die ſich ſpäter abermals als Täuſchung erweiſen könnte. Zum zweiten Male — das ſchwöre ich Ihnen — könnte ich ſolche Täuſchung nicht überwinden. Wenn Sie mich jetzt auffordern, zu bleiben, ſo werde ich Sie überhaupt nie mehr verlaſſen, denn durch eine ſolche Aufforderung hätten Sie ſich mir für immer

zu eigen gegeben. Darum frage ich noch einmal, Margarethe: soll ich gehen?"

Er hielt noch immer ihre Hände fest, und es war ihr, als ob von dort aus ein Gluthstrom durch ihren Körper rieſele. Sie drehte den Kopf zur Seite, um ihm ihr Geſicht nicht zeigen zu müſſen, und ihre Kindesliebe gab ihr den Muth, das entſcheidungsſchwere Wort auszuſprechen, bei deſſen Klang ſie zuſammenzuckte, als wäre es nicht von ihren eigenen, ſondern von fremden Lippen gekommen.

„Nein!"

„Mein theures, geliebtes Mädchen!" flüſterte er. „Mein Kleinod! Meine Braut! So darf ich denn bei Deinem Vater um Dich werben?"

Margarethe hatte ihre Hände freigemacht und erglühend das Taſchentuch an die Augen gedrückt, denn ſie ſah erſt jetzt, daß Jemand die Straße heraufkam, der ſie möglicherweiſe ſchon minutenlang beobachtet haben konnte.

„Laſſen Sie mir Zeit!" flehte ſie leiſe. „Nur noch ein paar Tage, damit ich mich in dies Alles hineinfinden kann. Ich werde es Ihnen ganz gewiß ſagen, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen iſt."

„Du darfſt über mich befehlen, wie es Dir gefällt, meine ſüße, kleine Herrin! Aber Du wirſt meine heiße Sehnſucht nicht allzu hart auf die Probe ſtellen — nicht wahr?"

„Und mein Bruder? Sie werden ſeinen Fehltritt nun keinem Menſchen mehr verrathen — am wenigſten meinem Vater?"

„Da ich nicht aus Waldenberg fortgehe, bin ich glücklicherweiſe nicht mehr dazu gezwungen. Ich werde ihm von nun an im wahren Sinne des Wortes ein Bruder ſein. Das häßliche Geheimniß aber bleibt zwiſchen uns Dreien begraben."

Er begleitete ſie bis an die alte Stadtmauer zurück,

Digitized by Google

wo ſie ihn dringend bat, ſie jetzt zu verlaſſen. Die Nähe vieler Vorübergehender hinderte ihn zu ihrer namenloſen Erleichterung an jedem Verſuch einer Liebkoſung, und ſo haſtig machte ſie ſich von ihm los, daß ihm nicht einmal Zeit blieb, ſie um ihre Einwilligung zu einem neuen Stelldichein zu befragen.

Rudolph Sandory aber war mit dem Gang der Ereigniſſe trotzdem vollauf zufrieden. Lächelnden Antlitzes begab er ſich zum Frühſtück in ſein Hotel, und während er über den Marktplatz ging, ſagte er vor ſich hin: „Sie hat richtig während der ganzen Zeit hinter dem Fenſtervorhang geſtanden. Nun wird innerhalb der nächſten vierundzwanzig Stunden wohl ſo ziemlich die ganze Stadt von meiner Zuſammenkunft mit der kleinen Grethe zu erzählen wiſſen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Das Glas Portwein, das ſich Franz Norrenberg alltäglich zum Frühſtück aus einer benachbarten Reſtauration in ſein Komptoir bringen ließ, war heute unangerührt geblieben. Schlaff und verfallen ſaß der Bankier in ſeinem Schreibſtuhl. Auch der raſtloſe Arbeitstrieb, dem ſeine Willenskraft bisher noch immer zum Siege über die ſtetig zunehmende körperliche Schwäche verholfen hatte, ſchien allmälig einzuſchlummern. Ein großer Theil der Morgenpoſt lag noch unerledigt vor ihm auf der Platte des Schreibtiſches, und wenn er ſich auch von Zeit zu Zeit aufraffte, um in der unterbrochenen Thätigkeit fortzufahren, ſo legte ſich ihm doch jedesmal ſchon nach Verlauf von wenig Minuten die dumpfe, lähmende Müdigkeit wieder auf Kopf und Glieder.

Da wurde an die verſchloſſene Thür geklopft, die aus dem Kabinet auf den Treppenflur hinaus führte. Mit

einem Stöhnen fuhr Franz Norrenberg empor. Das harte, kurze Pochen, das er nur zu gut kannte, wirkte auf seine Nerven, als hätte man mit einem eisernen Hammer unbarmherzig an sein krankes, schmerzendes Gehirn geklopft. Angstvoll irrte sein Blick umher, wie wenn er halb unbewußt nach einem Ausweg suche zur Flucht; dann aber, da der Einlaß Heischende sein Begehren noch ungestümer wiederholte, erhob er sich mühsam vollends, um zu öffnen.

„Ich glaubte, Sie hätten Besuch, da Sie mich so lange warten ließen," sagte Rudolph Sandory statt des Grußes. „Es ist übrigens das letzte Mal, daß ich hier hinten anklopfe. Diese Geheimnißkrämerei ist geradezu lächerlich."

„Versprechen Sie mir lieber, daß der heutige Besuch überhaupt Ihr letzter sein soll," erwiederte Norrenberg matt. „Ich muß gestehen, daß ich nicht erwartet hatte, Sie noch einmal hier zu sehen. Was können Sie denn jetzt noch von mir wollen?"

„Sie sollen es gleich erfahren. Zuerst etwas Geschäftliches! — Sie werden mir alle diese Effekten abkaufen. Ich habe die Umrechnung bereits besorgt. Es sind nach dem gestrigen Kurse genau zweihundertundvierzehntausend siebenhundert und sechzig Mark. Ich wünsche den ganzen Betrag in barem Gelde und zwar möglichst in Tausendmarkscheinen zu erhalten."

„Es ist unmöglich! Sie können sich denken, daß ich eine so große Barsumme nicht in Bereitschaft habe."

Sandory zog das versiegelte Packet, das er auf den Schreibtisch geworfen hatte, wieder zu sich heran.

„Ich gebe Ihnen also bis morgen Zeit, sie zu beschaffen. Senden Sie einen Ihrer Buchhalter mit dem Gelde in mein Hotel! Ich werde dem Ueberbringer alsdann die Effekten, deren Verzeichniß ich Ihnen hier zurücklasse, einhändigen."

Digitized by Google

„Aber ich weiß in der That nicht, ob es mir möglich sein wird —"

„Lassen Sie uns nicht viel unnütze Worte machen," wehrte Sandory kurz und fast befehlend ab. „Das Geschäft muß innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden erledigt sein — hören Sie? Es muß erledigt sein. Was soll es also helfen, des Langen und Breiten darüber zu schwatzen!"

Der Bankier überflog das Verzeichniß der Werthpapiere und verwahrte es in einem Fach seines Schreibtisches. Es war eine stumme Erklärung des Einverständnisses, die dem Anderen vollkommen zu genügen schien; denn er betrachtete den Gegenstand ihres bisherigen Gespräches nunmehr offenbar als abgethan. Sich ein wenig in seinen Stuhl zurücklehnend und Franz Norrenberg fest in's Gesicht blickend, sagte er plötzlich in scharfem, feindseligem Tone: „Und nun zu etwas Persönlichem! Sie haben hinter meinem Rücken irgend eine Schurkerei angezettelt, weil Sie mich damit los zu werden hofften. Begehen Sie nun wenigstens nicht noch obendrein die Feigheit, es zu leugnen."

Der kranke, gebrochene Mann war viel zu stumpf und müde, um auch seinerseits eine kampfbereite Haltung anzunehmen.

„Ich wüßte nicht, was es da für mich abzuleugnen gäbe," erwiederte er beinahe theilnahmslos, „denn ich habe nichts gegen Sie unternommen."

„Sie haben die Staatsanwaltschaft oder die Waldenberger Polizei also nicht auf mich aufmerksam gemacht — haben keine anonyme Anzeige gegen mich erstattet oder durch Andere erstatten lassen?"

„Ich müßte von Sinnen gewesen sein, wenn ich es gethan hätte. Würde Ihr Verderben denn nicht auch das meinige sein?"

Sandory durchbohrte ihn fast mit den Augen; aber

der Ausdruck dieſes ſchlaffen, gelben, von unheilbarer Krankheit gezeichneten Geſichts ſchien ſeinen erſten Verdacht zu entkräften.

„Wenn das die Wahrheit iſt, dann haben Sie etwas noch Schlimmeres gethan — Sie haben geſchwatzt.“

„Nein. Was bringt Sie denn überhaupt auf eine ſolche Vermuthung?“

„Das will ich Ihnen ſagen. Ich erhielt in der Frühe des heutigen Tages eine Vorladung vor das Polizeiamt, der ich natürlich ſofort Folge leiſtete. Der Schwachkopf, dem man in dieſem Krähwinkel die Leitung dieſer Behörde anvertraut hat, fühlte plötzlich ein lebhaftes Bedürfniß, ſich über meine perſönlichen Verhältniſſe und beſonders über meine Vergangenheit zu unterrichten. Da man meine Papiere ſchon einmal gleich nach meiner Ankunft geprüft und ſelbſtverſtändlich in beſter Ordnung gefunden hatte, wagte er es nicht recht, mich als verdächtiges Individuum zu behandeln. Er bemühte ſich vielmehr, bei ſeinen Fragen äußerſt fein und diplomatiſch zu Werke zu gehen; aber er war zu ſeinem Schaden bei Weitem der Dümmere von uns Beiden. Obwohl er ohne Zweifel entſchloſſen geweſen war, es mir zu verſchweigen, wußte ich doch ſchon nach den erſten fünf Minuten, daß ich in einer anonymen Denunziation beſchuldigt worden ſei, einen falſchen Namen zu führen und eine ſchwere Strafthat auf dem Gewiſſen zu haben. In wem aber ſollte ich den Urheber dieſes Schurkenſtreiches vermuthen, wenn nicht in Ihnen, dem einzigen Menſchen, der über meine Vergangenheit unterrichtet iſt?“

Franz Norrenberg lauſchte mit weit vorgeneigtem Oberkörper. Alle Stadien höchſter Seelenangſt ließen ſich in dem Spiel ſeiner Geſichtsmuskeln verfolgen.

„Ich wiederhole, daß ich keinen Antheil daran habe,“ ſtieß er keuchend hervor. „Aber weiter — was iſt weiter

geſchehen? Es iſt nichts entdeckt worden? Sie wurden unbehelligt entlaſſen?"

Sandory lächelte verächtlich. „Auf einen alten Fuchs muß man andere Hunde hetzen, als einen aſthmatiſchen Mops, wenn man ihn fangen will. Unſere Unterhaltung hatte keine andere Folge, als daß die Herren von der Polizei bei ihrer Beendigung noch viel höflicher waren, als bei ihrem Beginn."

„Und Sie glauben, daß damit die Gefahr nun wirklich vorüber ſei?"

„Ich weiß es nicht; denn ich konnte über den Inhalt der Denunziation keine volle Gewißheit erlangen. Ich vermuthe, daß ſie direkt an die Staatsanwaltſchaft gerichtet worden iſt. Und man müßte eben abwarten, ob von dort aus weitere Schritte geſchehen."

„Wie? Das wollen Sie abwarten? Ja, ſehen Sie denn nicht ein, daß es unter ſolchen Umſtänden für Sie keine andere Rettung mehr gibt, als ſchleunige Flucht? Ich werde Ihnen auf Ihre Effekten ſofort Alles geben, was ſich an barem Gelde in meinen Kaſſen befindet, und den Reſt werde ich Ihnen morgen unter irgend einer ſicheren Adreſſe nachſenden. Nur fort müſſen Sie, auf der Stelle fort!"

„Ereifern Sie ſich nicht ohne Noth!" unterbrach ihn Sandory kalt. „Es ſieht aus, als ob ſolche Aufregung Ihnen ernſtlich ſchaden könnte. Was ich zu thun oder zu laſſen habe, weiß ich ganz genau, und Sie wären gewiß der Letzte, von dem ich mich berathen ließe. Noch einmal frage ich Sie: haben Sie mich an irgend Jemand verrathen?"

„Nein — nein! Es iſt ja doch mein eigenes Intereſſe, das mir Schweigen auferlegt."

„Sie haben alſo zu keinem Menſchen von meiner Vergangenheit geſprochen, auch nicht zu Ihrer Tochter?"

Franz Norrenberg wollte mit derſelben haſtigen Verneinung antworten; doch unter Sandory's durchdringendem Blick blieb ihm das Wort in der Kehle ſtecken. Er wandte ſein Geſicht ab, um dieſen Blick nicht länger ertragen zu müſſen, und ſank noch hilfloſer in ſich zuſammen.

„Alſo Fräulein Dora!" fuhr der Andere mit unheimlicher Ruhe fort. „Und was haben Sie ihr erzählt?"

Da raffte der Bankier noch einmal all' ſeine Kraft zuſammen. „Sie ſind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß meine Tochter die Denunziantin geweſen ſei. Das iſt ein wahnwitziger Gedanke! Woher nehmen Sie das Recht, ihr eine ſolche Handlungsweiſe zuzutrauen?"

„Aus meiner Kenntniß des weiblichen Herzens. Ein verſchmähtes Weib iſt noch ganz anderer Dinge fähig, ſelbſt wenn es von Haus aus weniger furienhaft veranlagt wäre, als Ihr ſchönes Töchterchen."

„Ein verſchmähtes Weib? Sie hätten alſo meine Dora verſchmäht — Sie?"

„Ich war leider durch die Umſtände dazu genöthigt. Aber wir wollen uns nicht mit der Erörterung von nebenſächlichen Dingen aufhalten. Die Beweggründe der jungen Dame liegen für mich ſo klar zu Tage, daß es keines Streites darüber bedarf. Es handelt ſich für mich nur noch darum, zu erfahren, inwieweit ſie mir mit ihren Rachegelüſten gefährlich werden kann. Alſo offen und ohne Hinterhalt: was haben Sie ihr erzählt?"

Franz Norrenberg wand ſich auf ſeinem Stuhl wie in körperlichen Schmerzen.

„Es war beinahe nichts, was ich ihr geſagt habe," ſtöhnte er, „einige allgemeine Andeutungen, die nichts Beſtimmtes errathen ließen. Ich hatte ja kein anderes Mittel mehr, ſie aus dem Bann dieſer unglückſeligen Neigung zu befreien. Und vor meiner Vaterpflicht mußten am Ende doch alle Rückſichten verſtummen."

„Ich habe keine Veranlaſſung, mich mit Ihnen über Ihre Vaterpflichten auseinander zu ſetzen. Ueber Ihre Pflichten gegen mich aber werden wir ſogleich in's Reine kommen. Zuvor nur noch eine Frage — und ich rathe Ihnen gut, wenn ich Ihnen empfehle, ſie der Wahrheit gemäß zu beantworten: kennt Ihre Tochter den Namen, den ich damals führte, und weiß ſie irgend etwas, das die Behörden bei weiteren Nachforſchungen auf die richtige Fährte leiten könnte?“

„Nein — ich ſchwöre es Ihnen — nein! Ich habe ihr geſagt, daß es einen dunklen Punkt in Ihrer Vergangenheit gebe — ſonſt nichts! Und ſchon deshalb kann es nicht Dora geweſen ſein, die jene Anzeige gegen Sie erſtattet hat.“

„Dann wäre alſo noch nichts verloren, und meine ſchöne Freundin hätte zu früh triumphirt. Selbſtverſtändlich wird die Reihe des Verhörtwerdens nun an Sie kommen.“

„An mich?“ rief Norrenberg, ſich mit beiden Händen an die Armlehne ſeines Seſſels klammernd. „Hat man Ihnen auf der Polizei das geſagt?“

„O nein, ſo dumm iſt man dort doch nicht geweſen. Aber man braucht nicht eben viel Scharfſinn, um zu dieſem Schluß zu gelangen. Wenn Fräulein Dora ſich nicht ſtark genug fühlte, mich aus eigener Kraft völlig zu vernichten, ſo hat ſie dieſe ehrenvolle Aufgabe unzweifelhaft Ihnen zugedacht. Ich möchte wetten, daß Sie noch heute den Beſuch eines Geheimpoliziſten oder irgend eine Vorladung erhalten werden, um über Ihre angebliche Mitwiſſenſchaft Auskunft zu ertheilen.“

Der Bankier ſtarrte wie ein Geiſtesabweſender vor ſich hin. „Das wäre das Ende,“ kam es von ſeinen blutloſen Lippen. „Lieber den Tod!“

„O, es iſt durchaus nichts Fürchterliches dabei. Sie

brauchen ja nur zu erklären, daß an jener Denunziation kein wahres Wort ist, und daß Sie von meiner Vergangenheit nur die allerschönsten und schmeichelhaftesten Dinge wissen. Wir haben uns bei früheren Unterhaltungen hinlänglich darüber verständigt, wie den Leuten unsere alte Freundschaft zu erklären sei, und dabei müssen Sie natürlich jetzt auch den Behörden gegenüber bleiben."

Aber der Andere schüttelte verzweifelnd den Kopf. „Ich könnte es nicht — schon der Gedanke an ein Verhör bringt mich fast um den Verstand. Ich habe nicht mehr Ihre Spannkraft und Widerstandsfähigkeit — Sie sehen ja, ich bin ein kranker Mann."

„Das sehe ich allerdings; aber ich habe, wie Sie begreifen werden, keine Lust, darunter zu leiden. Und nun geben Sie wohl Acht auf das, was ich Ihnen sagen werde, denn es dürfte sich mir nicht leicht eine Gelegenheit bieten, es zu wiederholen. Es ist im eigentlichsten Sinne des Wortes Ihr und Ihrer Tochter Schicksal, das Sie da in den Händen halten. Ob man uns wegen jener alten Geschichte jetzt noch den Prozeß machen könnte, ist fraglich; aber ich will nicht genöthigt sein, Waldenberg als ein Geächteter zu verlassen. Mehr als je bin ich entschlossen, meinen Platz in der guten Gesellschaft dieser Stadt zu behaupten. Welchen Grund ich dazu habe, mag Ihnen gleichgiltig sein. Es muß Ihnen genügen, daß ich es will. Gerade jetzt, wo ich auf dem Punkte bin, ein mit ungewöhnlichen Opfern und Mühen erstrebtes Ziel zu erreichen, würde ich den als meinen Todfeind ansehen, der mich absichtlich oder unabsichtlich um den Preis meiner Anstrengungen beträge. Und ich bin nicht der Mann, Nachsicht gegen meine Feinde zu üben. Selbst wenn man mich schon in der nächsten Stunde verhaftete, würde ich noch Zeit genug finden, Sie und Ihre Tochter erbarmungslos zu Grunde zu richten. Meine Vorbereitungen dazu

ſind getroffen, und nun iſt es in Ihre Macht gegeben, ob das Verhängniß über Ihr Haus hereinbrechen oder ob es gnädig daran vorübergehen ſoll. Der Augenblick, der mich nöthigt, von hier abzureiſen, beſiegelt Ihr Verderben. Sagen Sie das Ihrer ſchönen Tochter und hüten Sie ſich, es zu vergeſſen, wenn Sie demnächſt in die Lage kommen, Auskunft über mich zu ertheilen! Ich habe Verſprechungen wie dieſe bisher noch nie unerfüllt gelaſſen. — Und nun genug! Morgen Mittag pünktlich um zwölf Uhr erwarte ich im ‚König von Spanien' Ihren Abgeſandten mit dem Gelde. Es wird unſer letztes Finanzgeſchäft ſein, und ich werde Sie dabei nicht betrügen." —

Auch als der Beſucher ihn längſt verlaſſen hatte, ſaß Franz Norrenberg noch immer als ein Bild des Jammers faſſungslos vor ſeinem Schreibtiſch. Wenn alles dies ihn vor zwei oder drei Jahren getroffen hätte, als er noch ein geſunder Mann und im Vollbeſitz ſeiner Kräfte war, ſo würde er gewiß damit fertig geworden ſein. Ja, er hätte dann auch wohl ein Mittel gefunden, ſich des ſchrecklichen Peinigers ſchon am Tage ſeiner Ankunft wieder zu entledigen. In ſeinem jetzigen Zuſtande aber dachte er nicht einen Augenblick mehr daran, ſich mit dem überlegenen Gegner zu meſſen. Von dem ganzen Geſpräch, das ſie ſoeben geführt hatten, war ihm eigentlich nichts Anderes im Gedächtniß haften geblieben, als die düſteren Drohungen ſeines ehemaligen Genoſſen. Er zweifelte ſo wenig an ihrer Ernſthaftigkeit, als an Sandory's Macht, ſie zur Ausführung zu bringen. Und wenn er auch für ſeinen eigenen kargen Lebensreſt vielleicht nichts mehr gefürchtet hätte — die Vorſtellung, daß auch ſein geliebtes Kind rettungslos in ſeinen tiefen Fall mitgezogen werden würde, zerriß ihm die Seele.

Er glaubte ja noch immer nicht daran, daß Dora die Verrätherin geweſen ſei. Noch in derſelben Stunde, wo

er ihr die Augen über den wahren Charakter des Mannes geöffnet hatte, an dem sie mit so unbegreiflicher Leidenschaft hing, war er, von Angst und Reue gefoltert, zu ihr zurückgekehrt und hatte sie beschworen, seine Mittheilungen als ein unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren. Und nun sollte sie trotzdem jene heimtückische Handlung begangen haben? An was in aller Welt hätte er dann noch glauben können, wenn sein flehentlicher Appell an ihre Kindesliebe so wenig Eindruck auf sie gemacht hatte, und wenn sie einer so unedlen, unweiblichen Rache fähig war? Für diese Tochter hatte er Jahr um Jahr im Schweiße seines Angesichts gearbeitet wie ein Tagelöhner, sie hatte keinen Wunsch gehabt, den er nicht erfüllt, keine Laune, der er sich nicht willig unterworfen hätte — und dies sollte nun sein Lohn sein? Nein, das war undenkbar, unmöglich!

Dann aber konnte ja auch Niemand auf den Gedanken kommen, ihn um Auskunft anzugehen. Eine ganz schwache Hoffnung, daß ihm das Schrecklichste vielleicht dennoch erspart bleiben würde, begann sich allgemach in ihm zu regen. Er fing an, das Gefährliche seiner Schwäche zu fühlen. Noch einmal raffte er Alles zusammen, was ihm von seiner einstigen Willenskraft geblieben war, und wie um sich selber durch den Klang seiner Stimme Muth zu machen, sagte er ganz laut: „Nun will ich arbeiten — es ist genug gegrübelt und gesorgt."

Auf einen Zug stürzte er das Glas Portwein hinab, obwohl er zuvor einen starken Widerwillen gegen das süßliche Getränk hatte niederkämpfen müssen. Seine geschwächten Nerven empfanden die Wirkung des Alkohols rascher und lebhafter, als die eines Gesunden. Ein trügerisches Gefühl von wiederkehrender Rüstigkeit durchströmte seinen Körper, während er sich auf's Neue dem kleinen Häuflein von Briefen zuwandte, das noch der Erledigung harrte.

Es waren trockene geschäftliche Korrespondenzen, und er brauchte sein Gehirn nicht anzustrengen, um sie mit den kurzen Bemerkungen für die Buchhalter zu versehen, denen sie später zur Bearbeitung zugewiesen werden sollten.

Da fiel ihm ein noch uneröffneter Brief in die Hände, dessen Schriftzüge ihn stutzig machten. Er kannte sie gut, denn erst vor wenig Tagen hatten ihm dieselben pedantisch regelmäßigen Buchstaben eine der bittersten Stunden seines Lebens bereitet. Das Schreiben rührte von Georg Lengfeld her; darüber hatte er von vornherein nicht den geringsten Zweifel. Was aber konnte ihm der Staatsanwalt jetzt noch mitzutheilen haben?

Er zauderte lange, bevor er den Umschlag löste — dann aber riß er ihn mit einem Male ungestüm herab und las:

„Sehr geehrter Herr!

Rücksichten persönlicher Natur bestimmen mich, Ihnen auf diesem, zunächst nicht amtlichen Wege zu eröffnen, daß an die Staatsanwaltschaft des Waldenberger Landgerichts, und zwar zu meinen Händen, eine anonyme Denunziation gelangt ist, in der auch Ihres Namens Erwähnung geschieht. Ich habe einigen Grund zu vermuthen, daß Ihnen der Verfasser oder die Verfasserin des Schriftstückes nicht unbekannt ist, glaube indessen, diesen Umstand so lange unerörtert lassen zu dürfen, als ich durch meine Amtspflicht nicht geradezu genöthigt werde, Nachforschungen nach der Person des Einsenders oder der Einsenderin anstellen zu lassen. Dagegen muß ich — wenn auch mit einem gewissen inneren Widerstreben, dessen letzte Ursache Sie begreifen werden — zu Ihrer Kenntniß bringen, daß in der erwähnten Zuschrift schwere Anschuldigungen gegen einen Mann erhoben werden, den ich bisher für einen intimen Freund Ihres Hauses halten mußte. Der Denunziant bezichtigt den angeblichen Privatier Rudolph San-

dory, sich hierselbst unter einem falschen Namen aufzuhalten und in Wahrheit identisch zu sein mit einem wegen schweren Verbrechens verfolgten und schon seit Jahren vergeblich gesuchten Individuum. Weder der richtige Name des angeblichen Sandory, noch die Art des behaupteten Verbrechens sind in der Zuschrift des Näheren bezeichnet; wohl aber findet sich die Bemerkung, daß der Bankier Franz Norrenberg in der Lage sei, über beide Punkte, wie über die ganze Vergangenheit ausführliche Angaben zu machen.

Es ist meine Pflicht, diese anonyme Denunziation genau so zu behandeln wie jede andere, mir in meiner amtlichen Eigenschaft zugekommene Anzeige, und ich habe demgemäß die Kriminalpolizei bereits mit der Einleitung der erforderlichen Nachforschungen beauftragt. Auch Ihnen, sehr geehrter Herr, wird eine Vernehmung in der Angelegenheit nicht erspart bleiben, und es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß jedes Verschweigen einer etwa zu Ihrer Kenntniß gelangten Strafthat für Sie selbst die unangenehmsten Folgen haben würde. Da es Ihnen aber möglicherweise peinlich ist, von einem Beamten der Kriminalpolizei in dieser Sache vernommen zu werden, so erkläre ich mich gern bereit, Sie während der Amtsstunden in meinem Bureau zu empfangen, damit Sie Ihre etwaigen Aussagen mir persönlich zu Protokoll geben können. Ich stelle Ihnen anheim, sich für den einen oder den anderen Weg zu entscheiden, muß aber ergebenst hinzufügen, daß eine polizeiliche Vorladung wahrscheinlich bereits innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden an Sie gelangen wird, eine rasche Entscheidung also schon durch die Natur der Sache geboten sein dürfte.

Eine weitere Korrespondenz in dieser Angelegenheit müßte ich höflichst ablehnen, da ich selbstverständlich weder auf das Ermittelungsverfahren, noch auf den etwaigen

ferneren Verlauf der Sache eine andere Einwirkung zu üben vermag als die, welche mir durch die Pflichten meines Amtes auf das Bestimmteste vorgeschrieben ist.

Mit vollkommener Hochachtung

Georg Lengfeld."

Mit einem verzerrten Lächeln hatte Franz Norrenberg den Brief bis zu Ende gelesen. Nun drehte er das Blatt mechanisch in der Hand und betrachtete es von allen Seiten wie einen höchst merkwürdigen, nie zuvor gesehenen Gegenstand. Unzählige Male in dieser langen Zeit, die seit der Begehung seines Verbrechens verstrichen war, hatte er sich's ausgemalt, wie eines Tages das Verhängniß der Entdeckung über ihn hereinbrechen würde. Tausend verschiedene Möglichkeiten hatten sich in solchen trüben Stunden seinem erfinderischen Geiste dargestellt; aber die Art, wie es nun in Wahrheit an ihn heranschlich, diese langsame, tückische Art, war doch etwas ganz Neues, etwas, daran er nie gedacht hatte und das er trotz aller Vorbereitung noch kaum zu fassen vermochte.

Eines nur war ihm völlig klar und gewiß — nämlich, daß dies das Ende war, daß es jetzt kein Entrinnen mehr gab und keine Rettung. Die Zeiten, da er Geistesgegenwart und Verschlagenheit genug gehabt hätte, ein solches Verhör zu bestehen, ohne sich selber an's Messer zu liefern, waren längst vorüber. In den ersten fünf Minuten schon würde er sich verrathen haben, daran hegte er nicht den geringsten Zweifel. Es gab nach diesem Briefe des Staatsanwalts keine Hoffnung mehr — nicht einmal die Hoffnung, einen Aufschub, eine kurze Galgenfrist zu erlangen. Es blieb ihm nichts mehr, als sich auf das Letzte, das Aeußerste vorzubereiten.

Und seine Tochter war es, die ihn dem Verderben überlieferte! Mit so geringer Vorsicht war sie zu Werke gegangen, daß der Staatsanwalt sie sofort als die Ur-

heberin der Denunziation erkannt hatte. Deutlich genug war es ja zwiſchen den Zeilen ſeines Briefes zu leſen. Und wie er auch in ſeiner thörichten Liebe noch immer darnach ſuchte — nichts fiel dem unglücklichen Vater ein, das Dora's Handlungsweiſe hätte entſchuldigen können. Er durfte ſich der grauſamen Erkenntniß nicht mehr verſchließen, daß er bis zu dieſem Augenblick wie ein Blinder neben ihr her gegangen war, daß ſein vergöttertes Kleinod nichts Anderes war, als ein liebloſes, rachſüchtiges, ſchlechtes Geſchöpf. Kläglich zertrümmert ſah er das Idol, dem er Alles geopfert hatte, vor ſeinen Füßen liegen, und vielleicht war es gerade das, was ſeinen ſiechen, hinfälligen Leib endlich völlig zuſammenbrechen ließ.

Der junge Buchhalter, der in das Arbeitszimmer ſeines Prinzipals eingetreten war, um ihm eine Meldung zu erſtatten, ſah entſetzt, daß der Bankier lang ausgeſtreckt neben ſeinem Schreibſtuhl auf dem Fußboden lag — das Geſicht nach unten gekehrt und einen zerknitterten Brief in der geballten rechten Hand. Das ganze Perſonal lief natürlich ſofort zuſammen, und kräftige Arme hoben den leichten, abgezehrten Körper auf das einfache Ruhebett. Man hielt ihn anfänglich für todt, denn er athmete nicht mehr in wahrnehmbarer Weiſe, und ſein wächſernes Geſicht zeigte ganz das charakteriſtiſche Gepräge eines Leichenantlitzes. Dann aber ließ ſich doch noch ein leiſer Pulsſchlag fühlen, wenn auch ſchwach und vielfach ſtockend, als ob er mit jedem Augenblick völlig aufhören müſſe.

Sigismund Ruthardt machte ſich ſofort auf den Weg, um ſeinen Vater zu holen; der Prokuriſt aber übernahm die freudloſe Aufgabe, ſich nach der Villa hinaus zu begeben und Fräulein Dora auf ſchonende Art von der ſchweren Erkrankung ihres Vaters in Kenntniß zu ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Bezimeno.

Erzählung aus dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege.

Von

A. D. Borum.

Mit Illuſtrationen von A. Kircher.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war ſchon ziemlich ſpät geworden; die wenigen Beamten, Lehrer, Kaufleute und Offiziere, welche das einzige Theehaus in Werzin, einer kleinen Gouvernementsſtadt im öſtlichen Rußland, zu beſuchen pflegten, hatten ſich in ihre Pelze gehüllt und nach Hauſe begeben. Die bärtigen Aufwärter in hohen Stiefeln und rothen, durch einen Ledergürtel gehaltenen Kitteln gähnten wiederholt und ſchauten bald den langſam vorrückenden Zeiger der tickenden Gewichtsuhr an, welche neben dem ſchwarzen Muttergottesbild hing, bald den letzten und noch einzigen Gaſt, welcher vor ſeiner unberührten Theeſchale, den Kopf zwiſchen die Hände geſtützt, ſaß, und von ſchwerem Kummer und drückenden Sorgen erfüllt ſchien.

Es war ein noch junger, vielleicht einundzwanzigjähriger Mann, der Kleidung nach ein Gutsbeſitzer, von angenehmen Geſichtszügen, aus denen ebenſo Intelligenz und Gutmüthigkeit, als Leichtſinn, Schwäche und Genußſucht ſprachen. Der Aufwärter hatte ſchon die entfernteren Naphthalampen

abgedreht und wartete nur den erlöſenden Schlag der Sperrſtunde ab, um ſeinen ſonderbaren Gaſt mit ſüßer Höflichkeit hinauszukomplimentiren.

Da öffnete ſich die Thür und zum Verdruſſe des Aufwärters ſchob ſich noch ein verſpäteter Gaſt herein. Auch dieſer war jung; etwa zwei oder drei Jahre älter, als der Andere; von leichter, ſelbſtbewußter, vornehmer Haltung und militäriſchem Auftreten. Die Aehnlichkeit der Geſichtszüge Beider fiel auf, nur waren jene des ſpäteren Ankömmlings abgelebter und zeugten nicht nur von überreich genoſſenen Freuden des Lebens, ſondern auch von Leiden und Entbehrungen. Die Kleidung des Ankömmlings war die der beſſeren, ja der beſten Stände, aber von jener gewiſſen eleganten Schäbigkeit, welche dem Erfahrenen vorſichtiges Fernhalten gebietet.

Der neue Gaſt ſah ſich, vornehm thuend, im dämmerigen Lokal um und fragte den Kellner, auf den in dumpfem Grübeln Daſitzenden weiſend, leiſe: „Wer iſt das?"

Der Aufwärter zuckte die Achſeln, aber Derjenige, dem die Frage galt, hatte jetzt gerade das Haupt erhoben und blickte auf.

„Heilige Muttergottes von Kaſan!" rief in unverſtellter Freude der Zuletztgekommene aus. „Oſſip Fedorowitſch Dragomow! Du biſt es?"

Er eilte dem mehr Erſtaunten als Erfreuten entgegen, um ihn mit ſtürmiſchen Liebkoſungen zu erdrücken.

Aber Oſſip wehrte ab. „Wie kommſt Du hierher, Iwan Iwanowitſch Kuparenko?" entgegnete er, „und in dieſem Aufzuge? Ich glaubte Dich in Sibirien an der chineſiſchen Grenze als Offizier der dortigen Schützen?"

„Geweſen — geweſen, Brüderchen!" antwortete Iwan. „Ich vertrug das Klima nicht. — Uebrigens, warum ſoll ich es meinem lieben Herrn und Milchbruder verſchweigen? Man hat mich fortgejagt. Die Karten, ja, die Karten!"

„Die Du so besonders gut zu mischen verstehst," setzte ernst Ossip hinzu. „Und was treibst Du jetzt?"

„Nichts, Euer Wohlgeboren, mein lieber Herr Milchbruder; ich falle vorläufig meiner Mutter Praxenia, Deiner braven Amme, zur Last, und preise die heilige Mutter Gottes, daß sie mich hierher in Deine Arme geführt hat. Du wirst mir eine Anstellung auf Deinen Gütern gewähren. — Tschai! Thee mit Rum!" herrschte er den Aufwärter an, der sich mürrisch genähert hatte.

„Der Samowar brennt nicht mehr," war die Antwort.

„Schöne Wirthschaft," brummte Iwan. „Dann bringe Rum allein, ohne Thee."

„Ich erlaube mir, Euer Wohlgeboren aufmerksam zu machen," flötete der Kellner, „daß in wenigen Minuten das Lokal gesperrt werden muß."

„Sperre zu, wir bleiben da. Nicht wahr, Ossip?" sagte Iwan vertraulich zu dem sich bereits Erhebenden. „Geh, drücke einen Rubel in die schmierige Pfote dieses Aufwärters, ich habe zufällig kein Kleingeld."

Ossip lächelte und erfüllte das Verlangen. Mit tiefem Bückling brachte der Kellner ein Gläschen Rum, welches Iwan auf einen Zug leerte.

„Brr, ist das ein Zeug!" schalt er. „Habt ihr nicht Champagner in eurer Spelunke? — Ja? Dann sofort zwei Flaschen — aber französischen!"

Der Kellner eilte, einen so vornehmen Kunden rasch zu bedienen.

„Nun, großes Geld scheinst Du doch zu haben, Iwan!" meinte der Gutsbesitzer leichthin.

„Keine schmutzige Kopeke, Brüderchen; seit langer Zeit habe ich keinen Rubelschein gesehen," betheuerte Iwan. „Wenn Du mir mit einigen solchen aushelfen könntest, Milchbruder — Und was den Champagner anbetrifft,

Der Abenteurer hielt sein Glas dem Gutsbesitzer entgegen. (S. 92

ſo rechne ich es mir zur hohen Ehre an, Euer Wohlgeboren ergebenſter Gaſt ſein zu dürfen."

„Der alte Frechling biſt Du geblieben, aber es ſei," verſetzte Oſſip und ſchob dem Herabgekommenen einige Banknoten zu, welche dieſer mit kavaliermäßiger Nonchalance zuſammenballte und in die Taſche ſteckte, ſeinen Dank nur durch eine kaum merkliche Verbeugung ausdrückend.

Der Aufwärter entkorkte jetzt dienſtfertig eine Flaſche und ſchenkte die perlende Flüſſigkeit ein.

Der Abenteurer hielt ſein Glas dem Gutsbeſitzer entgegen. „Auf das Wohl von Euer Wohlgeboren Braut, der ſchönen und hochherzigen Xenia! — oder vielleicht ſchon Frau?"

„Laß das!" entgegnete Oſſip unwirſch. „Wer weiß, ob aus dieſem Mehle Kuchen gebacken werden!"

„Ich ſtaune über dieſe Rede, und dann geſtehe ich meine Verwunderung, Euer Wohlgeboren hier in Civil zu ſehen, während ich Dich als ſchmucken Gardeoffizier in Petersburg glaubte. Hieß es doch, Du habeſt die Eintrittsprüfung gemacht."

„Ich bin durchgefallen —"

„Durchgefallen? Trotz der Protektion des hochverehrten Herrn Onkels, des Oberſten Pawel Abramowitſch Dragomow?"

„Dieſer Protektion habe ich es zu danken, daß mir der Kaiſer auf Vorſchlag der Prüfungskommiſſion geſtattet hat, binnen Jahresfriſt die Prüfung zu wiederholen."

„Nun alſo?"

„Der Termin iſt da. Aber ich habe nichts gelernt. Die Liebe zu meiner ſchönen Couſine, gute Kameraden, Vergnügungen aller Art gaben mir immer Grund, den Beginn des Studiums aufzuſchieben. Plötzlich entdecke ich mit Schrecken, wie ſpät es iſt. Ich reiſe hierher; es ſoll

hier ein verabschiedeter Offizier wohnen, der es außerordentlich gut versteht, unglückliche Prüfungskandidaten für das Examen einzudrillen."

„Der alte Sojka? Er ist gestorben, Euer Wohlgeboren; vorige Woche hat ihm der Pope den Segen gegeben."

„Dann bin ich verloren!" murmelte Ossip.

„So tritt von der Prüfung zurück," tröstete Iwan. „Es gibt auch andere Menschen, die etwas gelten. Mußt Du denn gerade Offizier sein? Es ist ein glänzendes Elend, ich kenne das. Freilich, wenn man das nöthige Kleingeld dazu hat, wie Du, mag's anders sein. — Indessen erlauben mir Euer Wohlgeboren das aufrichtige Geständniß, daß Du — wie soll ich mich nur ausdrücken — nicht die rechte Eignung, das besondere Zeug zu einem Offizier besitzest. Du bist zu gut, zu edel, zu weich, zu —"

„Ich weiß schon," unterbrach ihn Ossip, bitter lachend. „Auch habe ich keine Lust dazu. Aber den Titel ‚Offizier' muß ich wenigstens führen dürfen; seit dem großen Zaren Peter sind alle männlichen Mitglieder unserer Familie zu hohen militärischen Ehren emporgestiegen, und nach dem Testamente meines Vaters hängt der Antritt meines Erbes von der Bedingung ab, die Offiziersabzeichen zu erhalten. Ja, noch mehr! Meines Vaters Bruder, eben der erwähnte Oberst Pawel, will seine Tochter Xenia nur einem Offizier geben."

Es entstand eine Pause, während welcher Ossip rasch zwei Gläser Champagner leerte.

„Schlimm — schlimm!" murmelte Kuparenko und trank bedächtig das prickelnde Naß. Dann erhellten sich seine Züge unter dem Einflusse einer plötzlichen Idee, er dachte einige Zeit nach, ein schlaues, zufriedenes Lächeln verzog seinen Mund, und er war mit seinem Plane fertig.

„In welcher Garniſon ſoll die Prüfung ſtattfinden?“ fragte er.

„Das iſt gleichgiltig und mir freigeſtellt; für alle Fälle in einer Stadt mit höheren militäriſchen Behörden.“

„Ich verſtehe. Was meint Euer Wohlgeboren zu Tiflis oder Odeſſa?“

„Warum das? Dort kennt mich ja Niemand!“

„Eben darum. — Laß mich nur machen, Brüderchen, Du wirſt Dein Offiziersexamen glänzend beſtehen. Haſt Du zufällig Deine Papiere bei Dir?“

Der Gutsbeſitzer zog ſeine Legitimationen hervor, ohne die in Rußland Niemand eine Reiſe zu unternehmen wagt, und reichte ſie kopfſchüttelnd dem Abenteurer, welcher ſie aufmerkſam durchblätterte.

„Haare ſchwarz, Augen ſchwarz, Augenbrauen ſchwarz, Geſicht oval, Naſe, Mund proportionirt, keine beſonderen Merkmale — das paßt Alles auf uns Beide. Die Größe auch, Deine Lebensgeſchichte kenne ich, es wird alſo gehen! Kennt Dich Jemand in Odeſſa?“

„Niemand!“ entgegnete Oſſip, der die Sache noch nicht verſtand, „es ſei denn der Adjutant Stupinski, der mit mir gleichzeitig bei der Prüfung im Vorjahre geweſen iſt. Sein Regiment liegt in Odeſſa.“

„Alſo ſagen wir Tiflis. Dort ſind wir Beide unbekannt. Euer Wohlgeboren macht alſo das Examen in Tiflis.“

„Aber ich verſtehe nicht —“

„Das heißt: ich mache es, natürlich unter dem Namen Oſſip Fedorowitſch Dragomow. Sobald ich das Offizierspatent habe, bitte ich ſofort um einen Urlaub nach Petersburg; der wird bewilligt. Auf der Reiſe dahin beſuche ich Dich — Du hältſt Dich natürlich bis dahin verborgen — übergebe Dir Dein Patent und die Uniform; Du ſetzeſt die Reiſe nach Petersburg fort, und dort iſt es

Deine Sache, mit Hilfe von Onkel und Gönnern Deine Anstellung in einem in der Hauptstadt liegenden Regimente zu erwirken. Nach einigen Monaten lustigen Lebens trittst Du mit Titel und Ehren in die Reserve über, heiratheſt Deine Xenia, bewirthschafteſt Deine Güter, und für den geschickten Kuparenko wird sich schon irgendwo ein Unterkommen finden. Ist das nicht Alles so sonnenklar wie Brunnenwasser? — Was meint dazu Euer Wohlgeboren?"

Es dauerte lange, bis der ehrliche Gutsbesitzer diesen schlau angelegten und in seiner Ausführung vollkommen durchführbaren Betrug erfaßt hatte; es dauerte noch länger, bis der schlaue und gewandte Verführer ihn zur Annahme desselben geneigt gemacht und alle seine Bedenken niedergeschlagen hatte. Dann aber überwog der Leichtsinn des jungen Mannes sein warnendes Gewissen; die Aussicht, mühelos durch einen kecken Streich in Besitz einer heißersehnten Würde zu gelangen, an welcher noch so werthvolle und theuere Nebenbedingungen hingen, war zu verführerisch. Der wiederholt bestellte Champagner that das Uebrige, und als Beide das Theehaus zu später Stunde verließen, waren sie in allen Einzelheiten einig.

2.

Es war im Frühjahr 1877. Im Jahr vorher hatten auf der Balkanhalbinsel die Serben ihre Waffen gegen die Macht des Halbmondes versucht und waren unterlegen. In ganz Rußland erhob sich die Stimme des Volkes für die unterdrückten Rassen- und Glaubensbrüder, man sprach vom Kriege, der auszubrechen drohe, von mobilisirten Truppen, zahlreiche Freiwillige rückten ein, man brauchte Offiziere, und nahm Jeden, der nur halbwegs tauglich war, an.

Ossip, der bei der Wittwe Praxenia Iwanowna Kuparenko, seiner ehemaligen Amme, ein bequemes Quartier

gemiethet und in banger Sorge und Aufregung ungeduldig Nachrichten aus Tiflis erwartete, verschlang mit nagender Furcht oder freudiger Hoffnung alle diese Gerüchte. Praxenia mußte ihm Alles erzählen, alle Zeitungen bringen, die aufzutreiben waren, denn er selbst zeigte sich nicht öffentlich. Da endlich eines Tages brachte der Telegraphenbote eine Depesche an Frau Praxenia:

„Prüfung glücklich bestanden; bin Offizier, habe um Urlaub nach Petersburg gebeten."

Wer war froher als Ossip. So war der erste Schritt zum langersehnten Ziele gethan, Iwan's Plan war gelungen. In verzehrender Ungeduld erwartete er die Ankunft des Milchbruders, um mit dem Patent in der Hand zu seinem stolzen Onkel und seiner liebenden Xenia zu eilen, die sein Glück aus den amtlichen Verordnungsblättern schon gelesen haben mochten, und ihn sicher erwarteten.

Aber Tage und Wochen vergingen — Kuparenko zeigte sich nicht. Indessen spitzten sich die politischen Verhältnisse immer mehr zu, der Krieg war sicher.

Endlich kam wieder eine Depesche:

„Urlaub eingestellt, mein Regiment mobilisirt, marschiere in's Feld. Auf Wiedersehen nach dem Feldzug!"

Dieses Telegramm war ein Donnerschlag für den armen Ossip. Was sollte nun werden? Da zog ein Anderer unter seinem Namen in den Krieg! Mit wie viel hundert Personen traf er zusammen, welche furchtbare Möglichkeit einer Entdeckung lag vor! Wenn Iwan fiel — gräßlicher Gedanke — der Name Ossip Dragomow in der Todtenliste stand und dessen Träger noch lebte! — Und Niemandem konnte der Arme sich anvertrauen, ja Niemandem sogar sich zeigen, eine ängstliche Furcht hatte sich seiner bemächtigt. — —

Der Krieg begann; die Kaukasusarmee, welcher das

Regiment des falschen Dragomow zugehörte, ging in Asien über die armenische Grenze, während die Donauarmee sich bei Kischinew sammelte und Vorbereitungen zum Donauübergange traf.

Bei dieser Armee sowohl, als im Lande fanden die siegreichen Thaten der Waffenbrüder in Asien lebhaften Widerhall; jede Nachricht von einem Erfolge wurde bejubelt und gefeiert, Alles lebte in freudiger Zuversicht und wiegte sich in der Freude des unausbleiblichen Sieges.

In den Berichten vom Kriegsschauplatze wiederholte sich öfters der Name eines Offiziers, welcher, einem Helden des Alterthums gleich, die erstaunlichsten Thaten verrichtete. Er hieß Ossip Fedorowitsch Dragomow, und sein Name war bald in Aller Munde.

Bald hieß es, daß der junge Offizier sich ganz besonders hervorgethan, an der Spitze seiner kleinen Abtheilung bis in die Mitte des feindlichen Haufens gedrungen sei, eine Fahne mit eigener Hand erobert; ein anderes Mal seinen gefangenen General im Handgemenge aus der Uebermacht herausgehauen hatte. Dann war er es wieder gewesen, der einen wichtigen Lebensmitteltransport dem Feinde weggenommen hatte; beim Ueberfalle von Ardahan hatte er als Erster die gegnerische Schanze erstiegen und das russische Banner auf den festen Steinwällen aufgepflanzt. Er sollte bereits wiederholt belobt, ausgezeichnet, dekorirt worden sein; der Großfürst hatte ihm eigenhändig das Georgskreuz an die Brust geheftet.

So und ähnlich lauteten die Zeitungsberichte, hauptsächlich jene des kleinen Lokalblattes von Werzin; die brave Amme schwamm in doppelten Freuden. War doch der vielbesprochene Held ihr wirklicher Sohn, und Jenen, auf dessen Namen er Ruhm und Ehre häufte, hatte sie, als er noch ein Säugling war, genährt. Sie hätte sich

einer alten, griechiſchen Heroenmutter gleich gehalten, wenn ſie von der Exiſtenz ſolcher berühmter Frauen Kenntniß gehabt hätte.

Auf Oſſip hingegen wirkten dieſe Nachrichten mit niederſchmetternder Wucht. Jetzt war die Wahrſcheinlichkeit einer Entdeckung des unglückſeligen Betruges ja faſt unvermeidlich.

Merkwürdigerweiſe erhielt der wahre Oſſip perſönlich keine Zeile von dem berühmten Träger ſeines Namens, und ob die Briefe, die Oſſip durch Praxenia an Iwan gerichtet, dieſen erreichten, wußte man nicht. Deswegen waren Beide beſtürzt, als plötzlich alle Nachrichten über den falſchen Oſſip aufhörten, keine Zeitung ſeinen Namen brachte, und die Vermuthung nahe lag, daß er verwundet oder getödtet worden ſei.

Endlich kam ein Brief, aber aus Odeſſa; ſein Inhalt war kurz:

„Liege krank und verwundet im Spitale zu Odeſſa. — Aller Mittel entblößt; ſchick vierhundert Rubel."

Mit Freuden ſandte Oſſip das verlangte Geld; jetzt endlich konnte ſich ſein Schickſal wenden; der Geneſene würde ohne Schwierigkeiten den angeſuchten Urlaub erhalten, und dann konnte der ſo ängſtlich erwartete Rollenwechſel vorgenommen werden.

Die Geneſung ſchritt raſch vorwärts, die Briefe wurden zahlreicher, aber die Ausſicht auf Urlaub immer hinausgeſchoben; hingegen brauchte Kuparenko ſehr viel Geld. Erſt begnügte er ſich mit Hunderten, dann verlangte er tauſend Rubel, namentlich als er als zwar ſchon Geneſener, jedoch noch nicht feldtüchtiger Offizier die ökonomiſche Verwaltung irgend einer Armeeverpflegungsanſtalt anvertraut erhielt und viel mit Staatsgeldern zu thun hatte.

Oſſip erſchrak über dieſe Kunde; er glaubte ſeinen Mann zu kennen, und er irrte ſich nicht.

Nachdem seit einiger Zeit der Pseudo-Ossip über unerhörtes Unglück im Kartenspiel und ungeheure Verluste geklagt hatte, schrieb er nachstehende Zeilen:

„Habe im Vertrauen, daß Du Deines Namens wegen sofort das Defizit decken wirst, die mir anvertraute kaiserliche Kasse angegriffen. Es fehlen fünftausend Rubel. Nächste Woche dürfte Abrechnung sein."

Was blieb dem armen Ossip übrig, als schleunigst die Summe abzusenden? Es machte ihm bereits Schwierigkeiten, das viele Geld aufzutreiben, denn er konnte sich nur der Vermittelung seiner alten Amme bedienen, die ihm zwar treu ergeben und aufrichtig zugethan war, deren einfache Bildung aber nicht für die Geschäftsverhandlungen ausreichte, welche jetzt in seinem Interesse gepflogen werden mußten. Seine Verwandten, Bekannten und Diener glaubten ja, er sei auf dem Kriegsschauplatze.

Dieses Inkognito gestaltete sich nunmehr zu einer furchtbaren, erdrückenden Last. An Abhilfe war nicht mehr zu denken, den Lauf der Dinge zu ändern unmöglich, und den verschlungenen Knoten durch eine Selbstanklage zu durchhauen, verhinderte die Furcht vor der Schande, der Strafe, verhinderten die Thränen und Bitten der armen Praxenia. So überließ es der schwache Ossip der Zeit und einem glücklichen Zufalle, den Knoten zu lösen, und schwamm gedrückt, verdrossen und mit sehr, sehr geringem Hoffnungsschimmer den trüben Strom herunter, in den er sich leichtsinnig und unüberlegt gestürzt hatte.

Oft verließen ihn die Kräfte, er verzweifelte, er war lebensüberdrüssig, sehnte den Tod herbei und überraschte oft sein gemartertes Hirn, wie es auf Mittel und Wege sann, denselben unauffällig herbeizuführen.

Nur die Rücksicht auf die alte Frau, welche er mit in sein Geschick gezogen, hielt ihn davon zurück, wie an-

275417A

dererſeits ſie es war, die ihn in dieſer ſchweren Zeit noch theilweiſe aufrecht zu erhalten ſuchte.

Da brach die Kataſtrophe herein.

Eines Tages kam wieder ein Schreiben mit fremder, ausländiſcher Poſtkarte: „Warum haſt Du kein Geld geſchickt?“ ſchrieb Kuparenko. „Da ich keine Luſt habe, als Betrüger in das Gefängniß zu wandern, bin ich deſertirt. Sieh zu, wie Du Dich aus der Schlinge ziehſt!“

Alſo auch das noch! Der Name Dragomow war entehrt durch das Brandmal des Verbrechens! Zu allen Sorgen, allen peinlichen Aufregungen und ſchweren Opfern noch dieſer Schlag! Das Geld war doch richtig abgeſendet worden — und dennoch Betrüger und Deſerteur!

Mehrere Tage ſaß Oſſip im finſteren Dahinbrüten, gebrochen, ſchweigſam und in gräßlicher Verzweiflung. Er verſchmähte Speiſe und Trank und wehrte den Zuſpruch der armen Praxenia ab, die, ſelbſt in ihrem Mutterherzen tödtlich getroffen, Angeſichts ſolchen Unglücks ihren eigenen Sohn verfluchte.

Was war nun aus ihrem Milchkinde geworden, ihrem geliebten Oſſip! Dieſem guten, weichherzigen Jungen, dem ein großes Vermögen zu Gebote ſtand, dem des Lebens angenehmſte Freuden winkten, der ein ſchönes Mädchen ſeine geliebte Braut nennen durfte — Alles hatte ihm der gottloſe Iwan genommen: Ausſicht, Ehre und Namen!

Was ſollte er nun beginnen?

Oſſip wußte es: kurze Zeit nach Empfang dieſes letzten Briefes war er verſchwunden.

3.

Der Oberſt Pawel Abramowitſch Dragomow, der Onkel und Vormund des unglücklichen Oſſip und Vater von deſſen Braut Xenia, hatte mit freudigem Erſtaunen in den kaiſerlichen Verordnungsſchreiben die Ernennung ſeines Neffen

zum Offizier geleſen, war aber äußerſt unangenehm berührt, als er keinen Brief, kein Lebenszeichen von ſeinem Neffen erhielt. Die herrlichen Zeitungsnachrichten über die Ruhmesthaten ſeines Bruderſohnes, welche Xenia dem alten Herrn mit freudiger Begeiſterung vorlas, verſöhnten ihn zwar einigermaßen und befriedigten ſeinen Stolz, aber ſchreiben hätte der junge Held doch ſollen — wenigſtens ſeiner Braut. Jetzt durfte er ſie ja als ſolche mit Recht betrachten.

Der Oberſt war nicht mehr im aktiven Dienſte, ſondern verſah ein militäriſches Amt in der Reſidenz.

Endlich kam auch hier ein Brief an — aus Odeſſa. Oſſip ſchrieb — das heißt, der Brief war von fremder Hand geſchrieben, war einem Kameraden diktirt, da eine Verwundung an der Hand Oſſip das Schreiben verbot. Der Neffe ſchrieb, daß er Mangel an Verſchiedenem leide und bat um Unterſtützung, die ihm natürlich reichlich und zu wiederholten Malen gewährt wurde.

Ja noch mehr, der Oberſt gab den inſtändigen Bitten ſeiner patriotiſch begeiſterten Tochter nach und bewarb ſich um das Kommando eines neu zu organiſirenden Sanitäts- und Ausrüſtungstransportes, welcher mit zahlreichen freiwilligen Krankenpflegerinnen, darunter auch Xenia, vorerſt nach Odeſſa und von dort über das Meer nach dem Kriegsſchauplatze abzugehen hatte. Er ließ davon an den Pſeudo-Oſſip nichts verlauten; es ſollte eine Ueberraſchung für ihn werden.

Eine Ueberraſchung war es denn auch, aber für den alten Herrn. Eine Ueberraſchung furchtbarer Art.

Als der Oberſt das Departement aufſuchte, in welchem Oſſip Fedorowitſch Dragomow fungiren ſollte, und ſich dem Chef deſſelben vorſtellte, ſah ihn dieſer erſtaunt und beſtürzt zugleich an.

„Euer Wohlgeboren wiſſen ſchon?“

„Was ſoll ich wiſſen?"

Jetzt erfuhr der Oberſt das Entſetzliche.

Eben war eine Kaſſenreviſion geweſen; die Kaſſe war leer, ein Fehlbetrag von über zehntauſend Rubel vorhanden; die Bücher waren gefälſcht, und der Lieutenant Oſſip Dragomow, dem der Chef in ſorgloſem Vertrauen und verlockt durch das einnehmende Betragen des gewandten Offiziers die ganze Verwaltung überlaſſen hatte, war verſchwunden.

„Sie werden doch nicht behaupten wollen," fuhr der Oberſt erregt auf, „daß mein Neffe —"

„Die Thatſachen ſprechen dafür, Euer Wohlgeboren!"

Der Oberſt ſchlug ſich mit der Fauſt an die Stirne.

„Unmöglich — unmöglich!" rief er, „ein Dragomow ein Dieb? Unmöglich! Ein Mann, der ſich auf dem Schlachtfelde Ruhm und Ehre geholt, dem der Großfürſt eigenhändig das Kreuz an die Bruſt geheftet hat!"

Der Offizier zuckte verlegen die Achſeln.

„Ich erlaube mir, Euer Wohlgeboren zu bemerken, daß Lieutenant Oſſip Dragomow unmittelbar nach ſeiner Ernennung infolge einer durchaus nicht im Dienſte erfolgten Erkrankung von Tiflis aus hierher geſendet wurde und ſeit dieſer Zeit Odeſſa nicht verlaſſen hat."

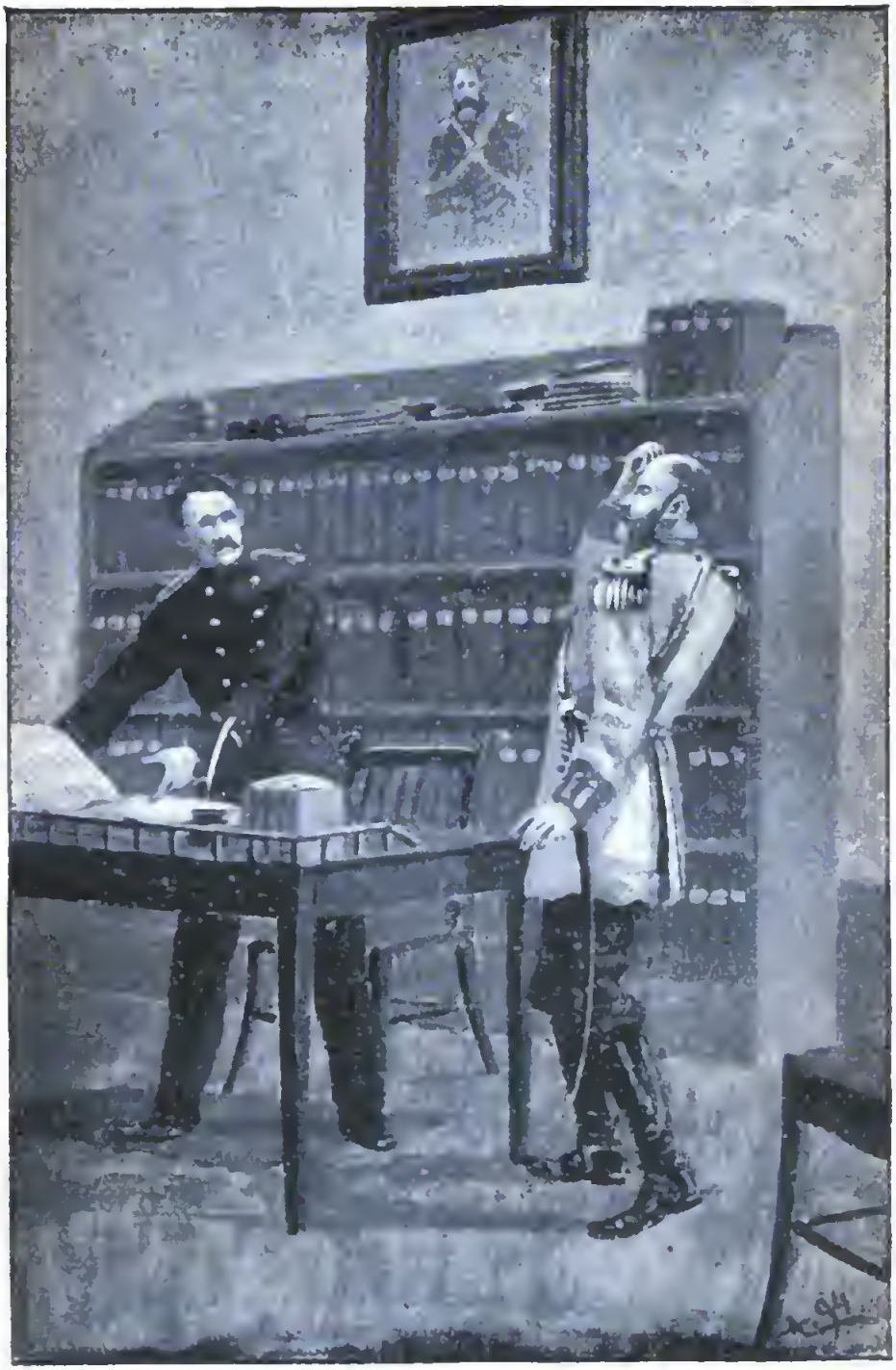
„Aber die vielen Zeitungsberichte?"

„Haben auch hier Aufſehen erregt; es wurden ſtrenge Nachforſchungen gepflogen, die Quelle dieſer falſchen Gerüchte war beſtimmt in Odeſſa; indeſſen mangeln direkte Beweiſe."

Der Oberſt blickte faſſungslos, keines Wortes mächtig, den Sprecher an.

„Es gibt keinen zweiten Offizier dieſes Namens," ergänzte der Andere ſeinen Bericht, „das iſt erwieſen."

„Entſetzlich!" hauchte der Oberſt und fiel wie gebrochen in einen Stuhl.



Der Oberſt ſchlug ſich mit der Fauſt an die Stirn. (S. 102)

Der Offizier fühlte tiefes Mitleid mit ihm, aber auch ihm selbst ging die Sache nahe, denn schließlich war doch er allein der Verantwortliche dem Staate gegenüber, dem er die fehlende Summe ersetzen mußte. Er lenkte deswegen behutsam das Gespräch auf diesen Punkt, und der welterfahrene Oberst verstand ihn sofort.

„Sie sollen nicht geschädigt werden," sprach er, „noch heute wird der Fehlbetrag gedeckt. Meinen Neffen — das heißt Denjenigen, den Sie beschuldigen, mögen Sie einstweilen auf die Liste der Beurlaubten setzen. Seien Sie versichert, ich suche ihn und werde ihn finden; furchtbar wird seine Strafe sein! Noch weiß ich nicht, wie und was zu thun — ich muß zum Kaiser."

„Seine Majestät ist auf der Reise zur Armee."

„Ich weiß es. Dort wird es sich entscheiden."

Aufrechten Ganges, erhobenen Hauptes schritt der Oberst zur Thüre, aber verbergen konnte er es nicht, welche Mühe und Willenskraft ihn dies kostete. Der Schlag war ihm in's Herz gegangen.

4.

Der Feldzug gegen die Türken war nicht so leicht beendet, als man gehofft hatte; nach dem Donauübergange der Armee mußten ihr starke Reserven nachgesandt werden, und viele neue Regimenter aus allen Theilen Rußlands marschirten nach Süden.

Bei dem Adjutanten eines solchen Regimentes, welches eben in der Nähe von Werzin einen Rasttag hielt, meldete sich ein junger Bauernbursche als Freiwilliger. Trotz der ärmlichen Kleidung hatte das ganze Wesen desselben etwas Einnehmendes, und der düstere Ernst, der schmerzliche Gram in seinen regelmäßigen Zügen erweckten Mitleid und Theilnahme.

Der Adjutant reihte ihn sofort ein.

„Wie heißt Du?“ fragte er.

„Oſſip Fedorowitſch Bezimeno.“

„Bezimeno?*) Sonderbarer Name!“

Der Feldwebel verlangte ſeine Papiere.

„Ich habe keine,“ verſetzte der Rekrut, „ich bin der Familie entlaufen, will kämpfen für das heilige Rußland — will ſterben,“ ſchloß er leiſe.

„Brav, mein Sohn!“ lobte der Adjutant, „wir nehmen Dich auch ohne Papiere; aber an's Sterben brauchſt Du nicht zu denken. Kehrſt Du als Held zurück, mit dem Kreuzchen auf der Bruſt, werden Dir die Eltern das Weglaufen verzeihen, und die Olga oder Minka, wegen deren ſchwarzen Augen Du wahrſcheinlich ſo trübſelig drein ſchauſt, wird Dich mit offenen Armen empfangen.“

Bezimeno lächelte bitter und trat beſcheiden zurück.

Das Regiment ging über die Donau und nach Plewna, wo es bald bei einzelnen Gefechten mitwirkte. Sowohl während des langen, beſchwerlichen Marſches, als auch in den kriegeriſchen Aktionen hatte der neue Rekrut ſich als ausgezeichneter Soldat erwieſen. Unermüdlich, von zäher Ausdauer und äußerſter Willensſtärke, unterzog er ſich freiwillig allen Anſtrengungen und beſonderen Dienſten, trug, obwohl dem Zuſammenbrechen ſelbſt nahe, hilfbereit Gewehr und Gepäck ermüdeter Kameraden, übernahm die Wachen für ſie und pflegte die Erkrankten mit ſelbſtloſer Aufopferung, als die Cholera furchtbar zu wüthen begann. Im Kampfe war er ſtets auf dem gefährlichſten Poſten, aber nie ſuchte er eine Deckung, um von dort aus ſeine Schüſſe abzugeben, ſondern ſtand ſelbſt in freier Ebene aufrecht, ein willkommenes Ziel den feindlichen Schützen. Offenbar ſuchte er den Tod, aber der unerbittliche Vernichter des

*) Bezimeno heißt: Namenlos.

Lebens verſchmäht oft jenes, das ſich ihm zu auffallend darbietet.

Hierbei blieb Bezimeno ſtets traurig, zurückgezogen, und ſuchte nicht die Geſellſchaft ſeiner Kameraden.

Dieſe ungebildeten, aber gutmüthigen Leute liebten und achteten ihn, aber mit jener ſcheuen Ehrfurcht, welche man Perſonen entgegenbringt, welche, ein großes Unglück mit Würde tragend, die Hilfe und den Troſt ihrer Umgebung zurückweiſen, ja nicht einmal durch vertrauendes Mittheilen Mitgefühl zu erwecken trachten.

Daß Bezimeno ein Unglücklicher war, daß an ſeinem Herzen der Wurm fraß, war Allen klar, die Schrift des Grams in ſeinem Antlitz war zu deutlich.

Auch die Offiziere fühlten es und ſchätzten den Mann; der Hauptmann machte ihn, als ſich durch Krankheit und Kämpfe Lücken erwieſen, zum Unteroffizier.

Was aber ſein Wille bisher vermocht, ſein Körper konnte nicht gleichen Schritt halten; die ungewohnten Anſtrengungen, die ſchlechte Ernährung und die fortwährende Aufregung zehrten an ihm, zum Skelette abgemagert, hohläugig, blaß wankte er müde einher, und ſeine Vorgeſetzten ſuchten ihn jetzt, wo es nur immer anging, zu ſchonen.

So geſchah es auch eines Tages, als das Regiment zu einem Angriffe auf die zahlreichen Erdwerke und Stellungen der Türken vorgeſchickt wurde, daß man ihn trotz ſeiner Bitten zurückließ.

Das Regiment hatte nämlich eine Höhe erreicht, um von hier aus die gegenüberliegende feindliche Stellung anzugreifen. Der Oberſt befahl ſeinen Soldaten, das Gepäck hier abzulegen, die Bagagewagen, die Regimentskaſſe und einige Munitionskarren blieben gleichfalls zurück. Einer Abtheilung Soldaten unter dem Befehl des Unteroffiziers Bezimeno wurde die Bewachung dieſes Platzes anbefohlen, während die Anderen zum Kampfe eilten.

Bezimeno grollte und fühlte ſich gekränkt, gerade heute ſollte ein großer Schlag geführt werden, heute mußte eine Entſcheidung fallen. Wie ſchön wäre es, heute als Sieger zu kämpfen und zu fallen, anſtatt von Weitem der Schlacht zuzuſehen!

Hierzu bot die Höhe allerdings den ſchönſten Ausblick; das ganze weite Thal mit ſeinen gelbbraunen Stoppelfeldern und buſchigen Baumreihen, welche die Feldraine begleiteten, lag vor dem Auge wie eine Rieſenkarte ausgebreitet, am jenſeitigen Hange lagen graubraun und ſtumm die großen Erdwerke der Türken; an den Hängen und in der Thalſohle entwickelten ſich die Feuerlinien der Ruſſen, gefolgt von ſchachbrettförmig angeordneten Abtheilungen der Unterſtützungen und Reſerven. Links wälzte ſich ein ſchmutziges Bächlein am Fuße der Höhe hin, mit weiten, ſumpfigen, von Geſtrüpp bewachſenen Ufern.

Der kommandirende General hatte ſich gleichfalls dieſe Höhe als Standpunkt gewählt, um von hier aus die Schlacht zu lenken, und hielt mit einem glänzenden Gefolge von Offizieren und Adjutanten oben; Ordonnanzreiter ſprengten hin und zurück, Meldungen wurden gebracht, Befehle gegeben, und durch Ferngläſer der ſich nun entſponnene Kampf beobachtet.

Der General ſchien nicht befriedigt zu ſein, die Truppen gingen ihm nicht energiſch genug vor, während auf vorher ſcheinbar ganz unbeſetzten Punkten ſich große, wohlunterhaltene feindliche Feuerlinien zeigten, welche verheerend in den ruſſiſchen Gliedern wütheten.

Man ſah deutlich, wie der linke Flügel wankte.

Der General ſtampfte mit dem Fuße auf vor Zorn.

„Es fehlte nur noch,“ grollte er, „daß der Feind eine Diverſion hier auf dieſe Höhe macht, und der Tag iſt für uns verloren.“

„Das wird nicht geſchehen, Excellenz,“ antwortete zu-

verſichtlich ein Adjutant vom Stabe, „ich ſelbſt habe die Gegend dort rekognoszirt; das ſumpfige Anland des Baches iſt für Truppen nicht paſſirbar.“

„Wer weiß?“ Der General zuckte die Achſeln und wendete ſeine Aufmerkſamkeit wieder dem Schlachtfelde zu, deſſen Vorgänge ihn mit Unwillen und Sorge erfüllten.

„Ich muß hinunter,“ rief er. „Dort ſcheint eine Konfuſion entſtanden zu ſein. Sie bleiben hier, Stupinski, und beobachten das Gelände links von dieſer Höhe. Ich kann mich der Sorge nicht erwehren, daß uns von dort Unheil droht. Was iſt hier als Gepäckwache?“

Bezimeno trat vor und meldete: „Ein Unteroffizier und vierundzwanzig Mann.“

„Verflucht wenig!“ ſchalt der General. „Nun, im Falle der Noth ſtehen Ihnen die nächſten Truppen zur Verfügung,“ ſagte er zu Stupinski und ſprengte mit ſeinem Gefolge den Hang hinunter.

Der Adjutant hatte mit aufmerkſamer Neugierde den Unteroffizier betrachtet.

„Wie heißeſt Du?“ frug er geſpannt.

„Bezimeno, Euer Wohlgeboren.“

„Merkwürdige Aehnlichkeit! Vor Jahr und Tag machte ich an der Junkerſchule in Petersburg die Bekanntſchaft eines gewiſſen Oſſip Fedorowitſch Dragomow, der war Dir zum Verwechſeln ähnlich, nur geſünder. Na, dergleichen kommt ja vor. — Du haſt die geäußerte Beſorgniß des Herrn Generals gehört, aber ſeien wir ruhig, von links her wird nichts kommen.“

„Reiter nicht, Euer Wohlgeboren,“ erwiederte Bezimeno, der mit keiner Wimper gezuckt, als er ſich mit ſeinem wahren Namen angeredet hörte, „Reiter kommen durch die ſumpfigen Auen nicht durch, aber Infanterie gewiß.“

„Unſinn!“ ſagte Stupinski wegwerfend, aber beſorgt

lenkte er ſofort ein: „Schicke eine Beobachtungspatrouille zum Bach!“

„Iſt ſchon geſchehen!“ entgegnete Bezimeno, „eben kommt der Gefreite mit ſeinen Leuten zurück. Sie laufen — haben verſtörte Geſichter — ſie haben nichts Gutes zu melden.“

„Herr Unteroffizier,“ meldete athemlos der Gefreite, „es kommt ein Bataillon Türken von dort her — ſie haben Bretter mit — ſetzten über den Bach — ſammeln ſich in der Aue. In einer Viertelſtunde ſind ſie da.“

„Verflucht?“ rief Stupinski. „Was ſoll's nun?“

„Herr Adjutant,“ bat Bezimeno, „reiten Sie um Hilfe, bringen Sie Dragoner oder Koſaken, die auch abgeſeſſen kämpfen können; ich will mich hier ſo lange halten, bis Sie zurückkommen.“

„Unſinn!“ rief Stupinski verzweifelt; aber er ſprengte in der Karrière davon.

Schon ſah man die Türken aus dem Gehölz hervorbrechen und ſich gegen die Höhe entwickeln. Es mochten ihrer an tauſend Mann ſein.

„Kameraden!“ mahnte Bezimeno, „ſteht feſt! Es gilt für das heilige Rußland zu ſterben!“

„Väterchen,“ entgegnete ein Soldat, „Einer gegen Vierzig — das iſt kein Spaß. Wir ſtrecken das Gewehr!“

„Noch ein ſolches Wort, und ich ſchieße Dich nieder, Feigling!“ ſchrie ihn Bezimeno an. „Wir ſtehen bis zum letzten Mann. Da, nehmt Patronen, ſo viel ihr könnt, beſetzt die lange Linie hier, deckt euch hinter den Wagen und dem Gepäck. Vielleicht gelingt es uns, den Gegner über unſere Schwäche zu täuſchen. Mir überlaßt das Uebrige!“

Er vertheilte die Reſervemunition des einen Karrens; Jeder erhielt zwei Mützen voll. Den zweiten, noch vollen

Munitionswagen, ließ Bezimeno bis an den Abhang heranrollen. Er öffnete den Deckel und einige Patronenkiſten und wühlte mit dem Bajonnet zwiſchen den papierenen Patronen*) herum, um das Pulver derſelben bloßzulegen; dann ſteckte er ſich kaltblütig eine Cigarette an.

Der Kampf begann. In langen Linien klommen die Türken die ſteile Anhöhe hinan. Wohl ließen ſie ſich anfangs durch das heftige Feuer der Ruſſen täuſchen und zu langſamem Vorgehen beſtimmen, aber die kleine Schaar wurde mehr und mehr gelichtet, und das Feuer der Vertheidiger immer ſchwächer, immer matter.

Jetzt ballten ſich die Linien zu dichten, geſchloſſenen Abtheilungen zuſammen, Kommandorufe ertönen, gellende Hörner riefen, und unter brüllendem Geſchrei wälzte ſich die Maſſe den Abhang hinauf zum Sturm.

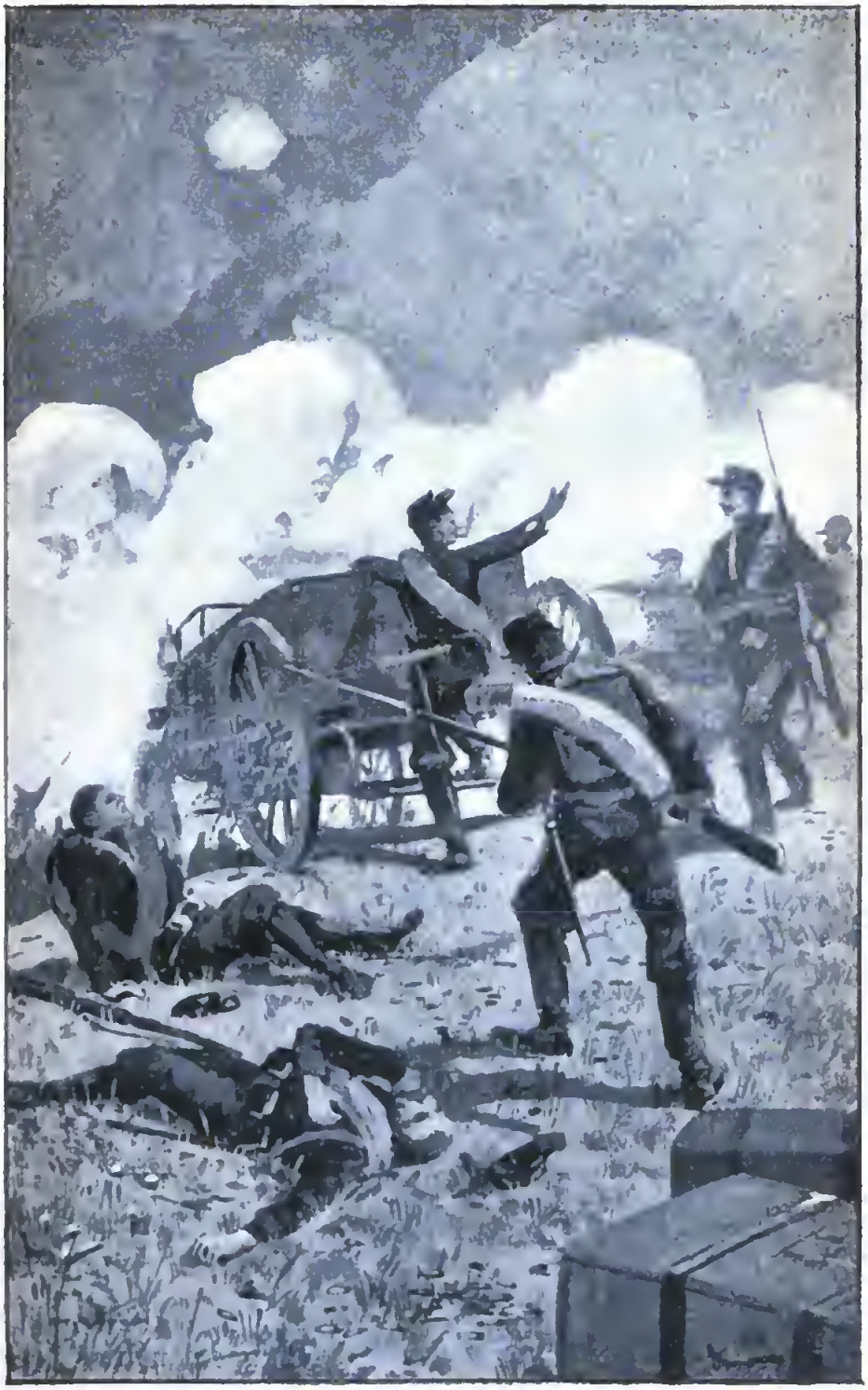
Da winkte Bezimeno den Gefreiten zu ſich: „Lebt wohl!“ rief er, „die Schuld Oſſip Fedorowitſch Dragomow's ſoll geſühnt werden!“

Mit dieſen Worten gab er dem Munitionswagen einen kräftigen Stoß, ſo daß er, zuerſt langſam, dann immer ſchneller und ſchneller den Berg hinab rollend, gegen den dichteſten Haufen der Türken ſich bewegte.

Bezimeno war gleich zu Beginn der Fahrt auf den Karren geſprungen, und in dem Momente, als dieſer den dichten, gedrängten Maſſen des Gegners nahe gekommen war, legte er die brennende Cigarette in das lockere Pulver der Patronen.

Raſch theilte ſich das Feuer dem gefährlichen Material mit. Ein entſetzlicher Knall erſchütterte die Luft, praſſelnd und knatternd folgten zahlreiche kleinere Exploſionen: Bleigeſchoſſe, Holzſtücke und Wagentrümmer ſchwirrten umher,

*) Damals hatten noch viele ruſſiſche Regimenter die umgeſtalteten Carlé-Zündnadelgewehre.



Mit dieſen Worten gab er dem Munitionswagen einen kräftigen Stoß. (S. 110)

Jammerrufe tönten aus dem dichten Qualm und Rauch heraus, der die nächſte Umgebung einhüllte.

Der Angriff des Gegners ſtockte, mehr als hundert der Anſtürmenden lagen verwundet, zerſchmettert, verſengt herum; die Anderen ergriff Furcht und Verwirrung — ſie flohen. Lange dauerte es, bis neue, vorgezogene Abtheilungen die Flüchtigen aufgenommen und wieder geſammelt hatten.

Dieſe Verzögerung war entſcheidend. Stupinski brachte inzwiſchen Verſtärkung; Koſaken beſetzten den Rand der Höhe, die Gefahr war vorüber. Der Ueberfall gegen Flügel und Rücken der ruſſiſchen Truppen mißlungen. Das Heer war dadurch vor einer vernichtenden Kataſtrophe bewahrt worden, denn in der Front hatte es, unvermögend, dem gewaltigen Schnellfeuer der aus ihren Deckungen ſchießenden Türken Stand zu halten, ſich auch zurückziehen müſſen.

5.

Auf der Höhe, wo das Schickſal des Tages durch die Heldenthat Bezimeno's entſchieden wurde, hielten die Offiziere. Ein drückender Mißmuth erfüllte Alle. Der Tag, auf welchen man ſo große Hoffnungen geſetzt, war verloren, und viele Hunderte braver Männer hatten Leben und Geſundheit eingebüßt.

Jetzt kam auch der kommandirende General angeritten und verſammelte die höheren Offiziere um ſich, die weiteren Anordnungen zu geben.

„Es ſind Fehler gemacht worden, meine Herren," ſchloß er ſeine Rede. „Das Glück war uns nicht hold; eine Niederlage haben wir zwar nicht erlitten, aber auch keinen Erfolg errungen. Doch wäre eine furchtbare Kataſtrophe eingetreten, wenn es dem Gegner gelungen wäre, dieſe Stellung zu nehmen und die geworfenen und ſich zurückziehenden Regimenter zwiſchen zwei Feuer zu bekommen.

Daß dieſer unheilvolle Angriff glücklich abgewieſen wurde, iſt einzig das Verdienſt meines Stabsadjutanten Stupinski, der noch rechtzeitig die Koſaken geholt hat. Ihm gebührt die Ehre dieſes Tages."

„Verzeihen Euer Excellenz," erwiederte der ſo Belobte, „wenn ich dieſe hohe Ehre abzulehnen wage; der Angriff der Türken war bereits abgewieſen, als wir ankamen!"

„Bereits abgewieſen? Von wem denn? Doch nicht von den paar Leuten der Gepäckwache, denen auch noch der Munitionswagen in die Luft flog?"

„Eben von jenen," antwortete Stupinski und berichtete Alles, was er vom Gefreiten und den Ueberlebenden der Gepäckwache erfahren.

„Beim heiligen Georg!" rief der General, „dieſer Bezimeno iſt ein Held; er hat Großes gethan. Ehre ſoll ſeinem Andenken werden, ſeiner Familie reicher Lohn. Wo iſt die Leiche des Tapferen?"

„Es iſt ein Wunder geſchehen, Excellenz!" meldete eben ein Sanitätsoffizier, auf eine Tragbahre deutend, auf der die regungsloſe, vom Pulverdampf geſchwärzte Geſtalt eines Mannes mit entſtelltem Geſicht und verbrannten Haaren lag. „Die Leute ſeines Regimentes behaupten, der Mann hier, den wir inmitten zahlreicher Türkenleichen fanden, wäre der bewußte Bezimeno; er iſt mit dem Leben merkwürdigerweiſe davongekommen. Einige Rippen ſind ihm gebrochen, auch ein Arm, einige Kontuſionen und Brandwunden vorhanden, ſonſt aber iſt er unverletzt. Es wird gehen — wir werden ihn wieder zuſammenflicken."

„Ich kann mir das nur ſo erklären," meinte ein Artillerieoffizier, „daß die Exploſion der in einzelnen Kiſtchen verwahrten Munition nicht gleichzeitig erfolgte, und der Gasdruck der erſten auffliegenden Pulverkiſte den Mann vom Wagen herabgeſchleudert und in den Graben geworfen hat, wo dann die Wirkung der folgenden Explo-

ſionen ihn nicht mehr erreichte. Es ſind ſchon mehrere ſolcher Fälle beobachtet worden. Ich erinnere mich zum Beiſpiel —"

„Es ſei wie es wolle!" unterbrach der General den Redſeligen, „der Mann lebt. Noch heute mache ich den Bericht an Seine Majeſtät und in ſicherer Erwartung, daß mein Antrag die allerhöchſte Sanktion findet, hefte ich das Georgskreuz, das ich bisher an meiner Bruſt getragen habe, an die dieſes Helden, und ernenne Dich, Bezimeno, zum Offizier."

Der Verletzte, um den mehrere Sanitätsſoldaten ſich geſchäftig unter der Leitung des Arztes bemühten, ſchien die letzten Worte gehört zu haben, mühſam erhob er den Kopf und ſchüttelte ihn verneinend.

„Ich bin nicht Bezimeno!" flüſterte er, „ich bin Dragomow."

„Was ſagt er?"

„Sein Name ſei nicht Bezimeno, ſondern Dragomow," erklärte der Arzt.

„Dieſen Namen hat er auch genannt, als er ſich auf den Munitionskarren ſchwang," murmelte der Gefreite. „Oſſip Fedorowitſch Dragomow!"

„Sagt' ich's doch!" rief der Adjutant.

Durch den Kreis der Männer, die den Verwundeten umſtanden, brach ſich jetzt ein alter Oberſt Bahn, der eben mit einem Trupp Krankenträger, Aerzten und barmherzigen Schweſtern auf dem Schauplatz erſchienen war; ihm folgte ein ſchönes, ſchlankes junges Mädchen in der beſcheidenen Tracht der Schweſtern von der freiwilligen Krankenpflege.

Beim Anblick des Verwundeten, deſſen Geſicht vom Blut und Pulverdampf bereits gereinigt war, ſchrie ſie laut auf und ſtürzte an ſeiner Tragbahre nieder.*)

*) Siehe das Titelbild.

„Es iſt Oſſip Fedorowitſch Dragomow, mein Neffe!“ ſprach der Oberſt. „O, wäre er geſtorben!“ ſetzte er leiſer hinzu.

„Erlauben Euer Wohlgeboren die Bemerkung,“ entgegnete ein erſt kürzlich aus Odeſſa angekommener Offizier, „ein Offizier dieſes Namens lebte vor vier Monaten in Odeſſa. Ich kannte ihn genau. Er gleicht dieſem Manne hier nicht.“

Der Oberſt blickte erſtaunt und zweifelnd auf.

„Iſt das wahr?“ rief er. „Gott ſei es gedankt — der Andere iſt ein Betrüger!“

Und zu dem Arzt gewendet bat er:

„Doktor! Mach' mir den Mann da geſund, bringe ihn wenigſtens zum vernünftigen Sprechen und rechne auf meine Erkenntlichkeit.“

„Da ſcheint ein Geheimniß obzuwalten?“ frug der General.

„Ich bitte Euer Excellenz,“ bat der Oberſt, „wenn der Verwundete, der beſtimmt mein Neffe Oſſip Fedorowitſch Dragomow iſt, zu vollem Bewußtſein gelangt, ihn gerichtlich und in meiner Gegenwart vernehmen zu laſſen.“

„Seien Sie verſichert, Oberſt, daß er an mir einen warmen Fürſprecher findet,“ bekräftigte der General. —

Nach wenigen Tagen hatte Oſſip Alles gebeichtet. Der Fall war ſchwierig; der Auditeur ſchüttelte bedenklich den Kopf, aber der General begab ſich mit dem Oberſten zum Kaiſer, welcher mittlerweile die Ernennung des Dragomow zum Offizier genehmigt hatte.

Die Fürſprache des berühmten Generals, die Heldenthat des in leichtſinniger Unüberlegtheit zum Betrüger gewordenen Jünglings bewogen den Kaiſer zu einem Gnadenakte.

Oſſip Fedorowitſch Dragomow behielt den Orden und den Titel eines Offiziers, ohne jedoch dienen zu dürfen.

Nach seiner Genesung heirathete er seine treue Pflegerin, die schöne Xenia.

Kuparenko blieb lange Zeit verschollen, erst vor wenigen Jahren tauchte er in Frankreich wieder auf und war an einem anarchistischen Komplott betheiligt. Man lieferte ihn an die russischen Behörden aus, die ihn nach Sibirien schickten, wo er verschollen ist, wie so viele Andere.

Unterwegs.

Novelle von E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Mit einem Seufzer der Befreiung, mit einem wahren Glücksausdruck in den luſtigen braunen Augen betrat die junge Gouvernante ihr Zimmer. Ihre Zöglinge ſchliefen. Nun, endlich, konnte Niemand mehr von ihr Geduld und Aufmerkſamkeit fordern. In dieſen köſtlichen Abendſtunden gehörte ſie ſich ſelbſt.

Sie lehnte ſich zum Fenſter hinaus. An dem Sommerhimmel war noch letzte, verdämmernde Helle. Sie konnte ein Stückchen vom Rhein ſehen, der hier träge zwiſchen den flachen Ufern dahinfließt. Immer, wenn ſie dieſe eintönige Landſchaft betrachtete, packte ſie das Heimweh nach München, nach der friſchen Bergluft, die an Abenden über die Hochebene hinſtrich. Sie dachte an das kleine Vorſtadtgärtchen, wo nun wohl die Familie beiſammen ſaß, der Vater ſeine Pfeife rauchte, die Mutter ſtrickte, und die jüngeren Geſchwiſter ſich an den Stachelbeerſtauden herumtrieben.

Mitten in der Ueppigkeit des reichen Kaufherrnhauſes, in dem ſie nun wohnte, bekam ſie Sehnſucht nach jener Einfachheit, nach jenen, im Vergleich zu dem jetzigen Leben geradezu ärmlichen Verhältniſſen.

Ihr Vater war Offizier geweſen. Die Eltern hatten

in treuer Liebe aufeinander gewartet, bis er endlich Hauptmann geworden. Aber schon nach wenigen Jahren — er war noch nicht lange Major — traf ihn das Unglück, bei der einzigen Vergnügungsreise, die er sich einmal vergönnte, aus dem Einspänner herausgeworfen zu werden. Seitdem war er nicht blos dienstuntauglich, auch kränklich. Ein Pensionär! Und die Familie zählte sechs Köpfe!

Es war kein Wunder, daß in den Briefen der Mutter manchmal Klagen mit unterliefen. Es gab so viel Ausgaben im Haushalt; die Knaben brauchten neue Schuhe, und der Vater wurde so böse, wenn die Mutter mit ihrem Monatsgelde nicht reichte. Sophie mußte dann aushelfen, so gut es ging.

Die gute Mutter! Sie war eine so liebreiche Seele, die sich Tag und Nacht plagte, um nur möglichst zufriedene Gesichter um sich zu sehen. Und bei all' ihren Kümmernissen hatte sie sich noch etwas rührend Jugendliches bewahrt, das ihr die Herzen der Kinder um so sicherer gewann.

Sophie war in der warmen Abendluft, unter den Sternen, die nun am Nachthimmel blitzten, wieder in ihren Lieblingstraum versunken. Sie war plötzlich reich und kam nach Hause wie eine gute Fee. Unter ihrem Zauberstabe verwandelte sich das alte Wohnzimmer. Das braune Sopha, über dessen schadhaften Ueberzug die Mutter oft geseufzt hatte, wurde neu. Der Vater bekam einen schönen grauen Schlafrock und das neueste Konversationslexikon, das er sich seit lange wünschte. Und die Kleinen, ach — für die wollte sie die reinste Weihnachtsbescheerung herrichten mit lauter langersehnten Ueberraschungen.

Sie mußte lächeln über diese kindischen Unmöglichkeiten, die sie sich so lebhaft ausmalte, daß sie sich ordentlich die vergnügten Gesichter vorstellen konnte. Dann packte sie mit einem Seufzer ein, was sie von ihrem Gehalt entbehren konnte. O, sie schickte es gerne! Nur, daß es so

wenig war, betrübte ſie. Als ſie dann bei der Lampe vor ihrem Briefe ſaß, und ihre Feder nur ſo über das Papier hinflog, da machte ſie ſchon wieder ein heiteres Geſicht.

Im Grunde waren die reichen Leute, unter denen ſie hier lebte, lange nicht ſo luſtig, wie ſie zu Hauſe geweſen. Sie beſaßen wohl koſtbare Teppiche in der Flucht von üppig ausgeſtatteten Zimmern, und theure Möbel und Schränke voller Kleider, aber es laſtete doch wie eine Wolke der Langeweile und der Verdrießlichkeit über der ganzen Familie. Sie hatten einander gar nicht lieb; und dann — die vielen nutzloſen Sorgen, die ſie in ihrer Sorgloſigkeit ſich ſelber ſchufen! Geſtern hatte Fräulein Ida, die älteſte Tochter, geweint, weil ein neuer Hut ein paar Stunden zu ſpät gebracht wurde; und die Frau Kommerzienrath Wolff hatte Nervenzufälle bekommen, weil der Tapezierer eine Goldſchnur ſtatt eines Plüſchſtreifens an ein Deckchen geſetzt.

Sophie war ganz in ihren Brief verſunken, da wurde geklopft.

Raſch warf ſie das Blatt in die Mappe. „Herein!"

Eine junge Dame in einer eleganten Abendtoilette rauſchte in das kleine Zimmer.

„O, Fräulein, es iſt ſo langweilig, wenn nach dem Theater ſchon Alles ſchläft. Ich möchte noch mit Jemand plaudern! Gerade heute! Ich kann Ihnen auch ſehr intereſſante Neuigkeiten erzählen, Fräulein!"

Die älteſte Tochter des Hauſes, die hübſche, neunzehnjährige Ida, war nicht immer ſo liebenswürdig gegen die Erzieherin ihrer jüngeren Schweſtern.

Sophie ſaß ihr auch ziemlich überraſcht und verlegen gegenüber.

Die beiden Mädchen hatten dunkelbraunes Haar, braune Augen und eine zartroſige Hautfarbe. Es war für einen flüchtigen Beſchauer faſt eine gewiſſe Aehnlichkeit in den

beiden jugendlichen Köpfen, auf die nun das Licht der kleinen Lampe fiel. Ida, in ihrem mit Spitzen und Bändern verzierten reich aufgebauſchten Kleide, mit dem blitzenden Schmuck an Hals, Armen und Händen, war freilich eine weit auffallendere Erſcheinung. Das ſchlichte junge Mädchen in der grauen Hausbluſe, mit dem einfach im Nacken zuſammengerollten Haar, mußte vollſtändig verſchwinden neben der ſtrahlenden, ſchlanken Modedame.

Aber Sophiens Schönheit war natürlicher. Eine Viertelſtunde draußen in freier Natur, in Sturm und Unwetter, hätte alle die Kunſt, all' den zarten Puder von Ida's Wangen und all' das zierliche Gekräuſel ihres Haares fortgewiſcht, während das Naturkind nur friſcher aufgeblüht wäre, mit einem wilderen Gelock um die Schläfen.

„Ja, eine Neuigkeit, Fräulein Sophie," fuhr die junge Dame fort. „Wir reiſen in ein paar Tagen nach Tirol. Ueber das Stilfſer Joch und in die Schweiz. Und Sie dürfen auch mit!"

Freudige Ueberraſchung röthete das junge Geſicht. „Ich? Nach Tirol — in die Berge? Ach, Fräulein, das iſt ja herrlich!"

Nur die Scheu vor der jungen Gebieterin hielt ſie zurück, ſonſt wäre ſie im Zimmer herumgetanzt vor Vergnügen. Sie war ja noch ſo jung, erſt achtzehn. Für ſie war überall da draußen in der Welt noch das Paradies.

„Ja, und nun kommt erſt das Wichtigſte," fuhr Ida fort. „Aber bitte — das iſt ein Geheimniß. Sie müſſen mir verſprechen, es vorläufig für ſich zu behalten." Sie ſah mit einem etwas koketten Lächeln auf ihre ringgeſchmückten Hände. „Wir werden nämlich einen jungen Mann treffen, der mit uns die Reiſe macht. Einen Hamburger, Herbert Bergmann heißt er. Herbert iſt ein netter Name. Finden Sie nicht?"

„O ja," ſagte Sophie etwas verlegen.

„Kurz und gut, er ist eigentlich mein Verlobter. Das heißt, er soll es werden. Unser Haus hat nämlich wichtige Verbindungen mit Bergmann & Compagnie, und die Väter wünschen, daß wir ein Paar werden. Ach, ich freue mich, Fräulein! Denken Sie nur: fortkommen von hier, aus diesem langweiligen Nest! Und dann meine Aussteuer! Wenn ich einmal in Frankfurt ganz nach Herzenslust einkaufen darf! Mama hat mir auch schon verspochen, daß sie mir ihre schönsten Brillanten zur Hochzeit schenkt."

Die Augen der jungen Erzieherin waren immer größer und erstaunter geworden in der Verblüffung über diese merkwürdige Verlobung, die das Fräulein so leicht zu nehmen schien.

„Sie kennen also Ihren Bräutigam noch nicht? Sie haben ihn noch nicht einmal gesehen?"

„Nein, das heißt — auf der Photographie. Kennen lernen sollen wir uns ja auf der Reise. Uebrigens," fügte sie nun, etwas erröthend, hinzu, „gefällt er mir auf dem Bild recht gut. Er ist hübsch. Nun, und ich glaube auch, daß er mit mir ganz zufrieden sein wird. Wissen Sie, ich hätte Ihnen das nicht Alles ausgeplaudert, aber ich soll ja einen englischen Brief schreiben. Mein Verlobter ist nämlich noch in England bei Verwandten, die auch mit uns verschwägert sind. Sie helfen mir, nicht wahr, Fräulein? Aber heute noch. Papa darf es nämlich nicht wissen, daß ich den Brief nicht fertig bringe, ich muß ihn morgen noch abschreiben. Aber vor elf stehe ich nicht auf."

Sophie warf einen Blick auf die Uhr. Mitternacht! Sie durfte nicht so lange schlafen wie Ida; sie hatte um acht Uhr ihre erste Stunde zu geben. Aber sie setzte sich doch geduldig hin und schrieb in korrektem Englisch, was die junge Dame ihr in ziemlich abgerissenem, mangelhaftem Deutsch diktirte.

Dann, als Ida sie mit einem kurzen Dank verlassen,

mußte Sophie doch auch noch ihrer Mutter erzählen, daß ſie fort dürfe in die Berge. Auf der Landkarte verfolgte ſie den Weg. Und ihre friſchen Wangen brannten ordentlich vor Aufregung und freudiger Erwartung.

Am Tage vor der Abreiſe ſollte auch noch der einzige Sohn der Familie, welcher in Berlin in einem Geſchäftshauſe war, eintreffen.

„Mein Bruder Eduard iſt ein kecker, übermüthiger Menſch!“ bemerkte Ida mit einem gewiſſen ſchweſterlichen Stolz. „Sie werden ſehen, Fräulein! Er war ſchon als kleiner Junge der Schrecken meiner Gouvernanten. Wie der zu kommandiren weiß! Die Dienſtboten zittern vor ihm!“

Eine Trotzfalte grub ſich auf Sophiens glatter Stirne ein. Sie nahm ſich feſt vor, ſich von dem jungen Menſchen nichts gefallen zu laſſen. Es war gerade genug, daß die Frau Kommerzienrath ihr täglich das Glück vorwarf, daß man ſie auf die theure Reiſe mitnahm — jedenfalls doch nur, um mit den Kindern keine Plage zu haben — und ſich im Voraus für dieſe ärgerliche Ausgabe durch launenhafte Ungerechtigkeiten rächte. Es war gerade genug, daß ihre beiden Zöglinge, die elfjährige Lilly und die zehnjährige Laura, in ihrem Ferienübermuth kaum zu bändigen waren, und daß Ida ſie beſtändig über die altmodiſchen Fähnchen neckte, welche die Gouvernante auf die Reiſe mitnahm. „Ich glaube, Sie vernaſchen Ihr Gehalt, Fräulein! Sonſt könnten Sie ſich doch einmal ein anſtändiges Kleid kaufen.“

Als dann der Wagen mit dem jungen Herrn anfuhr, hörte man ſchon unten im Flur eine laute, affektirt ſchnarrende Stimme rufen: „Johann, Johann! J, wo iſt denn der Kerl!“

Vom Fenſter aus hatte Sophie ſchon einen Blick auf

dieſen neuen Familiengenoſſen geworfen. Er war natürlich nach der allerneueſten Mode gekleidet, ein „Gigerl“, wie es ſein mußte.

Im Eßzimmer, in dem man ſich dann einfand, ſtanden die Thüren offen. Nebenan im kleinen Salon aber frug der junge Herr eben, als Sophie eintrat, ſeine Schweſter: „Nun, habt ihr wieder ein recht altes Ungeheuer von einer Gouvernante?“

„Nein, alt iſt ſie nicht,“ erwiederte Ida. „Ein ganz nettes, beſcheidenes kleines Ding; nur ſcheußlich angezogen.“

Gleich darauf mußte Sophie der gnädigen Frau im Nebenzimmer ein Buch holen.

Eduard lag in einem Seſſel mit gekreuzten Beinen und klemmte das Glas in's Auge bei ihrem Eintreten. Aber er regte ſich nicht aus ſeiner bequemen Stellung. Nun kam er ihr viel eher komiſch vor, als ärgerlich. Ein kaum mehr als zweiundzwanzigjähriger Menſch, mit einem kecken Knabengeſicht, der ſich ſchon den Anſtrich eines erfahrenen Lebemannes geben wollte!

Sie ſah ihn ſcharf an, hochmüthig und ſelbſtbewußt. In dieſem Moment fühlte ſie ſich ganz als ſtolze junge Offizierstochter. Wenn er keine Manieren hatte, wollte ſie ihn auch behandeln wie einen unerzogenen Jungen. Nach ein paar Sekunden ſprang er denn auch in die Höhe, ließ das Glas aus dem Auge fallen und machte eine Verbeugung mit vorgeſchobenem Kopfe.

„Ei, ei! Sind Sie die neue Erzieherin! Na, das laß ich mir gefallen!“ ſagte er, mit einer herablaſſenden Vertraulichkeit an ſie herantretend, gerade als wolle er ihr das Kinn ſtreicheln.

Das Blut ſchoß dem Mädchen in die Schläfen vor Zorn. Vornehm und gelaſſen nickte ſie ein wenig. Aber ſie hatte die feinen Brauen in die Höhe gezogen, und ihre

Augen blitzten ihm so abwehrend entgegen, daß er verlegen einen Schritt zurücktrat.

Bei Tische führte Eduard das Wort.

„War das köstlich gestern in der Bahnhofsrestauration! Neben mir saßen ein paar sehr ältliche Damen; voriges Jahrhundert, auch im Anzuge! Geflickte Handschuhe — anständige Schäbigkeit. Erst suchten sie auf der Speisekarte nach dem Allerbilligsten; dann bestellten sie zusammen eine Portion. Zufällig hörten sie, woher ich sei. ‚Ach, mein Herr, könnten Sie uns nicht in der Stadt ein billiges Hotel sagen?‘ flüsterte die Eine mit einem altjüngferlichen Erröthen. — ‚O, gewiß,‘ erwiedere ich. ‚In der ‚Deutschen Eiche‘ wohnt man vortrefflich und zu so niederen Preisen, daß Sie staunen werden!‘ Sie schauten sich mit glücklichen Gesichtern an. Nun stellt euch vor, wie sie hier herumlaufen und nach der ‚Deutschen Eiche‘ suchen werden, die es natürlich nicht gibt! Ich möchte nur ihre Gesichter sehen.“

Frau Wolf, die für gewöhnlich die Augen etwas zusammenkniff und die Mundwinkel herabzuziehen pflegte, weil sie diesen Ausdruck für sehr vornehm hielt, lachte über den „köstlichen Witz“ ihres Sohnes. Sie fand Alles vortrefflich und bewunderungswürdig an sich und ihren Kindern. Ihr Gatte kannte keinen höheren Ehrzeiz, als für einen Engländer gehalten zu werden, und hatte sich deshalb eine große Ruhe und Unbeweglichkeit angewöhnt. Aber auch er schmunzelte anerkennend. Ida und die jüngeren Mädchen konnten sich kaum halten vor Lachen. Nur Sophie sah mit einem finsteren Gesicht auf ihren Teller.

„Nun, Fräulein, Ihnen erscheint das nicht lustig?“ frug Eduard, sich zu ihr wendend.

Sie pflegte sonst zu Allem zu schweigen, was sie mitanhören mußte. Aber dieser junge Mensch mit seiner Selbstüberhebung reizte sie.

„Ich finde, es ist keine Schande, arm zu sein,“ sagte

ſie, „und kein Verdienſt, mit armen Leuten ſeinen Spaß zu treiben.“

Frau Wolff warf ihr einen ihrer ſtrafenden, hochmüthigen Blicke zu. „Sie können nun mit den Kindern noch in den Garten gehen,“ ſagte ſie.

Aber die beiden Mädchen wollten noch bei Tiſche bleiben und ſetzten, wie gewöhnlich, ihren Willen durch. So wurde Sophie an das Klavier geſchickt, um im Nebenzimmer ein wenig zu ſpielen.

Eduard ſchaute ihr in die Noten.

„Was hätte ich den beiden Altchen denn erwiedern ſollen, Fräulein? Ich kenne doch kein billiges Hotel,“ ſagte er leiſe.

„Hätten Sie ihnen doch geſagt: ich bin der Sohn eines reichen Mannes, ich habe nie im Leben fragen müſſen, was die Dinge koſten. Ich weiß nicht, wie es Menſchen zu Muthe iſt, die ſich ſelbſt ihren Unterhalt verdienen und deshalb rechnen müſſen.“

Sie wußte ſelbſt nicht, warum die Bitterkeit, die ſie in dem üppigen Hauſe ſtill in ſich eingeſchluckt, nun plötzlich vor dieſem jungen Männergeſicht auf ihre Lippen trat. . . .

„Das iſt ja ein ganz ſchneidiges, ſtreitſüchtiges Ding, eure neue Gouvernante!“ bemerkte Eduard ſpäter zu Ida.

„Nur Dir gegenüber. So habe ich ſie noch gar nicht geſehen. Sie iſt ſonſt ſtill und ſanft wie ein Lamm.“

Es braucht nicht viel, um einem eitlen jungen Menſchen zu ſchmeicheln. Eduard bildete ſich etwas darauf ein, daß Sophie ihn anders behandelte, als die übrigen Familienmitglieder. Und ſie war hübſch, wirklich hübſch!

2.

Der erſte Morgen an einem fremden Ort! Sophie erwachte in dem maleriſch gelegenen Landeck, einem Landſtädtchen von echt tiroleriſchem Charakter. Sie hatte kaum

zu ſchlafen vermocht, ſo erregt war ſie von all' der Fülle von Schönheit, an welcher ſie der Schnellzug im Fluge vorbeigetragen. Schwarzwald, Bodenſee, und dann die Arlbergbahn mit ihren großartigen Eindrücken.

Als dann die helle Sonne, die in das Zimmer ſchien, ſie aus einem kurzen feſten Schlaf weckte, beſann ſie ſich erſt mit einem freudigen Schreck, wo ſie war. Alſo wirklich in den Bergen! Wie oft, wenn ſie in der Heimathſtadt die duftigen, blauen Linien geſehen, hatte ſie ſich geſehnt in dieſe wunderbare Alpenwelt, in die ſie nun immer tiefer und tiefer hineinkommen ſollte. Ihre Glücksſtimmung ließ ſie nicht länger ruhen. Sie zog ſich leiſe an, um ihre ſchlafenden Zöglinge nicht zu ſtören.

Kurz vor der Abreiſe hatte ihr noch eine Verwandte ihrer Mutter, die für Sophie eine beſondere Vorliebe beſaß, ein Lodenkleid geſchickt. Das ſaß ganz reizend an der jugendlich ſchlanken Geſtalt, und die Gouvernante ſah mit ihrem hellen Matroſenhut, mit dem Ledertäſchchen am Gürtel recht elegant aus; ſehr „chic", wie Eduard behauptete.

Es war noch ganz morgenkühl und morgenſtill, als Sophie hinausſchlüpfte und ſich im Garten auf einer Bank niederließ. An einem offenen Fenſter aber ſtand ein junger Mann und ſchaute unverwandt auf die einſame junge Dame, die, ganz in Bewunderung verſunken, zu den Gipfeln hinaufſchaute und dem Rauſchen der Innwellen lauſchte.

Er konnte allerdings ihr Geſicht nicht ſehen; nur die feine Wangenlinie, das kleine Ohr und ein Stückchen des weißen Halſes mit dem braunen, lockigen Haar. Aber dieſes Wenige ſchien ihn doch ſo zu feſſeln, daß er in der ſchönen Landſchaft nur dieſe ſchlanke Staffage betrachtete. Als Sophie aufſtand, verſchwand auch er vom Fenſter.

Lebhaftes Reiſeleben regte ſich nun um das Gaſthaus. Pferde wurden angeſchirrt, Landauer herausgeſchoben und geputzt. Poſtwagen fuhren ſchwerbepackt ein; Reiſende

rollten schon vorüber im luftigen, offenen Gefährt. Halb schüchtern, halb neugierig, trat Sophie einen Moment auf die kleine Terrasse vor dem Hause, auf der schon verschiedene Menschen standen. Elegante Herren und Damen, mit Gletscherschleiern und kokettem Bergstock; aber auch echte Touristen mit kühn entschlossenen Augen, den Eispickel in der Hand, den Rucksack auf dem Rücken.

Der Postbote kam eben die paar Steinstufen empor. „Ich habe ein Telegramm an Herrn Kommerzienrath Wolff," sagte er.

„Bitte, wollen Sie mir das geben?" sagte Sophie.

Sie war im Hause des Kaufherrn zu sehr an Depeschen gewöhnt worden, um denselben eine besondere Bedeutung zuzumessen, und stieg daher in aller Ruhe die Treppe empor.

Aber dicht hinter ihr kam ein rascher Schritt. Ein Arm schlang sich um ihre Gestalt, und eine leise jubelnde Männerstimme flüsterte ihr im hübschen Hamburgerdeutsch zu: „Du bist's! Du bist's! dachte ich's doch! hoffte ich's doch, obwohl Du noch viel, viel schöner bist, als Dein Bild —" Und in dem Halbdunkel der Treppe drückte er ungestüm einen Kuß auf ihre Lippen.

Sophie war nahe daran, vor Schrecken die Treppe herabzufallen, und da sie wankte und fast zurückstürzte, lag sie einige Sekunden lang in seinen Armen. Sprachlos, kaum eines Gedankens fähig, in einer lähmenden Bestürzung wehrte sie sich nun heftig.

„Verzeih', ich habe Dich überrascht!" bat er. „Ach! Ich freute mich so sehr. Aber warum siehst Du mich so entsetzt an? Des Kusses wegen? Sollen wir uns nicht lieben, verloben? Bei mir braucht's kein Besinnen mehr."

Nun erst vermochte Sophie wieder zu denken, sich zu erinnern an Ida's ihr anvertrautes Geheimniß von dem jungen Mann, mit dem sie hier zusammentreffen würden.

Er also war es! Ein großer Mann, schlank und breit-

ſchulterig, mit einem verhältnißmäßig kleinen Kopf und jenen weichen vollen Lippen, wie ſie die griechiſchen Bildhauer ihren Jünglingen gaben, die faſt etwas zu Sanftes, Weibliches haben. Ein dunkler Schnurrbart milderte freilich dieſen Eindruck; es blieb nur ein einſchmeichelnd-liebenswürdiges, aber gerade vielleicht deshalb nicht ſehr energiſches Männergeſicht. Eine heiße Röthe überfluthete die Wangen, den Hals des jungen Mädchens; die Augen wurden ihr heiß vor Erregung, als ſie nun begriff, daß er ſie für Ida, für ſeine Braut gehalten hatte.

„Sie irren ſich," ſtammelte Sophie. „Ich bin die Gouvernante in der Familie Wolff."

Er ließ erſchrocken den Arm ſinken; einen Moment ſtand auch er ihr mit einer verlegenen Beklommenheit auf der Treppenſtufe gegenüber. Ja, es war unverkennbar ein Ausdruck der Enttäuſchung in ſeinen Augen. Dann faßte er ſich und ſagte mit treuherziger Offenheit: „Das iſt ja allerdings eine recht ſeltſame Art, mit der ich mich bei Ihnen eingeführt habe, mein Fräulein. Und nun kann ich nichts thun, als Sie inſtändig bitten, meinen Ueberfall zu entſchuldigen und zu ſchweigen."

Sie nickte, noch immer ganz verſtört und faſſungslos. Er verbeugte ſich und ging ſchnell davon. . . .

Eine Stunde ſpäter, beim Frühſtück, ließ er ſich ihr vorſtellen, wie einer Fremden, und kein Blick, keine Miene erinnerte an die glückſtolle Stimmung, in welcher er ſie eine Minute lang in den Armen gehalten. Sophie aber erröthete heiß.

Die Depeſche hatte eine gute Geſchäftsnachricht gebracht; ſo fuhr man denn in beſter Laune in den zwei offenen Wagen dahin durch das Innthal, zwiſchen grünen Bergrücken, auf welchen, noch in unglaublicher Höhe, Häuſer, ganze Dorfſchaften ſtehen in weltferner Verſchollenheit. Frau Wolff fand es höchſt aufopfernd, daß Eduard ſeinen

Platz im Wagen dem jungen Hamburger abgetreten und sich zu seinen jüngeren Schwestern und deren Erzieherin gesetzt hatte. Aber es ging recht lustig zu in dem hinterdrein rollenden Gefährte. Je weiter man sich aus dem Stadtleben entfernte, desto mehr fielen Eduard's geckenhafte Manieren, die ja nur ein Produkt der Städte sind und in freier Natur allzu lächerlich erscheinen, von ihm ab. Im Grunde war er ein ganz gutmüthiger, harmloser Mensch, der sich nur von seiner Umgebung stark beeinflussen ließ. Die achtzehnjährige Sophie aber war noch Kind genug, um über seine Späße und Anekdoten zu lachen.

Erst als man in den Engpaß von Finstermünz einbog, ward das junge Mädchen ernster. Erschreckend, beängstigend in ihrer düsteren Schönheit wirken hier die hochragenden Berge, die wie gigantische Mauern die Welt abzusperren scheinen, in deren Tiefe mit dumpfem Grollen der eingezwängte Fluß rauscht.

Man aß auf der Veranda des Wirthshauses, von der man in den Felsenabgrund hinabblicken kann, aber auch einen Schweizer Gletscher herüberblitzen sieht, zu Nacht. Es war bestimmt worden, daß Sophie mit ihren Zöglingen englisch sprechen solle, um sich auf der Reise nützlich zu machen. Herbert Bergmann, der frisch von England kam, mischte sich lebhaft in die Unterhaltung der kleinen Mädchen. Ida war sehr wortkarg.

„Aber Sie schreiben doch ein reizendes korrektes Englisch, gnädiges Fräulein," sagte der Hamburger verwundert.

Ida warf einen hilflosen, ärgerlichen Blick auf ihre Mutter. So ward die Erzieherin dann mit den beiden Kindern zu Bett geschickt, obwohl nun eben der Mond heraufstieg und die Hochgebirgswildniß mit weichem Glanze umfloß. —

Sophie war am Morgen zuerst wieder wach und im Freien. Diese einsame Bewunderung, während die Anderen

noch ſchliefen, dünkte ihr eine köſtliche Feſtſtunde. Aber ſie wurde ihr nicht lange vergönnt.

Herbert Bergmann, der ſchon eine Weile auf dem nahen Geſtein herumgeklettert war, rief ihr „guten Morgen" zu.

„Ich habe zum erſten Male in meinem Leben Alpenroſen gepflückt. Darf ich ſie Ihnen überreichen, mein Fräulein?" ſagte er mit einem vollen, warmen Blick in ihre Augen.

Wieder bemächtigte ſich ihrer die beklemmende Verwirrung, gegen welche ſie ſchon geſtern zu kämpfen gehabt, wenn er in ihrer Nähe war. In Gegenwart der Familie Wolff hatte er ſie während des ganzen Tages mit Gleichgiltigkeit behandelt und kaum das Wort an ſie gerichtet.

„Bitte, geben Sie die Blumen doch Fräulein Ida. Ihr gehören ſie zu," ſagte ſie abweiſend.

Er drückte ihr die Alpenroſen faſt gewaltſam in die Hand.

„Ich werde dem gnädigen Fräulein einen Strauß kaufen," erwiederte er.

Der Kommerzienrath rief nach ihm. Er machte eine faſt ungeduldige Bewegung, eilte aber raſch in das Haus. Sophie war kaum allein, als ſich Eduard zu ihr geſellte.

„Wer gab Ihnen die Alpenroſen? Herr Bergmann?" frug er heftig. „Er ſoll Ihnen keine Blumen ſchenken. Ich leide es nicht!" Mit knabenhaftem Ungeſtüm riß er ihr die rothen Blüthen aus der Hand und ſchleuderte ſie hinab in die Tiefe.

Sophie ſah den Blumen mit traurigen Augen nach. Es waren die erſten, die man ihr ſchenkte; die erſten Alpenroſen, die ſie je in der Hand gehalten.

„Herr Wolff, Sie haben kein Recht, mich zu hofmeiſtern!" rief ſie. „Ich finde überhaupt, daß —"

Sie brach aber verlegen ab. Er hatte ja ein Recht, die Aufmerkſamkeiten zu mißbilligen, die der Verlobte

ſeiner Schweſter ihr erwies. Wie ſchuldbewußt ſchwieg ſie, als Eduard nun weiter grollte:

„O, er ſoll ſich nur keine Freiheiten gegen Sie herausnehmen, ſonſt werde ich es ihm verbieten, dieſem Herrn!“

Am Fenſter aber ſtand Frau Wolff und ſah ihren Sohn dicht neben dem jungen Mädchen am Geländer lehnen in vertraulichem Geſpräch.

„Fräulein — Fräulein!“ rief ſie unwillig.

Als Sophie eiligſt die Treppe emporgeſprungen war, wurde ſie von einem Hagelwetter von Vorwürfen empfangen: Ob man ſie auf die Reiſe mitnähme, damit die Kinder allein in ihrem Zimmer blieben! Ob ſie denn keinen Begriff habe von ihrer Verantwortung, von ihrer Pflicht?

Als die Wagen angeſpannt waren, erklärte Frau Wolff ſehr energiſch, ſie würde mit Lilly und Laura und dem Fräulein fahren. Aber hatte ſie ſchon ihren kleinen Kindern gegenüber ihren Willen nicht durchzuſetzen gewußt, bei den großen gelang ihr das ganz und gar nicht mehr.

„Nein, Mama, ich behalte meinen Platz. Bitte, reize mich nicht, ſonſt kehre ich einfach um,“ bemerkte Eduard in ſeiner kecken Weiſe.

Ein böſer Blick der Mutter traf — nicht etwa den ungehorſamen Sohn, ſondern die Gouvernante. Sophie fühlte, daß ſie wohl mit mancher Bitterkeit für das Glück dieſer Reiſe zahlen mußte.

Und nun weiter, in das wieder ſonniger, freundlicher werdende Thal. Ein Mittageſſen in Nauders, wo es von Reiſenden wimmelt, die kommen und gehen. Man ſchlummert ein wenig bei der Weiterfahrt in der Nachmittagshitze, und ſchlägt erſt wieder die Augen auf, als über der Malſerhaide der Ortler aufſteigt in ſeiner ganzen leuchtenden Schneeherrlichkeit. Nach der großartigen Melancholie des öden, von Seen unterbrochenen Haidelandes kam das alte Städtchen Mals, mit üppigen Blumen und Früchten in

allen Gärten. Dann ging es weiter nach Prad, wo die Stilfſer Jochſtraße beginnt. Wie ein italieniſches Neſt liegt Stilfs mit ſeinen armſeligen maleriſchen Häuſern hoch oben an den Felſen geklebt. In der Staubwolke, die der friſche Wind aufwirbelte, kamen immer neue Wagen dahergerollt, auch Reiſende zu Fuß ſah man mit dem Rucksack dahermarſchiren. In Gomagoi, wo der Weg nach Sulden abzweigt, ſtauten ſich faſt die Wagen mit all' der eleganten Welt, die dem neuen Gaſthofe am Fuße des Ortler zuſtrömte.

Es war Abend, als die Familie Wolff an ihrem vorläufigen Ziele in Trafoi anlangte. Wenige hochgelegene Häuſer, mit ſchönem, dunklem Tannenhintergrund, über dem ſich wie ein Rieſe der Bergſtock des Ortlers aufbaut. Vor dem Poſtgaſthauſe trieben ſich ſchon einige obdachloſe Reiſende, wie Schwalben, die kein Neſt finden, in rathloſer Unruhe umher. Kein einziges Bett mehr im ganzen Hauſe.

„Es iſt doch recht gut, daß ich um Zimmer telegraphirte," bemerkte der Kommerzienrath, in behaglicher Ruhe ſich in die Kiſſen zurücklehnend. Doch als man nun ankam, machte auch hier der Wirth eine verzweifelte Geberde.

„Unmöglich, mein Herr, ſo viel Platz zu ſchaffen. Ganz unmöglich!"

Obwohl der Kommerzienrath die Stirn runzelte, obwohl er mit kaltem Zorn bemerkte: „Ich bezahle Ihnen doppelt für jeden halbwegs erträglichen Raum!" man konnte die Fremden, die einmal da waren, nicht hinauswerfen. Schließlich fand ſich zu dem Zimmer für Herrn und Frau Wolff und zu der Stube mit drei Betten, welche bereit ſtanden, noch eine Kammer für die jungen Herren.

„Es bleibt nichts übrig, als daß die drei Töchter beiſammen ſchlafen," erklärte die Frau Kommerzienrath. „Das Fräulein muß ſich eben heute Nacht mit ein paar Stühlen

in der Gaſtſtube begnügen. Das iſt einmal nicht anders auf der Reiſe."

Dagegen empörte ſich Herbert's anerzogene Ritterlichkeit und ſein gutmüthiges Herz.

„Das geht doch nicht. Das Fräulein muß doch ein Zimmer haben."

„Natürlich!" fiel ihm Eduard in die Rede. „Ich ſchlafe auf dem Heu!"

„Aber, Eduard, welche Idee!" rief die Mutter mit einem zornigen Blick auf Sophie.

Doch das mütterliche Entſetzen beſtärkte den eigenſinnigen jungen Mann nur in ſeinem Wohlgefallen an dem ländlichen Nachtlager, das er mit ein paar norddeutſchen Studenten, die zu Fuß gekommen waren, theilen wollte. Man ging im Mondſchein noch ein wenig ſpazieren. Nur Kuhglockengeklingel, nur das Rauſchen der Bergwaſſer unterbrach die tiefe, wunderbare Bergruhe. Und über dem Dunkel des Waldes die weißen Firnenfelder, die wilden Eismaſſen der Gletſcher!

„Ich muß Ihnen herzlich danken für das Opfer, das Sie mir bringen, Herr Wolff!" wendete ſich Sophie an Eduard, der auffallend ſtill neben ihr herging, wie bewegt von dieſer großen Nachtſchönheit.

„Wäre es doch ein Opfer!" betheuerte er mit ſeiner jugendlichen Wärme. „Ich brächte es ja ſo gern für Sie! — Fräulein!" fuhr er dann leiſer fort: „Wie denken Sie ſich den Mann, dem Sie gut ſein könnten?"

Vor einem Tage noch hätte Sophie herzlich gelacht über dieſe Gewiſſensfrage und dem jungen Menſchen ſchnippiſch erwiedert: „Ganz, ganz anders, auf alle Fälle, als Sie, Herr Wolff."

Aber die großartige, wilde Landſchaft ſchuf ihr eine feierliche Stimmung. Und Eduard hatte ſich verändert in der kurzen Zeit. Er war nicht mehr der eingebildete

Geck mit ſchnarrender Stimme, der ihr am erſten Abende einen ſolchen Zorn erweckt hatte. Es klang durch ſeinen Ton jener Ernſt, jene leidenſchaftliche Wärme, die für ein Mädchenherz immer etwas Rührendes beſitzen. Zugleich aber erſchreckte ſie auch dieſer Ernſt. Sie hatte wohl gefühlt, daß die zornigen Blicke, die verſchiedenen kleinen Rückſichtsloſigkeiten, die ſie ſeit ein paar Tagen von Frau Wolff erfuhr, ſie ſtrafen ſollten für das Intereſſe, das der Sohn ihr ſchenkte.

„Den Mann, dem ich gut ſein könnte?“ wiederholte ſie. Dann beſann ſie ſich eine Weile. „O, er müßte vor Allem ſelbſtſtändig ſein. Stark, ſelbſtbewußt, aber nicht eitel, bereit, unerſchrocken das Größte zu leiſten, jeder Gefahr in's Auge zu ſchauen, damit ich zu ihm aufblicken könnte!“

Sie hattte eigentlich nie darüber nachgedacht, welchen Mann ſie lieb haben würde; es blieb ihr meiſt zu wenig Zeit zu müßigen Träumereien. Sie hielt es auch für höchſt unwahrſcheinlich, daß einem armen Ding, wie ihr, je eine Wahl offen ſtünde. Sie entwarf nur mit einem raſchen Einfall ein Ideal, das ihm möglichſt unähnlich war.

Aber zu ihrer Ueberraſchung erwiederte er, keineswegs entmuthigt, mit trotzigem Geſicht: „Es iſt gut! Ich danke Ihnen! Sie fordern viel. Aber Sie werden ſehen, daß Sie nicht zu viel gefordert haben!“

Lilly und Laura kamen ihnen nachgeſprungen und hingen ſich an den Arm ihrer Erzieherin. Es blieb keine Gelegenheit mehr zu einem weiteren Wort mit Eduard.

3.

Als ſich am nächſten Morgen die Familie Wolff zu ziemlich ſpäter Stunde zum Frühſtück in der Veranda niederließ, vor der nun im Sonnenglanze die weißen Spitzen ſchimmerten, fehlte der Sohn. Man nahm an,

er habe einen Spaziergang gemacht, und trank wohlgemuth den Kaffee. Aber Stunde um Stunde verging und er kam nicht. Endlich brachte ein Führer einen Zettel, den ihm ein junger Mann gegeben hatte, welchem er unterwegs begegnet war.

„Liebe Mutter, mache Dir keine Sorgen um mich," ſtand auf dem aus einem Notizbuch geriſſenen Blatte. „Ich mache mit den beiden Herren, die ich auf dem Heulager kennen lernte, einen Ausflug auf den Ortler und komme morgen zurück."

Frau Wolff war ſchon über dieſe Nachricht außer ſich. Als ſich dann aber auch noch herausſtellte, die drei jungen Leute ſeien ohne Führer und ohne ordentliche Bergausrüſtung, nur mit entlehnten Bergſtöcken fortgegangen, ward auch der Kommerzienrath beunruhigt.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, bis der Abend kam, war das Thal eingehüllt in Wolken. Es ſtürmte, es regnete, eine eiſige Luft wehte durch das Haus, daß man ſich in Jacken und Shawls einhüllte.

„Auf dem Ortler ſchneit's heute die ganze Nacht!" ſagten die Führer.

Und der arme junge Menſch mit ſeinem eleganten Ueberzieher da oben in der Eiswildniß!

Frau Wolff mußte an irgend Jemand ihren Groll auslaſſen, um ſich zu rächen für die Unruhe, die ſie erlitt.

„Wenn ich geahnt hätte, daß Sie uns auf der Reiſe ſolche Ungelegenheiten verurſachen, Fräulein, dann würde ich Sie zu Hauſe gelaſſen haben," wendete ſie ſich mit ihrer kränkendſten Miene an Sophie. „Sie, Sie ganz allein tragen die Schuld, daß mein armer Junge ſich nun da oben der ſchrecklichſten Erkältung und allen erdenklichen Gefahren ausſetzt. Nur weil er in ſeiner übertriebenen Gutmüthigkeit Ihnen ſein Zimmer abtrat, iſt er dazu ver-

führt worden. Als ob eine Nacht auf ein paar Stühlen Sie umgebracht hätte! Man ſollte in Ihrer Stellung ſich ſolche Anſprüche gar nicht erlauben, eine ſolche Aufopferung gar nicht annehmen. Aber natürlich, dieſe Fräuleins wollen immer die Damen ſpielen, und je beſſer es ihnen in einem Hauſe geht, deſto verwöhnter werden ſie."

Herbert machte ein ſchmerzlich verlegenes Geſicht. Es war ihm entſchieden über die Maßen peinlich, dieſe grundloſen Vorwürfe gegen das arme Mädchen mitanhören zu müſſen. Da er ſelbſt nicht wagte, die Dame zu unterbrechen, flüſterte er Ida, die neben ihm ſaß, die Bitte zu, dem Geſpräch eine andere Richtung zu geben.

„Geh, Mama, ſo hör' doch 'mal auf! Das iſt wirklich langweilig!" rief dieſe in ihrer reſpektloſen Weiſe. „Eduard wird ſchon wieder herunterkommen. Es ſchadet ihm nichts, wenn er ein bischen naß wird. Warum hat er ſo unſinnige Einfälle!"

„Das liegt eben gar nicht in ſeiner Art! Darum empört es mich gerade, daß er in dieſe unpaſſende Geſellſchaft von leichtſinnigen Studenten gerieth. Aber auf dem Heu —" und nun ging's von Neuem wieder an.

Schließlich konnte Sophie ihre Thränen nicht mehr beherrſchen und ſtand vom Tiſche auf.

Herbert fand ſie eine geraume Weile ſpäter in einer Ecke der einſamen Veranda. Sie hatte das lockige Haupt auf die Arme gedrückt und ſchien ganz in Schmerz verſunken. Sie ängſtigte ſich um Eduard. Mehr als die Mutter ja ahnen konnte, fühlte ſie ſich ſchuldig an ſeinem thörichten Streich. Sie mußte unaufhörlich an ihre Worte von geſtern denken. Der kindiſche, tolle Menſch! Das alſo war das Große, das er leiſten wollte, das war der Beweis der Unerſchrockenheit, den er ihr brachte, daß er nun planlos, ohne Führer, mit frevelhaftem Leichtſinn in dieſe Eiswelt hineinrannte! Wenn ihm ein Leids geſchah?

Sie hatte als Münchnerin ſo viel von den Gefahren der Gletſcherwelt gehört, daß ſie ſein Unternehmen für noch viel bedenklicher hielt, als ſeine Angehörigen.

Herbert ſtand eine Weile mitleidig neben dem weinenden Mädchen.

„Fräulein, armes Fräulein!“ ſagte er dann ſehr ſanft und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie fuhr empor und ſchaute ihn mit beſtürzten Augen an, als habe die leichte Berührung ſie bis in's Innerſte durchſchauert.

„Es thut mir ſo leid, Fräulein, wenn man hart mit Ihnen iſt! Sie ſind ſo einſam, ſo ſchutzlos! Ein ſo junges kindliches Mädchen, das ſchon ſein Brod verdienen muß in der Fremde.“

Seit Sophie von der Mutter fort war, hatte nie Jemand gefragt, wie es ihr zu Muthe ſei; ſelbſt die Ihren prieſen nur immer ihr glückliches Loos; man war ja ſo froh, der Sorge um ein Kind ledig zu ſein. Nun bewegte ihr dieſe Theilnahme, die er zeigte, ganz mächtig das Herz.

„O, ich bin ja nicht unglücklich darüber, daß ich mich nützlich machen muß! Dürfte ich nur ordentlich arbeiten, mich wirklich plagen von früh bis ſpät! Aber immer dieſe Vorwürfe, daß man nur aus Gnade geduldet wird!“ klagte ſie mit ihrem düſteren, verweinten Geſichtchen. „Manchmal meine ich, ich könnte es gar nicht tragen, immer nur eine Dienende zu ſein, die wie eine Unfreie ſich fügen und unterwerfen muß!“

Es war wie ein Aufſchrei aus ihrer unterdrückten, ſtolzen jungen Seele.

„Ach, liebes Fräulein,“ ſagte er nachdenklich, „glauben Sie nur nicht, daß es ſo viele wirklich Freie gibt. Wenn Sie ſich unter den Männern umſehen — wer hat nicht ſeinen Vorgeſetzten, dem er ſich fügen, von dem er ſogar Un-

gerechtigkeiten hinnehmen muß? Und wenn man auch anſcheinend ein recht günſtiges Loos gezogen hat —“ er ſtockte einen Moment, dann fuhr er mit abgewendetem Geſichte und mit bewegter Stimme fort: „Ich bin zum Beiſpiel unter meinen Bekannten ein vielbeneideter Menſch. Aber muß ich mich nicht auch dem Willen meines Vaters fügen und unterwerfen in Allem, in den wichtigſten Fragen meines Lebens? Mein Vater würde einen Widerſtand gegen ſeine Anordnungen ſo unerhört finden, als wäre unſer altes ſolides Haus in's Wanken gerathen und müßte nächſtens zuſammenbrechen.“

Er ſprach ganz leiſe und erregt, als dränge ſich ihm in dieſer Dämmerſtille, in der man den Regen rauſchen hörte, vor dem traurigen Mädchen unwillkürlich auf die Lippen, was er in dieſen Tagen innerlich in ſich auskämpfte.

Mitleidig nahm er dann ihre Hand und hielt ſie zwiſchen der ſeinen.

„Weinen Sie doch nicht, bitte! Es thut mir ſo weh, Sie weinen zu ſehen!“

Bei ſeinen Worten hatten ſich plötzlich ihre Augen wieder mit großen Thränen gefüllt. Haſtig entzog ſie ihm nun ihre Hand. Sie verſtand ja ſehr wohl, was ſein Bekenntniß bedeutete: daß er die Braut wählen mußte, die ſein Vater ihm beſtimmte. Aber wenn er ſich als Ida's Verlobten fühlte, warum ſtand er dann neben ihr mit ſeinem bewegten, einſchmeichelnden Geſicht? Warum drückte er ihr ſo zärtlich die Hand und ſchuf ihr zu aller Angſt, die ſie zu ertragen hatte, auch noch eine bange, wilde Unruhe durch ſeine Nähe, ein Herzweh, als müſſe ſie ganz zerfließen vor Mitleid mit ſich ſelber?

Aber wie ſcheu und furchtſam ſie auch von ihm fortrückte und ſich ſeinem Troſt zu entziehen ſuchte, er legte ihr nun wieder eine Hand auf die Schulter und flehte:

„Bitte, bitte, ſeien Sie wieder muthig und heiter, mein liebes Fräulein! Und kommen Sie von hier fort, es weht eiskalt herein, Sie werden ſich erkälten.“

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als ſeinem Drängen nachzugeben; einigemal hatte ſie ſchon mit einer wahren Todesangſt nach der Thüre geblickt. Wenn ihre Herrin hereinkäme und den Bräutigam ihrer Tochter hier ſähe in dem vertraulichen Geſpräch mit der Gouvernante — das fehlte gerade noch.

Als ſie bald darauf mit ihren Zöglingen „Gute Nacht“ wünſchte — für Ida war ein hübſches Zimmer neben den Eltern frei geworden — hatte ſich Herbert mit der Familie Wolff zu einer Parthie Whiſt niedergelaſſen. Es war ja ein wenig ſeltſam, daß die jungen Leute, die ſich auf der Reiſe kennen lernen ſollten, nichts Beſſeres zu thun wußten, als miteinander Karten zu ſpielen. Aber Ida ſchien es zufrieden. Sie freute ſich überhaupt über das ſchlechte Wetter. Es war ihr am vorhergehenden Tage langweilig geweſen, daß Herbert ſich ſo viel für die Landſchaft intereſſirte. Ihr war die Gegend höchſt gleichgiltig. Er ſollte ſie bewundern, nicht die Berge. Nun konnte ſie auch allerlei ſchöne Dinge aus ihrem Koffer herausholen. So oft ſie ein neues Kleidungsſtück, einen neuen Schmuck trug, fragte ſie mit einem koketten Lächeln: „Wie gefällt Ihnen das, Herr Bergmann?“

Und er erwiederte mit ſeiner liebenswürdigſten Höflichkeit: „Reizend, ganz reizend, mein Fräulein.“ Ihrem oberflächlichen Sinn waren derartige Schmeicheleien ſo wohlgefällig wie ihrer Zunge die ſüßen Pralinés, die ſie während des ganzen Tages knabberte.

Trotz des Regenwetters hörte man am nächſten Tage zu früher Stunde den Kommerzienrath mit knarrenden Stiefeln auf und ab gehen und nach dem Wirth rufen. Er hatte ſchlecht geſchlafen aus Sorge um den Sohn. Als

man beim Frühstück saß, kam die Botschaft, es seien mit dem Fernrohr einige Männer zu erkennen, die vom Ortler herabkämen. Man wartete in Angst und Unruhe. Als sie näher kamen, konnte man mit dem Glas wohl unterscheiden, daß Eduard sich nicht unter ihnen befand. Aber sie würden wenigstens Nachricht geben können.

Mit der düsteren Miene eines Großinquisitors trat der Kommerzienrath den todmüden, durchnäßten Bergwanderern entgegen und fragte sie aus.

Nein, erhielt er als Antwort, drei junge Herren seien ihnen nicht begegnet. Es habe auch außer ihnen Niemand in der Unterkunftshütte übernachtet.

Aber wo waren dann die drei unglücklichen jungen Menschen geblieben?

Einer der Touristen erinnerte sich, einen Laut gehört zu haben, wie einen fernen Hilferuf. Aber der Führer hatte sie ausgelacht.

Frau Wolff fiel, einer Ohnmacht nahe, in einen Stuhl. „Mein armer, armer Sohn!"

„Man muß fort, augenblicklich! Man muß nach ihnen suchen!" befahl der Kommerzienrath.

Es waren nur ein paar Führer zur Stelle; der eine kam eben hungrig und müde vom Berg herunter. „Erst laufen die Herren ohne uns hinauf, dann können wir schauen, wie wir sie finden und herunterbringen," brummte er in gerechtem Zorn. Aber er nahm sich kaum Zeit, sich zu stärken; er war sofort wieder marschbereit.

Mit blassen Angstgesichtern sah man zu, wie die wackeren Männer ihre Vorbereitungen trafen. Der Kommerzienrath sah fahl und gealtert aus; seine Frau hatte eine heftige Migräne, war aber nicht zu bewegen, sich zurückzuziehen. Mit Leichenbittermiene saß man bei Tische. Frau Wolff reichte der Gouvernante die Platten mit einer stillschweigenden Verachtung, wie einer Verbrecherin, so

daß das arme junge Ding kaum einen Biſſen über die Lippen zu bringen wagte. Ihre Zöglinge machten ſich die Mißſtimmung gegen ihre Erzieherin zu Nutze und gaben ihr unartige Antworten.

Stunde um Stunde verging. Der Wirth bemühte ſich, ſeine Gäſte zu zerſtreuen, und erzählte zu dieſem Zwecke allerlei Geſchichten von Unglücksfällen, die ſich ſchon in den Bergen ereignet hatten. Ida fing leiſe zu weinen an. Sie dachte, wie ſchrecklich es wäre, wenn ſie Trauer bekämen. Dann könnte ſie keine ihrer ſchönen, hellen Toiletten mehr tragen, und ſchwarz kleidete ſie ſo ſchlecht.

Herbert bot ihr den Arm und führte ſie in's Freie. Es hatte zu regnen aufgehört. Düſter ſchälten ſich die Felswände aus den Wolken hervor.

Sophie ſah dem Paare nach, das Arm in Arm da draußen auf und ab wandelte. Ein wilder, bohrender Schmerz, wie ſie ihn noch nie empfunden, durchfuhr ihr die Bruſt.

Niemals, mit keinem Gedanken, hatte ſie den fremden Menſchen, unter welchen ſie lebte, ihren Ueberfluß mißgönnt; niemals mit ihrem Geſchick gehadert, wie ernſt es auch war, dem ſonnigen Looſe Ida's gegenüber. Und nun zum erſten Male beneidete ſie das weinende Mädchen um den Arm, auf den ſie ſich ſtützen durfte, mit einem leidenſchaftlichen Weh, daß ſie hätte aufſchreien mögen.

Mit aufgeregtem Geſicht ſtürzte in den Nachmittagsſtunden der Wirth herein: „Die Führer kommen! Einen tragen ſie! Das hab' ich geſehen!"

Die Reiſenden, die vom Regen in Trafoi feſtgehalten wurden, ſowie eine Schaar Neuangekommener verſammelten ſich vor dem Gaſthauſe, um die Ankunft der Führer zu erwarten. Frau Wolff ſtützte ſich auf ihren Gatten, Ida lehnte ſich an Herbert's Arm, die kleineren Mädchen drückten

ſich, halb weinend, halb neugierig, aneinander; um die Gouvernante kümmerte ſich Niemand, wie ſchwer es ihr auch zu Muthe war. War's ein Todter, den die Führer trugen? War's Eduard?

Nun kamen ſie über die Brücke, unter welcher der Gletſcherbach in wilden Fluthen brauste. Nun kamen ſie heran, langſam, vorſichtig. Drei Führer, zwei mit der ſchweren Laſt auf den Armen, und dann zwei ſeltſame, kaum kenntliche Geſtalten.

„Das — das iſt — das iſt ja Herr Wolff!" jubelte Sophie, die mit ihren ſcharfen Augen am weiteſten ſah.

„Wo? Sie irren ſich!" murmelte der Kommerzienrath verſtört.

Aber Sophie zeigte freudig auf einen der hinterdrein Humpelnden.

„Sind Sie toll, Fräulein!" grollte Frau Wolff. „Der Menſch ſieht ja aus wie ein Vagabund!"

Ein Juchzen der Führer kündigte an, daß die Sache verhältnißmäßig gut abgelaufen ſei. Man athmete auf. Sie hätten nicht ſo hell gejauchzt mit einem Todten auf den Armen.

Mit dem jähen Uebergang von Angſt zu ausgelaſſener Heiterkeit, deſſen nur die erſte Jugend fähig iſt, war Sophie nahe daran, in ein lautes Lachen auszubrechen über Eduard's Anblick; ſie mußte das Taſchentuch auf den Mund drücken. Der elegante junge Herr! Da kam er nun kläglich, mit zerriſſenen Stiefeln, beſchmutzt und ſchlotternd vor Müdigkeit und Kälte. Auf dem Kopf trug er ſtatt ſeines hellen Strohhutes, den wohl der Wind in irgend einen Abgrund geweht hatte, eine ſchäbige Mütze, die ihm der Führer geliehen haben mochte. Um die Schultern hing ein alter, grünbrauner Shawl. Und in dieſer Verfaſſung mußte der eitle junge Mann ſich den neugierigen Augen fremder Menſchen ausſetzen, die ſich auf einen tragiſchen Vorfall

gefaßt gemacht hatten und nun spottend die Komödie dieses Einzuges genossen.

Auch der von den Führern getragene Student war in keinem besorgnißerregenden Zustand. Er hatte sich den einen Fuß übergetreten und war unfähig zu gehen, weiter nichts.

Aber gegen die Nadelstiche, die seine Eitelkeit trafen, schien Eduard unempfindlich geworden zu sein.

Sie waren im Schneegestöber vom Weg abgekommen, und hatten während der ganzen Nacht, frierend und schutzlos, da oben im Gestein gehockt, mit der folternden Angst, daß sie, sobald sie sich von der Stelle regten oder sich dem Schlaf überließen, in einen Abgrund stürzen könnten.

Man wird abgestumpft gegen schlechte Kleider nach einer solchen Nacht!

„Eduard, mein armer Junge! Es muß schrecklich gewesen sein!" jammerte Frau Wolff.

„Na, hübsch war es nicht," erwiederte Eduard. „Aber es ist recht gesund, einmal so 'was zu erleben."

Er sah merkwürdig gereift aus in seiner Bläße, auffallend nachdenklich. In das allzu weiche Dasein dieses verwöhnten Weltkindes war zum ersten Male der Ernst herangetreten: er hatte eine Gefahr bestanden.

Der Kommerzienrath ließ den Führern ein Festessen bereiten und ihnen eine gute Belohnung auszahlen. In sehr veränderter, heiterer Stimmung setzte man sich, nachdem Eduard ein wenig geruht und sich wieder in einen Kulturmenschen verwandelt hatte, zu Tisch. Seine beiden Leidensgenossen hatten die Einladung abgelehnt. Auch er war einsilbig und schien sein keckes Selbstbewußtsein auf dem Ortler gänzlich verloren zu haben.

Für die eingeregneten Touristen, die sich gelangweilt um das Haus herumtrieben und nach dem Wetter ausblickten, gab es schon wieder ein neues Schauspiel.

Ein höchst eleganter vierspänniger Reisewagen fuhr an dem Gasthause vor. Auf dem Bocke saß ein livrirter Diener und auf einem schmalen Brettchen hinter dem hohen Dache ein Mohr, der dann mit einem tiefen Bückling den Wagen öffnete und mit gekreuzten Armen stehen blieb.

Aus dem großen, mit Koffern beladenen Gefährt stieg nur ein einziger Herr. Er wurde von dem Wirth, von dem Dienstpersonal mit ganz besonderer Zuvorkommenheit begrüßt.

„Herr Baron, welche Ehre, daß Sie wieder bei uns absteigen."

Der Diener nahm dem Fremden den Mantel ab, und dieser trat in den Speisesaal, dessen Thüre der Wirth weit aufriß. Er stand schon in der Mitte des Lebens. Sein Haupt war sehr kahl; die wenigen Haare, die ihm noch blieben, trug er kurz geschoren. Ein graublonder Schnurrbart stach kaum ab von dem fahlen, graugelben Gesicht. Das Profil war gut geschnitten, aber er hatte eine Art, die Augenbrauen emporzuziehen und unter den breiten herabhängenden Lidern mit einem müden Blick hervorzuschauen, als verdiente die Welt nicht, daß er die Augen ordentlich öffne. Sein ganzes Auftreten verrieth das maßlose Selbstgefühl des steinreichen Mannes, der fest überzeugt ist, daß sein Besitz ihm auch das Recht gibt, auf Andere herabzuschauen.

Er warf einen gelangweilten Blick auf die anwesenden Gäste und wollte eben die Weisung geben, er wünsche auf seinem Zimmer zu speisen, als Kommerzienrath Wolff sich erhob: „Herr Baron de Haag, welche Freude, Sie hier zu sehen!"

Der Kaufherr, der sich sonst selbst als ein Allmächtiger fühlte und in unnahbarem Hochmuthe wartete, daß man sich vor ihm beuge, stand mit geschmeidiger Unter-

würfigkeit dem Baron gegenüber. De Haag war ein Größerer als er. Er hatte ebenso viele Millionen, als er Hunderttausende. Einem solchen Manne gegenüber fand er es ganz am Platze, den Nacken tief zu krümmen.

„Ei, Herr Kommerzienrath, seit Gastein hatte ich ja nicht mehr das Vergnügen!“ sagte der Baron mit ungewohnter Liebenswürdigkeit. Er war froh, hier überhaupt einen Bekannten zu finden.

Das Gesicht der Frau Wolff verklärte sich ordentlich, als Herr de Haag sich der Aufforderung, an ihrem Tische Platz zu nehmen, nicht abgeneigt zeigte.

Er wolle nur ein wenig Toilette machen. In seinem Reisekostüm könne er sich nicht zu den Damen setzen, bemerkte er mit einer galanten Verbeugung vor den jungen Mädchen, die er Beide scharf fixirt hatte.

„Welche vornehme Erscheinung! Was für distinguirte Manieren!“ flüsterte Frau Wolff ihrem Gatten zu. Man blieb bis zu später Stunde zusammen; das heißt, die Kinder waren mit der Erzieherin zu Bett geschickt worden, und Eduard hatte sich, todmüde, zurückgezogen. Ida war in ihrer Freude, daß Alles so gut abgelaufen war, und daß sie sich umsonst vor der Trauer gefürchtet hatte, in einer ganz ausgelassenen Stimmung. Sie sagte dem Baron mit ihrem koketten Lachen, er erinnere sie an ein Bild, das sie in einer Gallerie oder in einem Werke gesehen haben müsse; seit dem ersten Moment zerbreche sie sich den Kopf, welches Bild es war. Endlich wußte sie es. Das Porträt des Grafen Schack.

Er lächelte sehr geschmeichelt.

Der Baron hatte, wie die Familie Wolff, am nächsten Tag über das Stilfser Joch nach Bormio fahren wollen. Das trübe Wetter hielt sie in Trafoi fest. Aber man konnte einen Spaziergang zu den „Heiligen drei Brunnen“ unternehmen. In tiefster, von Tannen umschatteter Wildniß,

unter der aufragenden Madatſchſpitze, ſteht hier ein Wallfahrtskirchlein. Dem eiskalten Waſſer, das hier drei Bildſäulen entfließt, trauen die gläubigen Tiroler eine wunderbare Heilkraft zu.

Die übermüthigen Stadtmenſchen aber ſaßen hier an dem düſteren Flecke am Fuße des Gletſchers bei einem feinen Frühſtücke, zu welchem der Baron ſie eingeladen hatte, und Ida hatte ihre kindiſche Freude über den Mohren, der jedem Wink, jedem Blick ſeines Herrn gehorchte.

„Lilly, Laura!“ rief Eduard ſeinen beiden Schweſtern zu, „wir wollen ein wenig da hinaufſteigen in den Tannenwald.“ Man ließ die Kinder gerne ziehen. Sophie mußte ſelbſtverſtändlich ihre Zöglinge begleiten.

Sie hatte mit Eduard nicht mehr allein geſprochen ſeit ſeiner Rückkehr vom Ortler.

„Nicht wahr, Fräulein, Sie verachten mich nun, weil ich Pech hatte,“ ſagte er mit der ernſten Miene, die er noch immer zeigte. „Aber ich habe erſt da oben Ihre Worte richtig verſtehen gelernt; und Sie werden ſehen, welch' ein anderer Menſch ich nun geworden bin. O ja, meine Eltern ſollen ſich noch wundern über mich!“

„O bitte, nur keinen zweiten gewaltſamen Entſchluß!“ rief Sophie ängſtlich.

„Nein, einen wohlerwogenen!“ erwiederte er.

Mittlerweile erhob ſich Herbert, der eine Weile mit ſich gekämpft hatte, raſch von dem Frühſtückstiſche.

„Ich bin wirklich bange, die jungen Fräuleins nur in der Obhut Ihres Bruders zu wiſſen,“ erklärte er mit leichter Befangenheit. „Herr Wolff hat ſich in alpiner Beziehung doch nicht ſo recht bewährt. Haben Sie keine Luſt, mitzukommen?“ fügte er, ſich an Ida wendend, hinzu.

„Welche Idee! Auf dieſem ſchlechten Weg! Bei dieſem Schmutz!“ bemerkte dieſe, ungehalten über den Vorſchlag.

„Das ist geschmackvoll von Ihnen, mein Fräulein!" stimmte der Baron ihr bei. „Ich habe auch keinen Sinn für solche Vergnügungen."

So ging Herbert allein. Da Sophie schon höher gestiegen war, konnte sie sehen, daß er ihnen nachkam. Wie auf der Flucht eilte sie nun vorwärts. Eduard, der nicht eingestehen mochte, wie ihn seine müden Beine schmerzten, stand mit seinen Schwestern still und pflückte Alpenrosen. So war Sophie denn ganz allein droben im Bergwald. Sie rief nach den Kindern. Das Brausen der Gletscherbäche verschlang ihre Stimme. In ihrer instinktiven Angst vor einem Alleinsein mit Herbert, der nun ganz nahe war, kehrte sie um, um ihre Begleitung wieder zu erreichen, sprang aber so rasch abwärts, daß sie ausglitt und fiel.

Im selben Moment war Herbert an ihrer Seite, hob sie auf und hielt sie fest in den Armen.

„Sie haben sich doch nichts zu Leid gethan, min lev lütt Gör!"*) flüsterte er mit besorgten warmen Augen.

Sie schüttelte nur den Kopf und machte sich frei; aber er hielt noch immer ihre Hand, als müsse er sie beschützen wie ein Kind.

„Wie kommt's, daß mich Ihnen gegenüber stets die Lust anwandelt, plattdeutsch zu reden?" sagte er, immer noch sehr bewegt, mit raschem Athemholen. „Es sind die Klänge meiner Heimath! Es ist die Sprache des Herzens für uns geworden. Fritz Reuter hat sie veredelt!"

Er sah, wie sie erglühte, wie sie in scheuer Abwehr von ihm fortstrebte, und fuhr etwas ruhiger fort: „Kennen Sie Fritz Reuter? Sie erinnern mich an manche seiner Gestalten, junge Mädchen voll heiterer Lebenslust mit einem Schleier von Wehmuth."

---

*) Plattdeutsch = mein liebes kleines Mädchen.

Eduard war ihnen nun nachgekommen und warf einen düsteren Blick auf die Beiden, die ihre Verlegenheit, ihre Erregtheit nicht ganz zu verbergen vermochten. Sophie mußte nun wohl wieder ein Wort hervorbringen, und so ruhig und vernünftig, als es ihr möglich war, über den plattdeutschen Dialekt sprechen.

Da Ida sich auf dem Heimwege auch dem Baron ein wenig widmen mußte, war Herbert nicht mehr wie sonst an die junge Dame gebunden. Er benutzte diese Freiheit, um immer wieder in Sophiens Nähe zu gelangen. Bald gab er ihr eine Erdbeere in die Hand, mit einer ganz zärtlichen Berührung; bald hielt er sie mit einem Druck auf ihren Arm vor einem spitzen Stein zurück, über den sie hätte stolpern können.

Niemand wurde diese kleinen Aufmerksamkeiten gewahr. Gerade diese Heimlichkeit aber gab ihnen etwas Beschämendes, Beleidigendes für die junge Erzieherin. Sie fühlte das wohl, und dennoch, dennoch konnte sie sich nicht wehren gegen das unbeschreiblich süße Gefühl, das sie durchrieselte, wenn seine Finger die ihren streiften. Als man wieder in das Gasthaus zurückgekehrt war, brachte er ihr einen Band von Fritz Reuter.

Sie suchte sich in der Siestastunde in den Dialekt hineinzulesen, über dem Buche ihre innere Unruhe zu vergessen. Aber aus den fremden gemüthvollen Lauten klang ihr nun seine Stimme heraus. Sie meinte immerzu die paar Worte zu hören, die ihr eine so herzergreifende Sehnsucht weckten: „Min lev lütt Gör!" Die Anderen saßen unten in der Veranda. Der Baron hatte sie aufgefordert, Photographien anzusehen, die er in seinem Koffer mitschleppte. Zuweilen klang Ida's helles Lachen herauf.

Am Abend zogen sich die Damen früher zurück. Nur der Kommerzienrath blieb noch bis nach Mitternacht mit dem Baron zusammen. Er hatte ein erhitztes Gesicht und be-

fand ſich in einer ungewöhnlich erregten Feſtſtimmung, als er dann endlich das Zimmer ſeiner ſchlafenden Frau betrat. Ja, er ſchien ſo wenig Bedürfniß nach Ruhe zu haben, daß er mit einer Rückſichtsloſigkeit, die er ſich ſonſt nicht erlaubte, ſeine Gattin aus ihrem feſten Schlummer weckte.

„Bitte, Irene, Du ſollſt morgen ausſchlafen. Wir bleiben noch hier. Ich möchte nur, daß Du mir ein wenig zuhörſt. Es handelt ſich um eine wichtige Angelegenheit, die Dich ſehr intereſſiren wird.“

Und ſo lange ging der Kommerzienrath mit ſeinen knarrenden Stiefeln im Zimmer auf und ab, ſo lange blieben die beiden Gatten in eine lebhafte Unterhaltung vertieft, daß ſchließlich die unten und oben wohnenden Gäſte durch ungeduldiges Klopfen ihr Mißfallen ausdrückten.

4.

Am nächſten Tage ſchien wieder die Sonne. Ida, in einer neuen, ſchneeweißen Toilette, war übermüthig luſtig. Auch der Baron blieb noch in Trafoi und entwickelte eine jugendliche Ausgelaſſenheit, die eigentlich recht wunderlich zu ſeinem verlebten Ausſehen paßte. Eduard dagegen hatte ſeinen Humor nicht mehr wiedergefunden, und Herbert ſchien nur mit einem gewiſſen Zwang, wie zerſtreut und geiſtesabweſend, in den heiteren Ton mit einzuſtimmen.

Manchmal begegneten ſeine Augen denen der jungen Erzieherin mit einem warmen Aufleuchten.

Am Abend mußte Sophie in ihr Zimmer hinaufſteigen, um Shawls für ihre Zöglinge zu holen. Herbert's raſcher Schritt folgte ihr nach. Es war dämmerig auf der Treppe. Sie ſtanden allein.

„Genau ſo, wie an jenem erſten Morgen in Landeck,“ flüſterte er ſehr bewegt. „Ich habe den Moment nicht vergeſſen. Ich kann ihn nicht vergeſſen.“

Mit einer leidenſchaftlichen Anwandlung näherte er wieder ſein hübſches Geſicht dem ihren. Sie wendete raſch den Kopf weg; ſein heißer Mund berührte nur ihre weiche Wange.

Sie floh in ihr Zimmer und ſaß da, das Geſicht in die Hände gedrückt, während ihr das Blut in den Schläfen kreiste, und das Herz in wildem Takt klopfte.

Wie ſollte das enden? Wie ſollte es enden? Nie in ihrem Leben hatte ſie ſich ſo ſchutzlos gefühlt, ſo mutterſeelenallein.

Und weil er das wußte, darum wagte er es, ſich ihr in dieſer Weiſe zu nähern! Darum wagte er es, ſie zu küſſen, wie die erſte Beſte, die ihm in den Weg kam. Er, der Verlobte einer Anderen, der heimlich die Gouvernante mit ſeinen Zärtlichkeiten verfolgte! O, er meinte wohl nicht viel Umſtände machen zu müſſen mit dem armen Ding, das in fremdem Dienſte ſtand!

Ihr Mädchenſtolz flammte auf gegen dieſe Behandlung. Und dennoch — und das war das Schlimmſte — dennoch fühlte ſie, daß er ſie nicht auf die Dauer vor ihm ſchützen würde. Wenn er ihr wieder mit ſeinem weichen Lächeln und ſeinen bittenden, warmen Augen Schmeichelworte in die Ohren raunte, dann kam wohl einmal eine ſüße Betäubung über ſie; dann kam die Stunde, in der ſie ſeinen Kuß erwiederte! Nur das nicht! Nur das nicht!

Sie war jung, weltunberührt genug, um die Lage, in der ſie ſich befand, mit vollem, tragiſchem Ernſt aufzufaſſen, um zu ſchaudern vor ihrer eigenen Schwäche ihm gegenüber, wie vor einer Schuld.

Lieber ſterben, als ſich wehrlos fühlen, auch nur einen Moment, gegen ſeine lichtſcheue, heimliche Vertraulichkeit. Lieber ſterben, als ihn küſſen, den Bräutigam einer Anderen!

Wilde Fluchtgedanken ſtürmten ihr durch den Kopf.

Aber sie mußte sich jetzt zu fassen suchen; man rief nach ihr.

Eduard sah sie mit forschenden Augen an. „Sie sind sehr lange ausgeblieben, Fräulein!“ sagte er vorwurfsvoll. —

Am Abend, als Frau Wolff allein in ihrem Zimmer war und noch an ihrem Gepäck ordnete, da man für den nächsten Tag die Fahrt über das Stilfser Joch beschlossen hatte, klopfte Sophie an und bat um eine Unterredung.

Sie war ganz verstört. Ihre Stimme zitterte. Eben hatte Herbert wieder bei einer flüchtigen Begegnung ihre Hand erfaßt und an die Lippen gedrückt.

„Gnädige Frau,“ sagte sie schüchtern und stammelnd. „Sie sprachen gestern davon, daß — daß ich auf der Reise überflüssig sei. Lilly und Laura haben ja auch keinen Unterricht, und deshalb bitte ich Sie, lassen Sie mich fort!“

Sie machte eine flehende Bewegung mit den Händen.

„Warum fort? Welcher Einfall! Wo wollen Sie hin?“

„Ich würde nach Hause reisen, wenn Sie es mir gestatten.“

„Aber Sie müssen doch einen Grund haben, Sie müssen dieses wunderliche Ansinnen doch erklären,“ warf Frau Wolff ungeduldig hin.

„Bitte, gnädige Frau, fragen Sie mich nicht.“

Dieser bange Ton, die Verlegenheit des Mädchens machte die Dame neugierig.

„Ich will nicht hoffen, daß mein Sohn sich Ihnen gegenüber eine Annäherung erlaubte,“ sagte sie mit einer Falte zwischen den Brauen. „Uebrigens muß ein Mädchen immer wissen, einen jungen Mann in den richtigen Grenzen zu halten.“

„Gewiß, gnädige Frau. Herrn Wolff gegenüber wüßte ich mich recht wohl zu schützen. Er ist auch noch so jung —

und taktvoll genug. Aber so thöricht es wäre, wenn er mir den Hof machen würde, ein direktes Unrecht würde es doch nicht sein. Dagegen —"

„Ein Unrecht? Es handelt sich also doch um irgend eine Zudringlichkeit. Aber von wem? Wer kam denn nur in Ihre Nähe?" Die blinzelnden Augen der Kommerzienräthin öffneten sich plötzlich ganz lebhaft und mit lauerndem Interesse.

„Herr Bergmann etwa?" stieß sie rasch hervor.

„Bitte, fragen Sie mich nicht und lassen Sie mich fort!" wiederholte das Mädchen nur ängstlicher, verwirrter; zitternd vor dem Sturm, der nun über sie hereinbrechen, vor den Vorwürfen, die alle auf ihr Haupt herabfallen würden.

Aber Frau Wolff machte ein ganz heiteres Gesicht. „Ich will keine Bekenntnisse herauslocken. Ich will nur Antwort auf eine Frage, zu der ich denn doch wohl berechtigt bin: handelt es sich um Herrn Bergmann? Wollen Sie uns seinetwegen verlassen?"

„Ja, gnädige Frau."

Die Frau Kommerzienrath mußte sich ordentlich Mühe geben, den gleichgiltig-kühlen Ausdruck anzunehmen, den man an ihr gewöhnt war. Einen Moment zuckte es ordentlich wie ein triumphirendes Lachen um ihren hochmüthigen Mund. Mit einer ganz seltenen gütigen Bewegung legte sie dem jungen Mädchen die beringte Hand auf die Schulter.

„Liebes Kind, ich glaube, Sie übertreiben da wirklich eine kleine harmlose Vertraulichkeit. Mein Gott, die jungen Leute denken nun einmal ein bischen frei, Sie müssen es wirklich nicht so ernst nehmen, wenn Herr Bergmann sich einen Spaß mit Ihnen erlaubte! Deshalb brauchen Sie wahrlich nicht gleich wegzulaufen!"

Die klaren Augen der jungen Erzieherin richteten sich

jetzt in verständnißloſer Verwunderung auf die lächelnde Dame.

„Aber Fräulein Ida ſagte mir doch, Herr Bergmann würde ſich mit ihr verloben und —“

„Sagte meine Tochter Ihnen das? Nun, es war ſehr überflüſſig von ihr, darüber zu ſprechen. Jedenfalls können Sie ſich aber beruhigen. Meine Tochter wird nicht eiferſüchtig auf Sie ſein, und wenn Herr Bergman ſich eine beſondere Keckheit erlauben ſollte, ſo kommen Sie nur zu mir. Uebrigens darf man in Ihrer Stellung wirklich nicht gar ſo empfindlich ſein.“

Sophie brachte kein Wort mehr hervor vor Verblüffung. Mit geſenktem Kopfe, mit ſtarren Augen ging ſie aus dem Gemach, die Treppe hinab, in's Freie.

Daß man auf ihre Empfindungen nicht achtete, konnte ſie ja kaum überraſchen nach Allem, was ſie bisher in der Familie erfahren hatte. Aber daß Frau Wolff über die Treuloſigkeit eines Mannes, der gekommen war, um ihre Tochter zu werben, ſo gleichgiltig dachte, das ging über ihr Verſtändniß. War ſie denn, weil ſie arm war, kein Weſen, das man lieb haben konnte? War ſie denn ein Nichts, das nicht einmal Anlaß zur Eiferſucht geben durfte?

Plötzlich ſtand Eduard hinter ihr. „Fräulein!“ ſtieß er leiſe hervor. „Glauben Sie nur nicht, daß ich meine Augen nicht offen halte, daß ich nicht bemerke, wie Herr Bergmann Ihnen nachſchleicht! Heute erſt, als Sie die Shawls für meine Schweſtern holten! Aber ich werde auch noch ein Wort mit dieſem unverſchämten Menſchen reden, mit dieſem elenden Heuchler.“

„Herr Wolff! Vergeſſen Sie doch nicht, daß Sie von dem Bräutigam Ihrer Schweſter ſprechen!“

„Bräutigam! Ach was! Das ſteht noch nicht ſo feſt! Wenn ich meinen Vater richtig durchſchaue, ſo hat er nun ganz andere Zukunftspläne für Ida.“

„Andere Zukunftspläne?“ Sophie wiederholte unwillkürlich das Wort. Es klang wie ein entsetzter Aufschrei.

Auch eine naive junge Seele vermag hellsehend zu werden in einem einzigen kurzen Augenblick. Aber der erste Einblick in die Gemeinheit der Menschen, die erste häßliche Erkenntniß wirkt wie ein körperlicher Schmerz, wie ein niederschmetternder Schlag. Man hatte andere Zukunftspläne mit Ida! Und deshalb hatte Frau Wolff gelächelt über die Klagen der jungen Gouvernante, deshalb fand sie es ganz in der Ordnung, wenn Herr Bergmann sich mit ihr „einen Spaß erlaubte“. Man konnte das ja im richtigen Moment benützen, um mit ihm zu brechen. Was lag an ihr? Die Erzieherin, die zu dem willkommenen Bruch den Anlaß bot, schickte man dann einfach aus dem Hause.

Schutzlos gab man sie preis, bis es Frau Wolff beliebte, der Sache zu ihren Zwecken ein Ende zu machen!

Heiß stieg ihr das Blut in das junge Gesicht vor Empörung. Wohin sollte sie sich retten vor diesen Menschen, vor Allem aber — vor ihm?

Zu früher Morgenstunde stand der achtspännige Reisewagen vor dem Gasthause. Der Mohr harrte auf seinen Herrn. Von der Familie Wolff war noch Niemand sichtbar. Nur Herbert hatte sein Zimmer verlassen und begrüßte den Baron, der in der einsamen Veranda beim Frühstück saß.

„Schön, daß Sie wach sind, Herr Bergmann. Ich wollte Sie eben wecken lassen, um Sie einzuladen, mit mir zu fahren. Kommerzienraths mit den Uebrigen kommen später nach. Wir werden einstweilen oben für eine behagliche Tafel sorgen.“

Herbert schien nicht sehr erfreut über diesen Vorschlag.

„Sehr liebenswürdig von Ihnen," verſetzte er. „Aber ich wollte auf die Damen warten."

„Nein, nein, Herr Bergmann! Ich ſagte ſchon geſtern Herrn Wolff, daß ich Sie mitnehmen würde. Sie ſollen mir Geſellſchaft leiſten!" erwiederte der Baron in ſeiner befehlenden Weiſe, und ſo fügte ſich Herbert und rollte bald darauf in ziemlich ärgerlicher Stimmung über den Zwang, den man ihm anthat, in dem bequemen Gefährt davon.

Ueber das Stilfſer Joch führt die höchſte fahrbare Alpenſtraße — ein bewunderungswürdiger Bau mitten in der wildeſten Hochgebirgswelt. In weiten, vielfachen Windungen zieht ſich der Weg langſam empor; dicht am Abgrund gehen die Pferde; ſchwindelnd ſchaut man hinunter in die Tiefe.

Das Geſpräch ſchleppte ſich mühſam dahin zwiſchen dem Baron und ſeinem Begleiter; ſchließlich verſtummte es ganz. Herbert konnte ſich ungehindert in den Anblick der immer gewaltiger vor ihnen ſich ausbreitenden Ortlergruppe vertiefen. De Haag machte ein gleichgiltig-blaſirtes Geſicht, als ſei ſolch' eine Ausſicht für ihn etwas Alltägliches, und als fände er es unter ſeiner Würde, ſich zu begeiſtern.

In Franzenshöhe erregte der Wagen mit dem Mohren wieder großes Aufſehen. Die Pferde mußten hier eine Weile raſten. Herbert war froh, ſich von ſeinem Begleiter entfernen und auf das Alpengras ausſtrecken zu können. Es war zu herrlich! Warmer Sonnenſchein, die Luft der freien Höhe, und hinter ſich, vor ſich, dieſes Winterreich mit ſeinen endloſen, wie ein Faltenmantel hingebreiteten Schneeflächen, den blauſchimmernden Eisklüften, dem düſtern Geſtein und den weichen zerfließenden Schatten. Vom Ortler herab hörte man die Lawinen donnern und ſah, wie gleich einem weißen Waſſerſturz der Schnee herabfluthete.

Am liebſten hätte er dem Baron für die Weiterfahrt gedankt. Aber ohne direkte Unhöflichkeit konnte das nicht wohl geſchehen, und es war ihm doch peinlich, eine Spannung zwiſchen ſich und dieſem Mann, in deſſen Geſellſchaft er vorausſichtlich noch länger zu verweilen hatte, herbeizuführen.

Völlig öd und baumlos ſind weiterhin die Wände, an welchen die Straße emporklettert bis zum Joch.

„Sie hätten wohl vorgezogen, die Fahrt mit den Damen zu machen?" wendete ſich der Baron mit einem ironiſchen Lächeln an Herbert, nachdem man, ſchweigſam, etwa die Hälfte des Weges bis zur Jochhöhe zurückgelegt hatte.

Herbert verneinte nicht. „Den Damen iſt dieſe herrliche Natur noch neu, wie mir. Man genießt ſolche Eindrücke gerne mit Menſchen, welche lebhaft von ihnen gepackt werden," erwiederte er.

Der Baron lächelte ſpöttiſch. „Ja, ich weiß, daß Sie ſich mit mir nicht amüſiren. Aber ich wollte Sie eben nicht mit den Damen fahren laſſen. Da Frau Wolff fand, es wäre auffallend, wenn ich ſie und Fräulein Ida einladen würde — ſo ſollten Sie es eben auch nicht beſſer haben."

„Sehr gütig, Herr Baron," erwiederte Herbert, von dieſem unverſchämt aufrichtigen Geſtändniß gereizt, mit nicht eben höflichem Tone. Er war an dem Punkte angelangt, an dem auch einen liebenswürdigen fügſamen Menſchen wie ihn die Geduld verläßt.

„Ich möchte Ihnen überhaupt einen Rath geben, Herr Bergmann," fuhr de Haag kaltblütig fort. „Bemühen Sie ſich nicht weiter um Fräulein Ida. Das Fräulein gefällt mir. Ich begehre ſie, weil ſie mir als eine paſſende Frau erſcheint. Es iſt nutzlos, ſich mit mir in einen Kampf einzulaſſen, mein lieber Herr Bergmann. Ich trage immer den Sieg davon und erreiche, was ich will!"

„Das möchte ich denn doch bezweifeln!“ rief Herbert in hellem Zorn. „Alles, Alles mag Ihnen käuflich erſcheinen, nur nicht das Herz eines Mädchens. Und ich trage nicht die geringſte Scheu, mich mit Ihnen in dieſen Kampf einzulaſſen, Herr Baron! — Halten Sie!“ rief er dem Kutſcher darauf in ſo befehlendem Tone zu, daß dieſer, ohne die Weiſung ſeines Gebieters abzuwarten, die Pferde zum Stehen brachte. Herbert ſprang aus dem Wagen.

Mit einem Aufathmen ſchaute er nun in die wunderbare Welt um ihn her. Das hochmüthig-blaſirte Geſicht an ſeiner Seite hatte ihm ordentlich die Landſchaft verdorben. Tauſendmal lieber ging er zu Fuße, als ſich von den Pferden dieſes Menſchen ziehen zu laſſen.

O, er ſollte doch ſehen, dieſer Baron, daß er auch etwas in die Wagſchale zu werfen hatte, was denn doch wohl höheren Werth beſaß vor Mädchenaugen: ſeine Jugend.

Eine plötzliche Umwälzung ging mit ſeinem Denken vor, während er langſam die Straße emporſchritt. Er hatte eine tiefe Enttäuſchung erlitten, als er erfahren, daß das anmuthige junge Weſen, dem ſein Herz gleich in jener erſten Morgenſtunde entgegengejubelt, nicht die ihm beſtimmte Braut ſei. Er ſagte ſich zwar, daß Ida unſtreitig hübſch ſei, er gab ſich Mühe, an ihr Gefallen zu finden, ihre elegante Erſcheinung zu bewundern, und mit ihrem Aeußeren hätte er ſich ja recht wohl auszuſöhnen vermocht; aber es betrübte ihn, daß ſie keinen Sinn hatte für die ſchöne Natur, daß ſie allen ernſteren Fragen, die er berührte, intereſſelos gegenüberſtand. So war ſein Leben in dieſen letzten Tagen ein Ringen geweſen zwiſchen ſeinem gewohnten Gehorſam als Sohn und einem neuen Gefühl, das, ganz überwältigend, an ſein ſonſt ruhiges Gemüth herantrat.

Nun aber weckte das rückſichtsloſe Vorgehen des Barons,

deſſen Siegesbewußtſein doch den Trotz in ihm und ſtachelte ſeine Eitelkeit auf zum Widerſtand. Nun galt es, dieſem maßlos eingebildeten Manne zu beweiſen, daß es denn doch Grenzen gebe für ſeine Herrſchaft, für die Allmacht des Goldes.

Auf der Paßhöhe erwartete Herbert den Wagen. Der Baron hatte Wein und kalte Speiſen mitgenommen und ließ von ſeinen Dienern im Freien decken für die Nachkommenden. Aber die Sonne ſtand ſchon in voller Mittagshöhe, als endlich die Familie Wolff eintraf, und zwar in einem einzigen Wagen. Laura ſaß auf dem Bock. Herr und Frau Wolff machten düſtere Mienen.

„Denken Sie nur, Herr Bergmann," flüſterte Frau Wolff dem jungen Manne zu. „Unſere Gouvernante iſt heute früh durchgebrannt mit meinem Sohn."

Herbert konnte ſein Erſchrecken nicht verbergen. „Mit Ihrem Sohne?" frug er dann mit beſtürztem Geſichte. „Um eine ſolche Behauptung auszuſprechen, müſſen Sie doch Ihre ganz ſicheren Beweiſe haben, gnädige Frau."

„Beweiſe!" erwiederte ſie mit einem Achſelzucken. „Sie ſind eben Beide fort, das ſpricht doch deutlich. Das Fräulein fand es nicht einmal der Mühe werth, ſich zu entſchuldigen. Mein Sohn hat einen mir unverſtändlichen Zettel zurückgelaſſen."

Herbert ſah ſtarr, ſichtlich auf's Tiefſte ergriffen, vor ſich hin.

„Ja, nicht wahr, Herr Bergmann," konnte Frau Wolff nicht umhin, mit ſpöttiſchem Tone zu ſagen, „das überraſcht Sie? Das junge Mädchen iſt allerdings mit einer Falſchheit vorgegangen, die ſelbſt mein ſcharfes Auge zu täuſchen wußte."

Herbert nahm nicht an der Tafel Platz. Es widerſtrebte ihm, die Gaſtfreundſchaft des Barons zu genießen. Er ſtieg auf dem Schnee umher, der ſich faſt bis an die

Straße herabsenkt. Mit düsteren Augen schaute er in das Glitzern und Funkeln, das die Sonne rings umher wachrief, auf den schönen, tiefblauen Himmel über dem strahlenden Weiß.

Sein Gesicht war sehr ernst, als er nach einiger Zeit an Ida herantrat.

„Fräulein Ida, ich habe eine Bitte! Begleiten Sie mich dort hinauf auf jene nahe Anhöhe, die Dreisprachenspitze. Ich würde gern mit Ihnen diese Aussicht genießen."

„Danke, Herr Bergmann," erwiederte Ida. „Sie wissen ja, ich steige nicht gerne."

„Es ist nur ein Viertelstündchen weit."

„Wenn auch, ich amüsire mich hier unten recht gut."

„Wie Sie wünschen," sagte er kalt und zog sich zurück. Der Baron drehte lächelnd seinen Bart. —

Allein stand Herbert auf jenem Felsgipfel, von welchem man hinabblickt in drei Länder: die Schweiz, Italien und Tirol.

Lagen nicht auch vor ihm drei Wege offen, unter denen er wählen mußte in schwerwiegender Entscheidung? Sollte er weiter mitgehen und all' seine Liebenswürdigkeit aufbieten, um Ida's Herz zu erobern, und den Baron aus dem Felde zu schlagen? Aber durfte man sein ganzes Lebensglück aufbauen auf eine eigensinnige Laune? Durfte man ein Weib, dem man gleichgiltig gegenüberstand, an sich zu reißen suchen, weil man es einem Anderen nicht gönnen wollte?

Wehmüthig schaute er hinab in das ernst unter ihm liegende Trafoier Thal.

Waren die scheuen, klaren Mädchenaugen wirklich falsch gewesen? Sein Herz wollte es nicht glauben. Er sah das süße, entsetzte Gesichtchen vor sich, das stets so warm erglühte unter seinem Blick. Wenn sie geflohen wäre, allein, — geflohen vor ihm, um seinetwillen! Flügel

wünſchte er ſich, um ihr nachzueilen, ſich zu überzeugen, wo ſie war, ſich zu überzeugen, daß man ſie verleumdet hatte!

Und dann dachte er auch wieder an ſeinen ſtrengen Vater, der bei aller Schroffheit doch an ihm hing. War es vielleicht das Klügſte, heimzukehren in das behagliche Haus in Hamburg und dem Vater zu erklären: „Eine heiße Sehnſucht hat mir Kopf und Herz verwirrt. Laß mich erſt klar werden über mich ſelber!“

Wenn mittlerweile die ihm beſtimmte Braut dem Millionenzauber erlag, mit dem der Baron um ſie warb, dann hatte er ja ſeine Freiheit wieder. So weit war er in ſeinem Grübeln; da kam der Kommerzienrath ihm nachgeſtiegen. Der alte Wolff war bei all' ſeiner anſcheinenden Ruhe ein ſchlauer Rechenmeiſter, der keine Mühe ſcheute, wenn es ſeinen Vortheil galt. Es paßte ihm gar nicht, mit der Firma Bergmann & Compagnie in Feindſeligkeiten zu gerathen. Deshalb durfte der junge Mann auch in keiner Weiſe vor den Kopf geſtoßen werden. Herbert ſelbſt mußte zurücktreten. Schade, ſchade, daß dieſes ungeſchickte Fräulein Sophie ſo plötzlich verſchwunden war. Man hätte dieſen Faden ſo wohl benützen können! Aber auf alle Fälle mußte man diplomatiſch vorgehen.

„Nun, Herr Bergmann,“ ſagte der Kommerzienrath, Herbert auf die Schulter klopfend. „Ich komme, Sie zu holen. Wir fahren nach Santa Maria, wo wir übernachten wollen.“

„Sie haben keinen Platz für mich,“ erwiederte Herbert ausweichend. „Und ich habe keine Luſt, der Reiſebegleiter des Herrn Barons zu ſein.“

„Das wird ſich arrangiren laſſen. Nehmen Sie meinen Sitz im Wagen! Kommen Sie nur, kommen Sie nur!“ Und er legte ſeinen Arm in den des jungen Hamburgers

und ließ sich von demselben herabführen mit ganz väterlicher Zutraulichkeit.

5.

Sophie hatte eine schlechte Nacht gehabt. Sobald sie die Augen geschlossen, hatte sie das hübsche Männergesicht Herbert's vor sich gesehen und mit Entsetzen über ihre eigenen Gedanken war sie aus dem halben Traumzustande wieder aufgeschreckt. Als das erste Dämmerlicht in ihre Stube fiel, war ihr Entschluß gefaßt: sie mußte fort! Heute noch! Sogleich!

Erst war es ihr freilich wie ein Unrecht erschienen, von ihrem Posten wegzulaufen. Aber hatte man sie es in den letzten Tagen nicht oft genug fühlen lassen, daß man ihrer auf der Reise nicht bedürfe? Ihre Schülerinnen kehrten sich kaum an ihre Weisungen. Und dann: hatte sie nicht auch ein Recht, an ihr eigenes Wohl zu denken, ein Recht, sich selbst zu schützen, wenn ihre Herrin ihr keinen Schutz bieten wollte?

Lautlos packte sie in dem Halbdunkel ihre Sachen zusammen. Sie konnte das Kofferchen mit einiger Mühe selbst eine kleine Strecke tragen. Die Post kam um vier Uhr Morgens vorüber.

Ihre Zöglinge regten sich nicht. Niemand im Hause schien noch wach. Als sie über die Treppe hinabgeschlichen war, erschrak sie bei dem Gedanken, das Thor könnte versperrt sein. Aber es war nur ein Nachtriegel vorgeschoben. In der tiefen Morgenruhe, in der man nur die Kuhglocken klingeln hörte, in der wunderbar belebenden kalten Luft, schleppte sie ihr Kofferchen bis zu dem Postgasthause und wartete da, einsam, mit schwerem Herzen.

Wie hatte sie sich gefreut auf diese Reise! Und so, als Flüchtling, mit einem ersten großen Schmerz in der Seele, sollte sie wieder fort aus den Bergen!

Eduard allein hatte die Thüre gehen hören, als sie aus ihrem Zimmer schlüpfte. Er war, einer dunklen Ahnung folgend, an das Fenster geeilt. Fast hätte er laut geschrien, als er die Gouvernante mit dem Kofferchen in der Hand dahinschreiten sah. Aber dann erinnerte er sich an das verstörte, tiefnachdenkliche Gesicht des Mädchens am letzten Abend. Das war ernst. Sie ging. Dann ging auch er. Er hatte lange den Gedanken erwogen, diese Reise nicht weiter mitzumachen. Der Abschiedsbrief an die Eltern stand ihm schon fertig im Kopfe. Nachdem er mit der Hast seiner Jahre das elegante Reisezeug in die Tasche gepfropft und seinen Anzug vollendet hatte, warf er rasch die Zeilen auf ein Blatt:

„Liebe Eltern, ich bin auf dem Ortler ein anderer Mensch geworden. Ich finde es jetzt beschämend, mit einundzwanzig Jahren nichts zu sein, als der Sohn meines Vaters. Ich habe Eile, auf eigenen Füßen zu stehen, und will deshalb so rasch als möglich beginnen zu arbeiten, was ich allerdings bisher noch nicht that. Deshalb verzichte ich auf die weitere Vergnügungsreise in die Schweiz und werde euch Nachricht geben, wenn ich an Ort und Stelle bin."

Für den Postwagen, in welchem Sophie noch einen freien Rücksitz gefunden hatte, auf dem sie schon abwärts dahinrollte, kam Eduard zu spät. Aber das machte ihn nicht bange. Er würde sie schon einholen mit der Kalesche, die er für sich einspannen ließ.

Er hatte zum Glück erst ein sehr reichliches Taschengeld bei seinem Vater erhoben, und in dem Bewußtsein, eine wohlgefüllte Börse zu besitzen, fühlte er sich sehr behaglich als energischer, selbstständiger junger Mann. Er freute sich auf die Rolle, die er dem jedenfalls ängstlich befangenen Mädchen gegenüber spielen würde. Als ritterlicher Beschützer wollte er sie zu ihren Eltern begleiten

und ihr seine Zukunftspläne mittheilen. In Bälde mußte er in der Lage sein, einen gutbezahlten Posten auszufüllen.

Die Rede, die er sich ausmalte, wurde immer schöner und schwungvoller, seine Hoffnung, nun endlich durch seine Handlungsweise Sophiens Bewunderung zu erregen, immer glühender und zuversichtlicher.

Als er in Spondinig die Post, in der sie saß, noch nicht erreichte, fing er an, ungeduldig zu werden. Der Zweifel, welchen Weg sie hier, wo die Straßen sich theilen, eingeschlagen haben mochte, beunruhigte ihn. War sie südlich gefahren, nach Meran? Oder in derselben Richtung, in der sie gekommen waren? Er nahm das letztere an und fuhr weiter nach Mals.

In St. Valentin auf der Haid sah er schon von Weitem den Postillon auf dem Wagen der Morgenpost. Nun klopfte ihm ordentlich das Herz vor Aufregung über sein Abenteuer.

Aber wie freudig er auch aus dem Wagen sprang, wie er auch nach dem jungen Gesicht unter dem Matrosenhütchen ausspähte — Sophie war nicht zu finden. Der Postillon erinnerte sich, nachdem ein Trinkgeld seinem Gedächtnisse aufgeholfen, an die hübsche Reisende. Sie war in Spondinig ausgestiegen.

Sie fuhr also doch über den Brenner nach Haus!

Zurück denn, so rasch die Pferde nur laufen konnten!

— — — — — — — — — — — —

Einstweilen lag in Spondinig ein blasses Mädchen in einem verdunkelten Gasthofzimmer und drückte kalte Tücher auf ihren schmerzenden Kopf.

Es war Sophie so sterbenselend gewesen nach der schlaflosen Nacht, nach den Aufregungen, die ihre junge Seele durchstürmt, daß sie sich nicht im Stande gefühlt hatte, weiterzufahren. Und nun, während sie die brennenden

Schläfen kühlte, ſtürmte durch ihr Herz ein heißes Weh, das ſich nicht lindern, nicht betäuben ließ. Sie fühlte nun erſt den ganzen Jammer des Abſchieds. Ja, nun, in der Ruhe, kam ihr faſt ein Gefühl der Reue. Warum hatte ſie ſich nicht einen einzigen Tag in ſeiner Nähe vergönnt. Wie ein Himmel, von dem ſie ſich ſelbſt ausgeſchloſſen, erſchien ihr jene Berghöhe, auf die er nun mit Ida hinauffuhr.

Niemals, niemals wohl ſah ſie ihn wieder! Nie mehr hörte ſie die liebe, gütige Stimme die ſüßen Worte flüſtern: „Min lev lütt Gör!"

So lag ſie droben in ihrem einſamen Zimmer, während Eduard ungeduldig in dem Speiſeſaal auf und ab ſchritt und den Aufenthalt verwünſchte, den er hier nehmen mußte, um die Pferde ausruhen zu laſſen.

Sie hörte das Peitſchenknallen und Räderrollen, als er endlich in der nun brennenden Sonnengluth weiterraste. Aber ſie hob ihr müdes Haupt nicht empor. Am liebſten hätte ſie in dem Dämmerlichte verweilen mögen, immerzu, am liebſten die Augen nie wieder aufgemacht.

Erſt als ſie Abends im Poſtwagen ſaß und nun den Weg zurücklegte, den ſie in ſolch' frohem Uebermuth vor wenigen Tagen hineingefahren war, fing ſie an, an die Heimkehr zu denken. So alſo erfüllten ſich ihre ſchönen Träume, wie eine gütige Fee mit einem Zauberſtab zurückzukommen zu den Ihren, und Licht und Glück mitzubringen! Arm, ſo arm, wie ſie gegangen, mußte ſie um Einlaß bitten und mit ihrer Rückkehr nur die Sorgenlaſt der armen Mutter vergrößern! Und würden die Eltern auch verſtehen, warum ſie gegangen war, warum ſie hatte gehen müſſen? Das Eine, das Wichtigſte, daß ſie von einer unſinnigen Neigung erfaßt worden war für den Bräutigam einer Anderen, das konnte ſie ihnen ja doch nicht eingeſtehen.

Eine große Feigheit vor all' den neugierigen Fragen überkam sie plötzlich. In Landeck angekommen, löste sie ihre Fahrkarte nur bis Innsbruck. Und als sie in dem Zuge saß, zum Glücke ganz allein, da zählte sie ihre Barschaft. Es blieb ihr noch so viel, daß sie eine kurze Zeit bescheiden leben konnte.

War es nicht möglich, daß sie in Innsbruck, wohin nun so viele Fremde kamen, eine neue Stelle fand? Vielleicht als Reisebegleiterin einer Kranken, oder als Bonne bei kleinen Kindern, wenn es sein müßte. Wenn sie nur den armen Eltern nicht wieder auf der Tasche lag! Es schien ihr am besten, vorläufig gar nicht nach Hause zu schreiben und erst, wenn sie sich wieder geborgen wußte, der Mutter mitzutheilen, welch' trauriges Ende die schöne Reise für sie genommen hatte.

Da sie keine Ahnung hatte, daß Eduard ihr nachgeeilt war, konnte es ihr ja auch nicht in den Sinn kommen, welchen Mißdeutungen sie sich aussetzte, wenn sie nach ihrer Flucht völlig verschollen blieb.

Nachdem sie in einem bescheidenen Gasthofe ein Stübchen gemiethet, war ihr erster Gang in Innsbruck zu einem Stellenvermittlungsbureau. Die Inhaberin schüttelte bedenklich den Kopf, als sie hörte, das Fräulein könne im Augenblicke keine Zeugnisse aufweisen. Aber als sie sah, wie dem jungen Ding das Weinen nahestand, tröstete sie doch mit österreichischer Gutmüthigkeit: es würde sich wohl etwas finden lassen.

Es waren die traurigsten Tage in Sophiens jungem Leben, die sie in der schönen Bergstadt, über der ein schwüler Gewitterhimmel brütete, zubrachte. Täglich ging sie zweimal mit immer ängstlicherem Herzklopfen in das Bureau, um nachzufragen. Sonst wagte sie sich kaum in die blendend hellen Straßen. Todtraurig saß sie in ihrem elenden Zimmer, das auf einen schmutzigen Hof hinausging, und

dachte zurück an die rauſchenden Gletſcherbäche von Trafoi mit einer wilden Sehnſucht, die ihr immer wieder Thränen in die Augen drängte.

Am vierten Tage hatte ſie noch nichts gefunden. Auf dem Nachhauſewege redete ein junger Menſch ſie zudringlich an. Nachts war es in ihrem Gaſthofe unruhig. Man hörte lebhaften Wortwechſel, einen erbitterten Streit. Thüren wurden auf- und zugeſchlagen. Man ſchrie. Sie zitterte vor Schrecken in ihrem einſamen Stübchen. Und als es unter ihr ſtiller wurde, fing draußen der Donner zu grollen an. Blaue Blitzflammen züngelten durch die Vorhänge heran. Sophie wagte nicht auf ihrem Lager zu bleiben. Sie ſchlüpfte in ihre Kleider und ſetzte ſich hin und ſchrieb an ihre Mutter. Aller Muth hatte ſie verlaſſen. Ihre überreizten Nerven ſchufen ihr ein unerträgliches Grauen, ein Furchtgefühl, das ſich nicht mehr niederkämpfen ließ. Wie ein verirrtes Kind flüchtete ſie zu dem treueſten Herzen, das ſie auf der Welt wußte, und klagte ihr ganzes Elend, all' ihre thörichten Gedanken, und bat um Rath, um Troſt.

Sie trug den Brief beim Sonnenaufgang ſchon zur Bahn. Der erſte Frühzug nahm ihn mit nach München. Am Nachmittag ſchon erhielt ſie ein Telegramm: „Komm' ſofort!"

Wie eine Erlöste fuhr ſie der Heimath entgegen.

Vorwürfe, Klagen, Noth — Alles wollte ſie erdulden, wenn nur dieſe furchtbare Einſamkeit ein Ende hatte, wenn ſie nur wieder daheim war!

Daheim! Daheim! Sie hörte aus dem Lärmen der Maſchine nur immer das ſüße, ſüße Wort.

Es war Nacht, als ſie in die hohe Halle des Münchener Bahnhofes einfuhr. Ob man ſie erwartete?

Schüchtern ſchaute ſie hinaus. Dort ſtand eine Gruppe Menſchen mit winkenden Tüchern. Ein kleines Mädchen

war vorausgelaufen, ihre jüngſte Schweſter. Der Willkommgruß galt alſo ihr! O, wie gut ſie waren! Die Augen wurden ihr naß vor Glück! Man ſtieß ſie nicht zurück! Man freute ſich ſogar über ihre Heimkehr!

Sie ſtürzte faſt aus dem Wagen vor Ungeduld.

Dann aber ſtand ſie wie angewurzelt und vermochte ſich nicht von der Stelle zu rühren. Der große Mann, der dort neben der Mutter auf ſie zueilte, war ja er — Herbert!

Und während ſie noch wie im Traum vor ſich hin ſtarrte, fühlte ſie ſich plötzlich in die Höhe gehoben von zwei ſtarken Armen, und die Stimme, die ſie nie wieder zu hören glaubte, flüſterte in ihr Ohr:

„Min Sophieken, min lütt lev Sophieken!"

Die Mutter küßte ſie auf den Mund. Der Vater ſchüttelte ihr die Hand, die Geſchwiſter ſprangen vergnügt und neugierig um ſie her; ein Arm, der ſich feſt an den ihren drückte, zog ſie weiter. Sie wußte nicht, wie ihr geſchah. Sie ſaß im Wagen; aber ſie hatte nicht die Empfindung, als rollte ſie durch die bekannten Straßen der Vaterſtadt, nein, als trüge ſie ein Traum durch die Luft. Ein Geſchwirr von Fragen klang an ihr Ohr; Alles ſprach erregt durcheinander.

„Ach, welche Angſt haben wir ausgeſtanden," ſagte Herbert, der die Augen nicht von ihr abwendete. „Als Eduard Wolff von Meran aus nach Santa Maria telegraphirte, Sie ſeien nirgends zu finden, es müßte Ihnen ein Unglück geſchehen ſein, da war ich in der nächſten Viertelſtunde unterwegs!"

Eduard? Wie kam er nach Meran? Was wußte er von ihr? Das Blut rauſchte ihr in den Schläfen. Sie verſtand kein Wort.

„Und was wir für einen Schrecken hatten!" erzählte nun die Mutter, „als der fremde Herr bei uns eintrat und

frug: ‚Iſt Fräulein Sophie nicht hier?‘ Herr Bergmann hat dann nach allen Richtungen telegraphirt. Wie konnteſt Du uns aber auch ſo ohne Nachricht laſſen!“

„Wie dann heute Dein Brief kam, iſt Herr Bergmann mit mir im Zimmer herumgetanzt vor Freude!“ plauderte die vorlaute Bertha.

Sophie ſchaute nur immer von Einem zum Andern. Sie vermochte nicht zu begreifen, nicht zu denken. Sie wußte nur, daß er ihr gegenüber ſaß, und daß ſie aus dieſem Traum jählings erwachen würde.

Als der Wagen hielt und ſie das alte Heimathhaus wieder ſah, in das alte, ärmliche Wohnzimmer trat, da faßte ſie erſt die Hände der Mutter und flehte: „Nun erkläre mir — nun erzähle.“

Aber die gute Mutter zeigte mit einem warmen Lächeln auf Herbert.

„Herr Bergmann wird Dir wohl ſelbſt ſagen wollen, was geſchehen iſt.“

Und der junge Mann zog ſie in eine ſtille Ecke und flüſterte ihr mit ſeiner lieben Stimme in's Ohr, wie gut er ihr geweſen, vom Anfange an; wie er dann in der Angſt um ſie erſt den vollen Ernſt, die ganze Tiefe dieſer raſch emporgewachſenen Neigung ſelbſt verſtanden habe. Welche Qualen der Unruhe, welche Fiebernächte er durchgemacht, bis nun endlich heute ihr Brief ihm Erlöſung und die ſüße Botſchaft gebracht, daß auch ſie ihm gut ſei.

Sie nickte vor ſich hin und ſuchte ſich klar zu werden, ſich zu beſinnen. Dann aber verlor ſich plötzlich ihr Lächeln. Erſchrocken ſtrich ſie ſich über die Stirn. Sie hatte ja gewußt, daß ſie erwachen müßte.

„Und Ihr Vater!“ ſtieß ſie angſtvoll hervor.

„Mein Vater kennt meinen Entſchluß. Ich habe ihm die volle Wahrheit geſchrieben, daß ich ein armes Mädchen lieb habe. Ich weiß, daß ich auf ſeine Zuſtimmung nicht

Digitized by Google

rechnen kann und bin deshalb entschlossen, in einem größeren Geschäft eine Stelle anzunehmen, die ich jederzeit bekommen kann. Ich bin ein tüchtiger Kaufmann, Sophie! Willst Du nun glauben an meinen Ernst? Wird nun endlich der furchtsame, ängstliche Blick aus diesen lieben Augen verschwinden?"

Sie schaute noch immer staunend, fassungslos in sein Gesicht. „Daß es solches Glück geben kann, für mich, für mich!" stammelte sie in rührendem Zagen.

Aber seine warmen jungen Lippen küßten ihr Vertrauen in's Herz.

Herbert hatte in der That rasch eine gute Stellung gefunden, und im Spätherbst wurde ihm Sophie angetraut. Eduard schickte einen wehmüthig-entsagungsvollen Brief, über den Beide lächelten. Er schien aber in der That ein ernststrebender Mensch geworden zu sein.

Von Hamburg, von dem Hause Bergmann, kam kein Lebenszeichen.

So einfach auch im Vergleiche mit dem bisher Gewohnten das Heim war, in das Herbert seine junge Frau führte, die veränderten, bescheidenen Verhältnisse würden ihn nicht im Geringsten bedrückt haben. Nur daß sein Vater ihm grollte, daß er dem alten Manne diesen bitteren Schmerz hatte zufügen müssen, konnte ihn in mancher Stunde betrüben.

Aber ein Schauder überrieselte ihn, als er die ihm bestimmt gewesene Braut — nun Frau Baronin de Haag — auf der Hochzeitsreise an der Seite des blasirten Gatten dahinfahren sah, glückstrahlend und stolz. In der Seligkeit seiner jungen Ehe, in dem herzenstiefen Glück, das ihm aus Sophiens Augen entgegenleuchtete, begriff er erst so recht, wie elend er geworden wäre als Gatte jenes hohlen Geschöpfes, das sich für ein bischen mehr Spitzen und

Brillanten, für einen noch größeren Luxus, als den bisher gewohnten, zu verkaufen vermocht hatte. . . .

Der Sommer kam und mit ihm viele Fremde, die in die Berge wollten. Eines Tages klingelte auch an der Wohnung der jungen Leute ein unerwarteter Beſuch. Sophie war allein zu Hauſe. Nach dem erſten Blick, den ſie auf den ungewöhnlich großen ſtattlichen Mann mit den weißen Haaren und den ſtrengen Zügen geworfen, wußte ſie: das war der Vater ihres Gatten. Sie erblaßte. Mit ihrer ſchüchternen Freundlichkeit bat ſie ihn, Platz zu nehmen. Er ſah ſie lange ſchweigend an, daß ſie verlegen die Augen niederſchlug.

Sie war noch aufgeblüht in dieſen Sommertagen ihres Lebens, und ſie hatte jene weiche, unbewußte, faſt kindliche Schönheit, welche ſich am ſicherſten in das Herz der Männer ſchmeichelt.

„Alſo das iſt die kleine Frau, die meinen fügſamen Sohn zu dem erſten energiſchen Widerſtand aufſtachelte," ſagte er mit einem viel freundlicheren Tone, als ſie erwartet hätte.

„O, ich — ich habe nichts gethan! Im Gegentheil — ich fürchtete —" ſtammelte Sophie.

„Sie machen auch durchaus nicht den Eindruck einer Intrigantin, mein liebes Kind," lächelte er, ihr gütig die Hand drückend.

Er warf einen Blick durch die kleinen Räume, die nun in dem luſtigen Sonnenlicht, mit den Blumen vor den Fenſtern, recht behaglich wirkten.

„Das ſieht wirklich aus wie Glück," ſagte er, halb überraſcht, halb nachdenklich, und die Augen der Frau ſchienen zu betheuern: „O ja, o ja, wie das größte Glück, das es auf der Welt geben kann."

„Das iſt Herbert!" rief ſie, befreit aufſpringend. Aber der alte Kaufherr legte den Finger auf den Mund.

„Nur still! Ich will ihn überraschen!"

Er war im Nebenzimmer Zeuge, mit welcher Zärtlichkeit Herbert sein hübsches Weib begrüßte, wie vergnügt er sich zu seinem schlichten Mittagsmahl niederließ.

Als Herbert aber dann ausrief: „Was hast Du nur, Liebste, Du zitterst ja?" da trat der Vater in das Wohnzimmer herein.

„Nun, ich sehe, Du hast Dich ja recht wohl ohne mich behelfen gelernt, mein Junge!" sagte er in einem scherzenden Tone, um seine Bewegung zu verbergen.

Als dann die erste ergreifende Begrüßung vorüber war und der alte Kaufherr sich Mühe gab, eine gemüthliche Stimmung herzustellen, indem er auch einen Löffel Suppe mitaß, bemerkte er mit einem wohlwollenden Blick auf Sophie:

„Sie müssen mich für keinen gar so schlimmen Tyrannen halten, liebes Kind. Es hat mir eigentlich gefallen, daß Herbert einmal den eigenen Kopf durchsetzen wollte. Er war mir immer zu weich gewesen, zu wenig Mann. Deshalb hielt ich es für eine recht gute Schule, wenn er sich einmal durchkämpfen mußte. Aber nun ist mir die Prüfungszeit zu lang geworden. Ich will in meinem alten großen Hause auch Glück sehen und junge Augen, wie diese da!"

Und er klopfte seiner Schwiegertochter zärtlich die heiß erglühende Wange. —

„Du, Schatzkind!" jubelte Herbert am Abend, als das junge Paar wieder allein war, „ehe ich Dich mit fortnehme in meine Heimath im Norden, sollst Du noch mit mir in die Berge. Wir fahren zusammen über das Stilfser Joch. Nun erst wird es schön sein, Seite an Seite, in sicherem Glück!"

Krieg und Friede im Reiche Neptun's.

Naturwiſſenſchaftliche Bilder von **Bernhard Galen.**

Mit 8 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Erdoberfläche übertreffen die Meere bekanntlich faſt dreimal alle Kontinente und Inſeln zuſammen an Größe. Neptun beherrſcht alſo das weiteſte Gebiet, das gleichzeitig auch am reichſten bevölkert iſt, wenn wir die Vertheilung der Thierwelt in's Auge faſſen. In dieſer Beziehung ſteht das feſte Land ebenfalls weit zurück, denn im Schoße des Meeres herrſcht eine Ueberfülle des ſich ſtets maſſenhaft neu erzeugenden Lebens, von der wir uns kaum eine annähernde Vorſtellung zu machen vermögen.

Lüften wir an der Hand der neueren Forſchungen auch nur hier und da den Schleier, der die Geheimniſſe der Tiefe verhüllt, ſo ſehen wir aber auch in Neptun's Reich überall den Kampf um's Daſein toben, den wir auf feſtem Boden aller Orten gewahr werden, nur noch viel grimmiger und erbitterter. Es dürfte daher wohl von Intereſſe ſein, einzelne ſolcher Kampfſcenen näher zu betrachten, um ihnen dann auch einige friedliche Idyllen aus dem feuchten Elemente gegenüber zu ſtellen.

Wir beginnen zu dieſem Behufe oben auf der Stufenleiter der Meeresbewohner, um ſpäter von Stufe zu Stufe bis zu den kleinſten und einfachſten Lebensformen hinabzuſteigen.

Digitized by Google

Kampf zwischen Schwertfisch und Grönlandswal.

Von allen Wesen, welche die Weltmeere bevölkern, sind die Cetaceen oder Walthiere nicht nur die größten, sondern auch die am vollkommensten gebauten. Mit seiner riesigen Kraft steht aber der gänzliche Mangel an Muth bei dem Bartenwal in seltsamem Widerspruch; selbst ein Vogel, der sich auf seinen Rücken setzt, verursacht ihm oft große Unruhe und Schrecken.

Alle Wale nähren sich von Thieren und verschlucken Pflanzen höchst wahrscheinlich nur durch Zufall mit. Gerade die größten Arten, die Bartenwale, begnügen sich mit den kleinsten Thieren: Krebsen, winzigen Fischen, Quallen und dergleichen. Wahrscheinlich verschlingt ein einziger von diesen Riesen des Weltmeeres täglich Millionen, ja selbst Milliarden jener kleinen Geschöpfe.

Aber auch sie haben ihre Feinde, große und kleine, die ihnen nachstellen und das Leben verbittern. Am gefährlichsten darunter ist für die Wale der Mensch, der seit mehr als tausend Jahren fast alle Arten systematisch verfolgt und einzelne darunter sogar bereits dem Verschwinden nahe gebracht hat. Von den Thieren sind es namentlich der Schwertfisch, der Butskopf, der Drescher und mehrere Haie, die dem Walfisch verwegen zu Leibe gehen.

Der Schwertfisch (Xiphias gladius), ein Thier von 3 bis 5 Meter Länge, wovon etwas mehr als der vierte Theil auf den feingezähnelten, schwertförmigen Fortsatz der oberen Kinnlade kommt, bedenkt sich gar nicht, einen 6 Meter langen und 5000 Kilogramm schweren Grönlandswal ganz allein anzugreifen. Ein französischer Reisender, Herr v. Tessan, hat einen solchen Kampf beobachtet und berichtet darüber: „Der Schwertfisch sprang oft 3 bis 4 Meter in die Höhe, beschrieb einen Halbkreis und fiel dann wieder, mit dem Kopfe voran, in das Wasser. Seine Stöße, die er gegen den Walfisch führte, wiederholten sich in rascher Folge, wobei der Wal jedesmal heftig das Wasser

Digitized by Google

mit seinem Schwanze peitschte und oft Wasser ausblies. Der Kampf dauerte sehr lange, augenscheinlich immer auf derselben Stelle, was bewies, daß der Walfisch seinem Feinde gar nicht zu entkommen suchte. Aber plötzlich sprang nach einer kurzen Pause der Walfisch seinerseits 2 bis 3 Meter aus dem Wasser in die Höhe und machte, indem er platt wieder

Kampf eines Negers mit einem Blauhai.

niederfiel, die Fluth mit großer Gewalt emporspritzen." Nachher waren beide Gegner verschwunden, so daß der Ausgang dieses interessanten Kampfes sich leider nicht feststellen ließ.

Gewöhnlich dagegen jagen Schwertfische und Drescher (Carcharias vulpes) den Wal in Gesellschaft und truppweise. „Eines Morgens," erzählt der englische Seefahrer Crow, „während einer Windstille, welche unser Schiff in

der Nähe der Hebriden überfiel, wurde die Mannschaft zusammenberufen, um einer Schlacht zwischen Fuchshaien oder sogenannten Dreschern nebst einigen Schwertfischen einerseits und einem riesigen Wale andererseits zuzusehen. Es war im Hochsommer, das Wetter klar, und der Fisch nahe bei unserem Schiffe; wir hatten also die beste Gelegenheit zur Beobachtung. Sobald der Rücken des Wales über dem Wasser erschien, sprangen die Drescher mehrere Meter hoch in die Luft, stürzten sich mit großer Kraft auf den Gegenstand ihres Hasses und brachten ihm derbe Schläge mit ihren langen Schwänzen bei, Schläge von solcher Heftigkeit, daß es klang, als ob Gewehre in einiger Entfernung abgefeuert würden. Die Schwertfische ihrerseits griffen den unglücklichen Wal von unten an, und so, von allen Seiten umlagert und überall verwundet, wußte sich das arme Geschöpf nicht mehr zu retten. Als wir ihn aus den Augen verloren, war das Wasser ringsum mit Blut bedeckt, und die Marter währte noch fort."

Noch grausamer und blutgieriger zeigen sich die Butsköpfe (Orca gladiator), die auch wohl Schwertfische genannt werden, obwohl sie eine kurze, stumpf abgerundete Schnauze besitzen. Linné hat ihnen mit Fug und Recht die Bezeichnung „Tyrannen oder Peiniger der Walfische und Robben" beigelegt, denn sie übertreffen an Gier und Gefährlichkeit noch den Hai und jedes Raubthier der See überhaupt. Holböll beobachtete im Jahre 1827 eine förmliche Schlacht zwischen Butsköpfen und Weißwalen in der Nähe von Godhavn auf Grönland. Die Ersteren hatten eine große Heerde Weißwale in eine Bucht getrieben, woraus diese keinen Ausweg mehr zu finden vermochte. Hier rissen sie die unglücklichen Thiere dann buchstäblich in Fetzen und tödteten viel mehr, als sie zu verzehren im Stande waren.

Auch der grönländische Hai (Squalus borealis) ist ein

furchtbarer Gegner des Walfiſches und reißt ihm oft mit einem Biß Stücke aus dem Leibe, die faſt ſo groß wie ein Menſchenkopf ſind. Dabei iſt er nach Scoresby ſo gefräßig und zugleich unempfindlich gegen Schmerz, daß wenn man ihn, während er an einem todten Walfiſch frißt, mit einer Harpune durchbohrt und es ihm zu entkommen

Ein von einem Sägefiſch bedrohter Perlenfiſcher.

gelingt, er dennoch bald zurückkehrt, um ſein Mahl fortzuſetzen. Merkwürdigerweiſe ſcheint er den Menſchen nicht anzugreifen, wenigſtens ſah Scoresby das niemals, obwohl oft Walfiſchjäger beim Fettabſchneiden gerade dort in's Waſſer fielen, wo dieſe Haie in Menge ſich aufhielten.

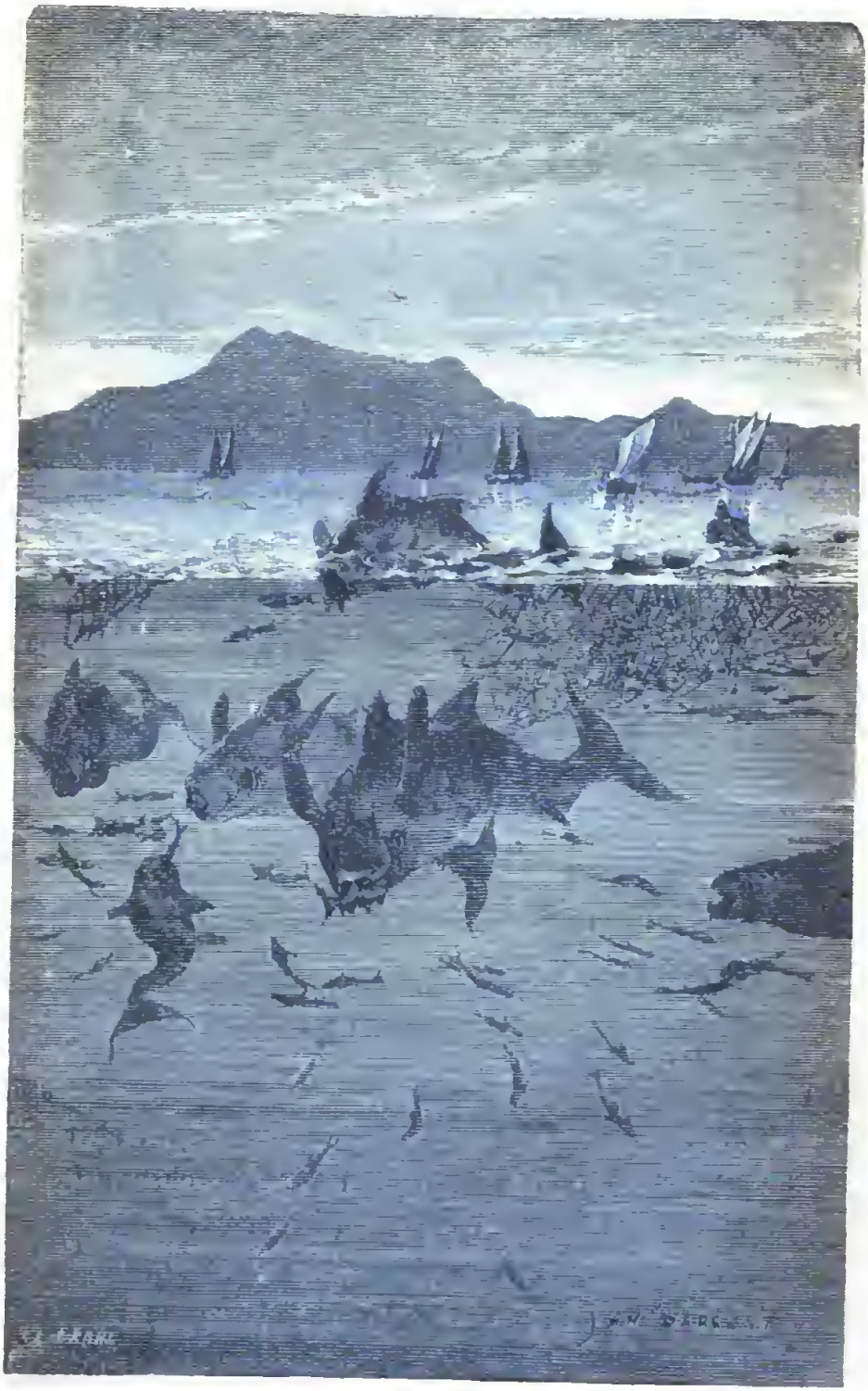
Um ſo gefährlicher ſind die Menſchenhaie (Carchariidae), jene verwegenen und raubgierigen, etwa ſiebzig Arten umfaſſenden Fiſche, welche den Schrecken der Seefahrer

und Anwohner aller wärmeren Meere bilden. Eine der bekannteſten darunter iſt der Blauhai (Charcharias glaucus), deſſen Anblick alle Matroſen haſſen, weil er in den tropiſchen Meeren ſchon ſo manchen Unglücklichen, der über Bord gefallen war oder unvorſichtigerweiſe in der lauen Fluth badete, verſchlungen hat. Ihr unerſättlicher Heißhunger und ihre unglaubliche Freßgier treibt ſie an, ohne Unterlaß den Schiffen zu folgen und Alles zu verſchlingen, was in's Meer geworfen wird. Der Hai kann mit ſeinen Kiefern, die mit 134 ſehr ſcharfen und ſpitzen Zähnen verſehen ſind, den Körper eines Menſchen auf einen Schlag mitten durchbeißen.

Trotzdem und trotz ſeiner Gewandtheit kommt es vor, daß ſchwimmende Männer einen erfolgreichen Kampf mit ihm beſtehen. Es gibt namentlich an der weſtafrikaniſchen Küſte Neger, welche ihn mit einem ſcharfen Meſſer im Meer angreifen. Sie tauchen, wenn ſie einen Hai gewahren, ſchnell und tief, um dann eben ſo raſch wieder emporzuſteigen, wobei ſie ihm von unten den Bauch aufſchlitzen.

Halb Hai halb Roche iſt der zur Ordnung der Quermäuler zählende Sägefiſch (Pristis antiquorum), der 4 bis 5 Meter lang wird, ſich in faſt allen Meeren findet und eine furchtbare Waffe an ſeiner Säge beſitzt, einem langen, platten, an beiden Seiten mit Zähnen beſetzten Blatt, in das die Oberſchnauze ausläuft. Er gehört ebenfalls zu den Feinden der Wale, denen er mit dieſer Säge den Bauch aufreißen ſoll. Auch bedroht er oft die Perlenfiſcher bei ihrem gefahrvollen Gewerbe, viel häufiger als der Hai, und man kennt Fälle, in denen die Taucher durch dieſe Ungeheuer völlig entzwei geſchnitten wurden.

Wie nun die Meerbewohner im Allgemeinen einander unausgeſetzt befehden, der Kleinere und Schwächere unbarmherzig von dem Größeren und Stärkeren gefreſſen wird, ſo gibt



Thunfische auf der Jagd nach Heringen.

es doch auch einzelne Arten, die freundschaftlich zusammenhalten. So hält z. B. der oben geschilderte Schwertfisch gutes Einvernehmen mit dem Thunfisch und zieht öfters in dessen Gesellschaft, wogegen dieser zur Familie der Makrelen gehörige, 2 bis 3 Meter lange Fisch, der zu gewissen Zeiten in kolossalen Zügen auftritt, an den Haifischen und Delphinen unerbittliche Verfolger hat.

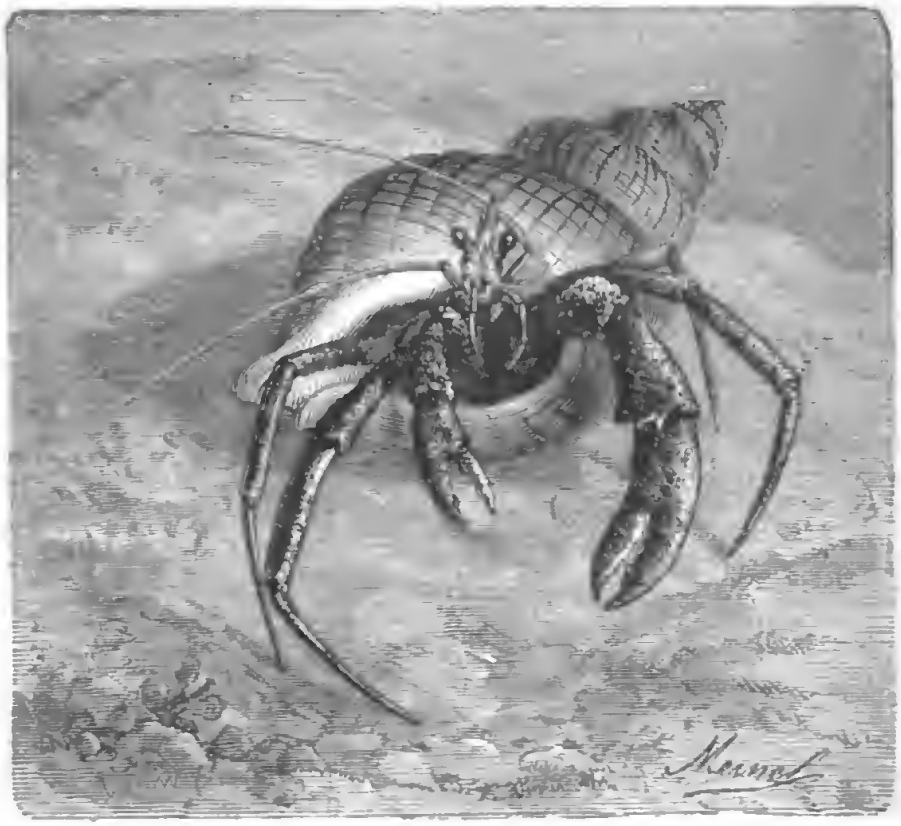
Der Thunfisch (Thynnus vulgaris) hat seine eigentliche Heimath im Mittelmeer, nähert sich zur Laichzeit den Küsten und hält dabei, bisweilen in Heerden von vielen Tausenden, bestimmte Straßen ein. Daher sperrt man ihnen an den italienischen Küsten diese gewohnten Wege mit ungeheueren Netzen ab und erbeutet dabei in günstigen Fällen ganz gewaltige Massen dieser Fische.

Die wandernden Thune schwimmen sehr rasch und gewandt und nähren sich von Sprotten, Sardellen, machen auch besonders gern Jagd auf Heringe, die im Wasser in ähnlicher Weise von allen Seiten verfolgt werden, wie etwa unser „Meister Lampe" auf dem Festlande.

So lange die Züge der Heringe sich in den oberen Schichten bewegen, nähren sich alle dort lebenden Raubfische, alle Meervögel und fast sämmtliche Meersäugethiere ausschließlich von ihnen. Heere von Robben, Delphinen, Thunfischen, Kabeljaus, Schellfischen und Haien verschlingen sie zu Millionen, und dennoch leben auch noch ganze Völker von ihrem Fange. Wie sehr andere Thiere nämlich auch die Züge dieser Fische, die an volkswirthschaftlicher Bedeutung unter den Meerbewohnern für uns obenan stehen, lichten mögen, so stehen diese Verluste doch in gar keinem Verhältnisse zu den Verheerungen, die der Mensch unter ihnen anrichtet. Dafür erscheinen sie aber auch häufig in meilenlangen Zügen und mitunter so dicht zusammengepreßt, daß ein eingeworfener Speer im lebenden Boden aufrecht stehen bleibt. Alljährlich sollen nicht weniger als zehn-

tauſend Millionen und noch mehr an den europäiſchen Küſten gefangen werden. Der Hering, der immer ziemlich nahe der Meeresoberfläche bleibt, iſt aber auch ſeinerſeits wieder ein Raubfiſch und nährt ſich hauptſächlich von ſehr kleinen Kruſtenthieren.

Wenn die Fiſche und die Mehrzahl der Krebs- oder



Ein Bernhardskrebs in ſeinem Schneckenhaus.

Kruſtenthiere nur Beute zu machen ſuchen, um ſich davon zu nähren, ſo gibt es unter den letzteren dagegen eine Familie, die ſich auch eine geeignete Wohnung erſt durch Vernichtung anderer Weſen gewinnen muß.

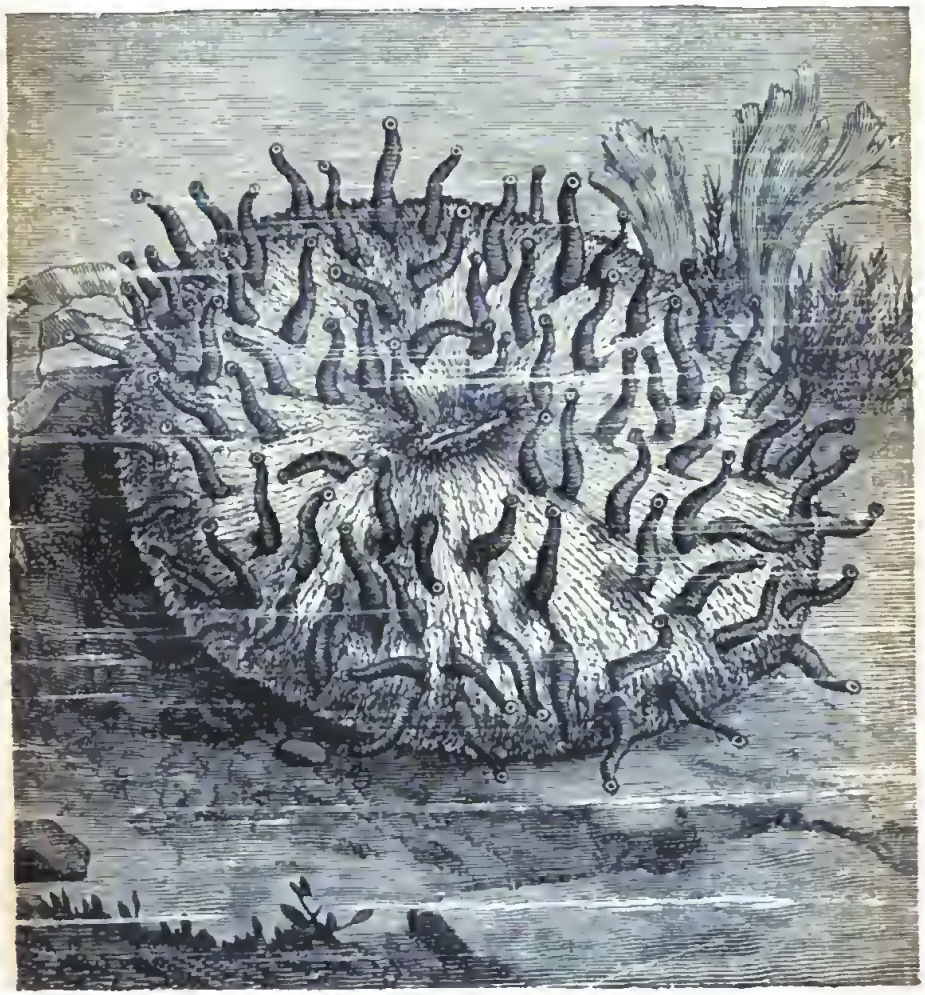
Es iſt das die zahlreiche Familie der Paguren oder Einſiedlerkrebſe, von denen ſich der 13 bis 16 Centimeter lange Bernhardskrebs (Pagurus Bernhardus) in der Nordſee zahlreich am Strande findet. Dieſe Thiere ſind ſchon durch

ihren Körperbau zum Räuberleben verurtheilt. Ihr Körper ist zwar vorn wie bei anderen Krabben durch einen Panzer geschützt und mit Scheeren bewehrt, endet aber in einen weichen, ungeschützten Schwanz. So sichern sie sich denn, indem sie diesen empfindlichen Hinterleib in einem Schneckengehäuse bergen. So lange der Krebs jung und kraftlos ist, nimmt er wohl ein passendes leeres Gehäuse. Wird er aber größer und muß sich nach einem entsprechend umfangreicheren Futteral umsehen, so frißt er die darin lebende Schnecke erst und macht es sich dann in ihrem Hause bequem. „Ich habe eines Tages," berichtet Dr. Eisig, „einem etwa 5 Centimeter langen Pagurus eine ebenso große, frische, kräftige Murex brandaris (Purpurschnecke) in das Bassin gesetzt. Sofort begann er den kalkigen Deckel des Thieres zu bearbeiten, und am dritten Tage war er damit zu Ende, so daß er leicht die Weichtheile der Schnecke herausziehen konnte. Dies that er nun aber mit vielen Unterbrechungen, indem er den größten Theil des Tages hindurch schon seinen Hinterleib so weit, als es der noch darin befindliche halbtodte Schneckentorso zuließ, in das Anfangsstück der Schale steckte. Die herausgearbeiteten Stücke pflegte er säuberlich aufzufressen."

Auf dem Schneckenhause eines anderen Einsiedlerkrebses, des in größeren Tiefen lebenden Pagurus Prideauxii, findet man beinahe regelmäßig einen zu der schönen Familie der Seerosen gehörenden Polypen, nämlich die Mantelaktinie, die er auch mitnimmt, wenn er sein Gehäuse wechselt, worauf er sie wieder auf das neue setzt. Auch die Aktinie ist damit augenscheinlich immer einverstanden, und dies Freundschafts- und Gesellschaftsverhältniß bietet ein sehr merkwürdiges Beispiel für die Verkettung des Daseins durchaus verschiedener organischer Wesen.

Stuart Wortley hat beobachtet, daß der Krebs seine Gesellschafterin fütterte, indem er ihr mit der Scheere

Stückchen des ihm gereichten Fleisches gab, während die sehr wehrhafte und stark brennende Aktinie ihm dafür die Feinde vom Leibe hält. Eine solche Verbindung verschiedenartiger Wesen wird mit dem wissenschaftlichen Namen



Eine Pilzkoralle.

„Symbiose" (Zusammenleben) bezeichnet. Man hat unter den Seekrebsen das nämliche Verhältniß auch zwischen Krabben und Aktinien wahrgenommen.

Diese Aktinien oder Seeanemonen, welche eine der Hauptzierden unserer Aquarien bilden, gehören zur Klasse der Blumenpolypen, denen auch die eigentlichen Korallenthiere beigesellt sind. Sie sondern als Einzelthiere einen

kalkigen Stock ab; bilden sie hingegen zusammengesetzte Stöcke, so sind die Einzelstöcke durch eine feste Füllmasse verbunden.

Besonders interessant sind die fast ausschließlich als Einzelthiere vorkommenden Pilzkorallen (Fungia), flache, bald kreisrunde, bald zungen- oder kuchenförmige Gebilde, die einen Durchmesser bis zu 30 Centimeter erreichen. Sie pflanzen sich gleich den Aktinien durch Eier fort, sind außen schleimig oder pergamentartig und bergen im Innern ein Polypengehäuse aus Kalk. Man kann in der Mitte deutlich einen Mund gewahren, den zahlreiche Fangarme umgeben, die das Thier nach Belieben aus seinem harten Gehäuse hervorstrecken oder wieder zurückziehen kann. Sie dienen zum Ergreifen der Beute.

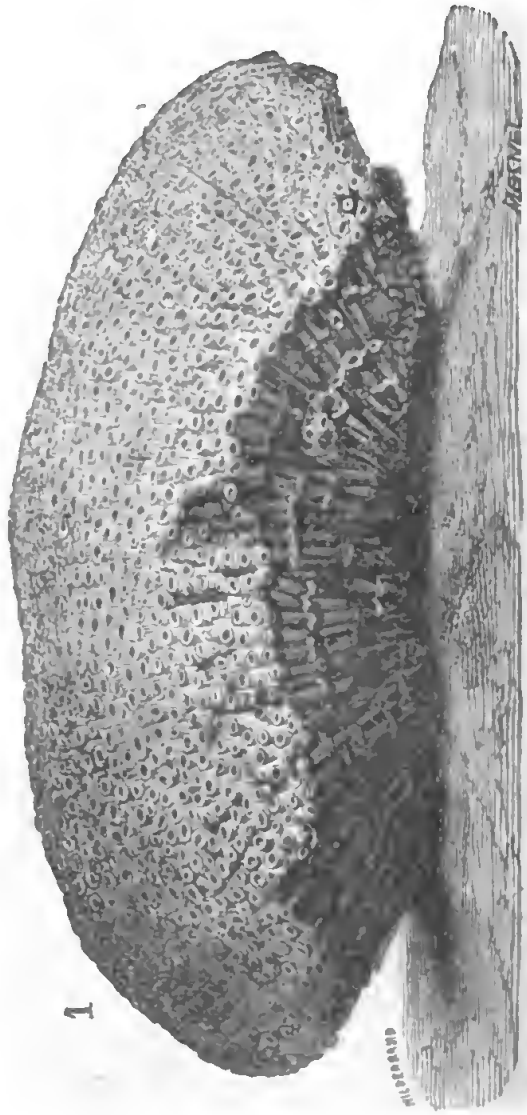
Zu den sogenannten Orgelkorallen (Tubiporidae), bei denen die von den Einzelthieren abgesonderten glattwandigen Röhren, wenn sie zu einem Stock vereinigt sind, gleich Orgelpfeifen fast parallel nebeneinander stehen, gehört auch die Musik-Tubipore, welche unsere Abbildung in halber natürlicher Größe wiedergibt. Bei ihr stehen die Röhren nebeneinander, wie die einer Pansflöte (daher der Name), und sind durch Querwände verbunden. Sie hat eine schöne rothe Farbe. Die ersten Forscher, welche sie im indischen Ocean entdeckten, hielten sie für eine Kolonie von großen Meerwürmern, und erst in neuerer Zeit ist ihre Natur richtig erkannt worden.

Der friedlichen Idylle, welche diese Wesen führen, stellen wir zum Schluß eine Muschel zur Seite, welche zwar nicht minder friedlich ist, aber eine höchst merkwürdige Thätigkeit entfaltet: die Bohrmuschel (Pholas), die auf unserem Bilde in natürlicher Größe zu sehen ist.

Wie ihr Name schon besagt, bohrt sie Löcher, die ihrer eigenen Größe entsprechen, in weicherem Gestein oder Holz. Ihre Schale, in der das Thier sitzt, ist länglich und klafft

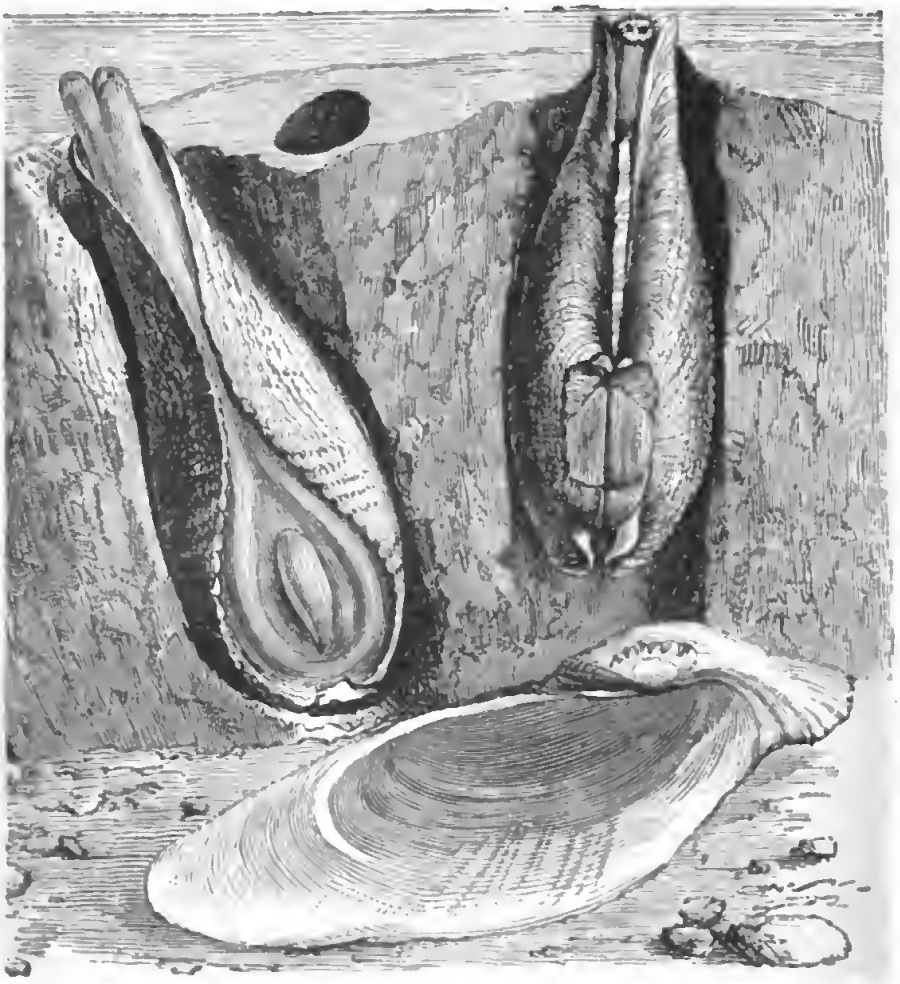
Digitized by Google

vorn und hinten, und bei allen Arten ſind die ſtets weißen Schalen mit Reihen von kleinen Zacken und Zähnchen beſetzt, die ihre Oberfläche einer groben Raſpel einigermaßen ähnlich erſcheinen laſſen. Osler iſt nach ſeinen Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Bohrmuſcheln beim Aushöhlen ihrer Wohngänge in der That die Schale als Feile benutzt. Er ſagt: Die Pholas hat zwei Arten zu bohren. Bei der erſten befeſtigt ſie ſich mit dem Fuße und richtet ſich faſt ſenkrecht auf, indem ſie den wirkenden Theil der Schale gegen den Gegenſtand andrückt, an welchem ſie anhängt. Nun beginnt ſie eine Reihe von theilweiſen Drehungen um ihre Achſe, was durch eine wechſelweiſe Zuſammenziehung des rechten und linken Seitenmuskels bewirkt wird, wonach ſie jedesmal wieder in ihre ſenkrechte Lage zurückkehrt. Dieſe Art wird faſt ausſchließlich nur von jungen Thieren angewendet und iſt gewiß ganz wohl darauf berechnet, um in einer ſenkrechten Richtung vorzudringen, ſo daß ſie hierdurch in der möglichſt kürzeſten



Die Muſk-Tubihore.

Zeit vollständig eingegraben ſind. Denn in der erſten Zeit ihres Lebens ſind die Hinterenden ihrer Schalen viel weniger vollendet, als ſie es ſpäter werden.“ Später ändern ſie die Richtung und arbeiten wagerecht, weil die ver-



Bohrmuſcheln.

änderte Geſtalt der Schale und die Zunahme des Gewichts das Thier hindert, ſich ſo ſenkrecht wie früher aufzurichten. Auch Robertſon beobachtete, daß die Höhlung durch Reiben der feilenartigen Schale gebildet wurde, worauf das Thier die in Pulverform verwandelte Maſſe mit dem als Saugnapf dienenden Fuße aufleckte und in länglichen Knötchen ausſpritzte. Es iſt aber wohl möglich, daß dabei auch noch

irgend eine Abſonderung der Muſchel eine auflöſende Wirkung übt, die das Raſpeln und Reiben erleichtert.

Dieſe Bohrmuſchel iſt gleich einigen ähnlichen unſchädlich, dagegen vermag der Schiffswurm (Teredo) viel Unheil anzurichten, wenn man den Boden der hölzernen Schiffe nicht zum Schutze dagegen mit Kupferplatten überzieht. Dieſe Bohrwürmer vermehren ſich außerordentlich ſchnell und arbeiten nicht minder raſch. Wie Quatrefages mittheilt, hatten ſie eine bei St. Sebaſtian geſunkene Barke nach vier Monaten ſo zerfreſſen, daß Planken und Balken ganz durchlöchert waren, als man das Fahrzeug wieder hob, um das Holzwerk noch zu gebrauchen. Einen gefährlichen Feind hat dieſer Bohrwurm in einem Ringelwurm (Nereis fucata), der ſich unter ſeine Haut einfrißt und ihn allmälig aufzehrt.

Wohin wir alſo auch ſchauen mögen, überall finden wir im Reiche des Neptun neben einzelnen friedlichen Verbindungen verſchiedenartiger Meeresthiere vorwiegend Kampf und Streit, in dem die Rieſen der Gewäſſer ſo gut unterliegen, wie die winzigſten Weſen, welche die Forſchung im Schoß der Oceane entdeckt hat.

Digitized by Google

Die Bildung der Chineſen.

Ethnographiſche Studie von **Th. Seelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Der zwiſchen Japan und China entbrannte Krieg wird, wie er auch ausfallen möge, ein Markſtein in der Geſchichte oſtaſiatiſcher Kulturbewegung ſein. Japan hat ſich ſeit zwanzig Jahren rückhaltslos weſtlicher Kultur angeſchloſſen und glaubt daher zuverſichtlich, das noch ganz in der Jahrtauſende alten chineſiſchen Kultur ſteckende, Neuerungen ziemlich feindliche „Reich der Mitte" beſiegen zu können. China wiederum, ſtolz auf ſeine Vergangenheit, hofft mit Japan beſtimmt fertig zu werden.

Wie dem nun auch ſein mag — für uns, die wir neutrale Zuſchauer dieſes Kampfes ſind, wird es doch höchſt intereſſant ſein, aus dieſem Anlaß einen Blick auf den allgemeinen Bildungszuſtand des chineſiſchen Volkes zu werfen, das bereits auf einer hohen Kulturhöhe ſtand, als die jetzt leitenden Völker Europas noch Barbaren waren. —

Einen Anhalt für den Grad der Bildung eines Volkes gibt in erſter Linie die Schule.

In China gibt es in jeder Stadt, ja faſt in jedem Dorfe Schulen. Die Schullehrer ſind Gelehrte, denen es nicht gelungen iſt, bei dem großen Staatsexamen die Prüfungen zu beſtehen und eine Staatsanſtellung zu erhalten. Die Schulen ſind reine Privatſchulen, ein ſtaatlicher Schulzwang beſteht nicht. Ein bedürftiger Gelehrter miethet eine Wohnung und nimmt ſo viel Schüler an, als er be-

Digitized by Google

kommen kann; ein Schulbesuch der Mädchen findet nur in Ausnahmefällen statt. Zählt der Lehrer nicht wenigstens zwanzig Schüler in seiner Schule, so führt er ein kümmerliches Dasein. Das Alter der Schüler schwankt zwischen 8 und 16 Jahren.

Wenn die Knaben des Morgens in die Schule kommen, verbeugen sie sich zuerst vor den Gedenktafeln des Konfutse und des Gottes der Buchstaben. Nachdem sie dann vor den Tafeln ein Weihrauchstäbchen aufgesteckt und dem Lehrer eine Verbeugung gemacht haben, kann die Tagesarbeit beginnen. Der Unterricht dauert von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit einer einstündigen Pause von zehn bis elf Uhr. Die Schüler sitzen auf Bambusstühlen vor kleinen Tischen.

Auf jedem Tisch liegt eine Steintafel, ein Stückchen Tusche und ein Schreibpinsel. Die Knaben lernen zuerst die Aussprache der Schriftzeichen, ohne ihre Bedeutung zu erfahren. Erst nach mehreren Jahren, wenn man ihr Verständniß für reif genug hält, fängt man an, ihnen dieselbe zu erklären. Die kleinen Köpfe werden mit einem Gedächtnißkram von Zeichen und Lauten erfüllt, ohne daß sie mit ihnen Begriffe verbinden. Als Schullesebücher werden die vier Bücher des Konfutse und die fünf alten Klassiker gebraucht, Schriften, die jedem Chinesen bekannt sind. Außerdem enthält der Lehrplan nur noch zwei Fächer: Lesen und Schreiben. Von Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften und fremden Sprachen ist keine Rede.

Bei einer solchen Unterrichtsmethode kann es nicht verwunderlich sein, wenn die Erfolge oft sehr geringe sind, und später das Lesen von Männern, denen der Antrieb zur Weiterübung fehlt, wieder theilweise oder ganz verlernt wird. Gleichwohl ist das Honorar für den Unterricht ziemlich hoch. In der südöstlichen Provinz Fukian bezahlt beispielsweise in den Städten ein Schüler monatlich

einen halben Dollar, alſo ungefähr 40 Pfennig wöchentlich. Wenn man den Unterſchied des Geldwerths in Betracht zieht, ſo würde dies nach unſeren Verhältniſſen einer Ausgabe von 3 Mark wöchentlich entſprechen, eine Summe, die alſo das bei uns übliche Schulgeld bei Weitem überſteigt. Auf dem Land iſt das Schulgeld etwas billiger, aber dort erwartet der Lehrer von den Eltern regelmäßige Geſchenke an Lebensmitteln.

Wie ſehr die Kunſt des Leſens und Schreibens, deren Erlernung bei der Schwierigkeit der Sprache ſelbſt bei großem Fleiße gegen fünf Jahre in Anſpruch nimmt, geſchätzt wird, geht ſchon daraus hervor, daß die Schriftzeichen „die Augen der Weiſen" genannt werden, und das Schreiben in der poetiſchen Sprache „das Treten in die Fußſtapfen der Heiligen" heißt. Ueberhaupt iſt die Achtung vor dem Geſchriebenen überaus groß. An vielen Straßenecken ſind kleine, kaſtenförmige Behälter aufgeſtellt, in welche die Frommen jedes Fetzchen beſchriebenen, bedruckten oder geſtempelten Papiers, ihre alten Briefe, ja alte Preisliſten werfen. Das Schriftzeichen wird für ſo heilig gehalten, daß man in den Straßen Anſchläge findet, die die Leute ermahnen, das beſchriebene Papier zu ehren. Wohlhabende Fromme miethen Leute, die mit Körben umhergehen und in den Läden alle beſchriebenen und bedruckten Papierſchnitzel ſammeln. Sie gehen dabei von dem Glauben aus, die leichtfertige, gottloſe Menge würde ſich in dieſem Leben Blindheit und Krankheit und nach dem Tode die ſchwerſten Höllenſtrafen zuziehen, wenn ſie beſchriebenes Papier zum Feueranzünden gebrauchte oder es mit dem Schmutz des Hauſes und der Straße wegkehrte.

Trotz dieſer allgemeinen Achtung vor dem geſchriebenen Wort iſt es unter den Erwachſenen mit der Kenntniß des Leſens ziemlich ſchwach beſtellt. Es iſt allerdings richtig, daß faſt jeder erwachſene Mann einige Schriftzeichen auf

einem Straßenanschlag entziffern kann. Aber wenn man ein paar chinesische Zeichen kennt, so hilft das gar nichts zum Verständniß der anderen. Viele Leute wissen die Namen vieler hundert Schriftzeichen und können doch kein Buch lesen. Viele Menschen nennen sich „Schriftzeichenkenner", während ihre Gelehrsamkeit keine schwere Prüfung bestehen kann. Sie können vielleicht Geschäftsbriefe lesen und schreiben, aber das einfachste Buch vom Blatt zu lesen ist ihnen unmöglich. Dasselbe gilt von vielen, die sich Gelehrte nennen, so daß sogar Lehrer in große Verlegenheit vor ein paar Zeichen gerathen, die sie noch nicht gesehen haben. Die Erklärung für diese Erscheinung finden wir darin, daß die Schriftzeichen der chinesischen Sprache äußerst künstlich zusammengesetzt sind, und daß für jeden Begriff ein besonderes Schriftzeichenbild gemerkt werden muß.

Die englischen Missionsärzte in Ningpo haben vor einigen Jahren eine Statistik über die Zahl der Lesekundigen anzustellen versucht, indem sie alle Patienten, die in ihre Behandlung kamen, auf ihre Fertigkeit im Lesen prüften. Ihre Beobachtungen ergaben, daß von der städtischen Bevölkerung ungefähr fünf Prozent ein wenig lesen können. Gibt es doch viele Berufsarten, deren Angehörige nur ausnahmsweise die Schule besuchen. Dahin sind zu rechnen: die Fischer, die Bootsleute, die Feldarbeiter, die kleineren Handwerker, die Stuhl- und Packträger, die Holzhauer und auch die Millionen von Bettlern. Auf dem Land soll das Verhältniß noch ungünstiger sein, doch behaupten wieder andere Quellen, daß selbst von der Landbevölkerung etwa zehn Prozent lesen und schreiben können.

In den nördlichen Provinzen, wo die Mandarinensprache gelesen und gesprochen wird, findet man mehr Leser als im Süden, wo es vielerlei Sprachen und Mundarten gibt, und Schrift- und Umgangssprache verschieden sind.

Die chineſiſche Gelehrtenbildung wird auf den Akademien gewonnen. Die Bildung, die der Schüler auf ihnen erlangt, ſteht jedoch in gar keinem Verhältniß zu der ungeheuren Menge von Zeit und Mühe, die er aufwendet. Leute, die blos aus Strebſamkeit weiter ſtudiren, wird man in China kaum finden. Man ſtudirt um des Erwerbs willen, um eine ehrenvolle Stellung in der Geſellſchaft, ein Amt, Reichthum zu gewinnen.

Die Berechtigung zu dem Eintritt in den Civildienſt hängt von der Ablegung einer Reihe von Prüfungen ab, die in beſtimmten Terminen abgehalten werden. Durch jede beſtandene Prüfung erlangt der Kandidat einen akademiſchen Grad. Die vier akademiſchen Grade heißen: Sintſchi, aufblühendes Talent, weil dieſer Grad künftige Erfolge verheißt; Kutſch, beförderter Mann; Tſintſe, vorgerückter Doktor, und endlich Hanlin, deſſen Beſitzer als Mitglieder der kaiſerlichen Akademie eingeſchrieben werden und Gehalt bekommen. Die Zahl der Bewerber iſt ſehr groß, die Zahl der Sieger ſehr klein. In der Prüfungshalle in Kanton ſind über zehntauſend Zellen, die ſich bei jeder Prüfung mit Kandidaten füllen, aber nur zwei- oder dreihundert läßt man durchkommen. Von den Vielen, die ſich alljährlich einfinden, haben es die Meiſten ſchon mehrere Jahre hintereinander verſucht. Viele Leute ſetzen ihre Verſuche mit merkwürdiger Ausdauer von der Jugend bis in's Alter fort, und es kann vorkommen, daß Großvater, Vater und Enkel zu gleicher Zeit die Prüfung machen. Die unglücklichen Durchgefallenen friſten ihr Leben gewöhnlich als Schullehrer, Winkeladvokaten, Gehilfen von Beamten, Briefſchreiber und Wahrſager.

Die Prüfungskommiſſion gibt jedesmal ein Thema zu einem Aufſatz, der ſich im Styl genau nach dem richten muß, was ſeit Urzeiten muſtergiltig war. Die Klaſſiker

Digitized by Google

müſſen ausgiebig und wörtlich genau angeführt werden. Der Verfaſſer einer nach Inhalt und Form originellen Prüfungsarbeit würde jedenfalls durchfallen. Das beſte Examen macht der Kandidat, der am meiſten klaſſiſche Auszüge beibringen kann. Daß bei einem ſolchen Syſtem von wirklicher geiſtiger Bildung nicht die Rede ſein kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Bildung iſt für alle Berufsarten gleich. Daſſelbe Examen befähigt zum richterlichen, ärztlichen und militäriſchen Beruf. Wenn ein Kandidat einen hochtrabenden Aufſatz und wortreiche Verſe machen kann, ſo glaubt man, er ſei für jedes Amt tüchtig. In den höchſten Prüfungen kommt chineſiſche Geſchichte vor, aber allgemeine Weltgeſchichte, Geographie, Mathematik, Philoſophie, Naturwiſſenſchaften, fremde Sprachen finden keinen Platz in den Sälen der Wiſſenſchaft.

Da es überaus ſchwer iſt, auf erlaubtem Wege einen Grad zu erlangen, denn die Regierung weigert ſich, bei einer Prüfung mehr als eine beſtimmte Anzahl von Beförderungen zu ertheilen, ſo iſt der Beſtechung Thür und Thor geöffnet, und es ſollen dadurch ebenſo viele Grade erlangt werden, wie durch das Examen. Wer genug Geld hat, kann ſich ſehr leicht ſeinen Doktor kaufen. Die öffentliche Meinung verachtet zwar ſolche falſche Doktortitel, aber die Thatſache, daß der Beſitz eines akademiſchen Grades dem reichen Mann eine Stellung in der Geſellſchaft verleiht, die er durch Reichthum allein nie erwerben könnte, macht die Erlangung des Titels durch Beſtechung ſehr gewöhnlich.

Ueberaus bezeichnend iſt folgende Unterredung, die der Engländer W. Cooke mit dem derzeitigen Vicekönig Yeh hatte. Der Vicekönig hatte alle vier Grade erlangt und im allerhöchſten Examen den zweiten Platz erhalten. „Eure Excellenz," fragte W. Cooke den hohen Beamten, „waren Richter in Jünnan, haben Sie das chineſiſche Recht ſtudirt?" —

„Niemals," war die Antwort. — „Haben Sie das chineſiſche Geſetzbuch geleſen?" — „Nein." — „Darf ich annehmen, daß ein Mann, der die vier Bücher und die fünf Klaſſiker verſteht, dadurch ohne weiteres Studium für jedes Amt in China befähigt iſt?" — „Es iſt in dem chineſiſchen Reich von Uralters her der Brauch, ſich ganz auf die vier Bücher zu verlaſſen." — „Kann Eure Excellenz Mandſchu ſprechen oder leſen?" — „Nein." — „Auch nicht die Mundart von Kanton?" — „Nein." — „Wenn man eine Anſtellung im Civildienſt einnehmen will, muß man dann nicht einige praktiſche Kenntniſſe haben, z. B. wie man einen Fluß eindämmt?" — „Nein, wir ſollen nur die wahre Lehre verkündigen." — „Muß man nicht etwas von der Naturgeſchichte, vom Handel, von den Beziehungen zum Ausland verſtehen?" — „Nein, wir ſollen nur die wahre Lehre verkündigen."

Die Antworten des chineſiſchen Würdenträgers ſprechen für ſich ſelbſt und bedürfen keiner Erläuterung. —

Charakteriſtiſch für die Bildung eines Volkes ſind ohne Zweifel auch deſſen religiöſe Anſchauungen. In China gibt es nun neben den Bekennern der ſogenannten alten Religion auch Anhänger der Lehren des Konfutſe, des Laotſe, des Buddhismus und einer durch gegenſeitige Einwirkung dieſer verſchiedenen Religionsſyſteme entſtandenen Volksreligion.

Bei den niederen Klaſſen iſt dieſe Volksreligion ſtark abergläubiſch entartet. Man findet Götterbilder von mehr als Menſchengröße in den Tempeln, Trümmer von Göttern, die in Reliquienſchreinen aufbewahrt werden, die Ortsgottheiten, deren jedes Dorf, jedes Feld, jeder Berg ſeine eigenen hat, die unſichtbaren Beherrſcher des Donners, des Regens, der Ernte, der Elemente. Außerdem wird jedem merkwürdigen Gegenſtand, jedem Ort, wo ſich ein unerklärlicher Vorgang zugetragen

Digitized by Google

hat, göttliche Verehrung gezollt. Seltsam geformte Steine und Hölzer oder knorrige Wurzeln, auch Anspülungen des Meeres, gelten als verehrungswürdig. Wie sich ein neuer Kult allmälig herausbildet, mag folgender Fall zeigen. Am Ufer eines Flusses wurden Bambusrohre abgeschnitten. Die stehen gebliebenen Stümpfe füllten sich mit Wasser, das ihnen durch die Wurzelfasern zugeführt wurde. Das Volk aber glaubte darin ein Wunder zu sehen, Reisende, die des Weges kamen, hielten an dem Ort und zündeten Weihrauch an, sie warfen sich an der geheimnißvollen Stelle nieder und bald wurde eine neue, im Bambus herrschende Gottheit verehrt.

Die Hauptgottheiten haben ihre Geburtstage, die man durch besondere Opfer und Gebete feiert. Viele der höheren Götter haben ihre Stellvertreter in den Häusern. Man holt Asche aus den Weihrauchfässern des Tempels und hält im Hause Gottesdienst ab. Vor Allem ist es ein Gott, der in keinem chinesischen Hause fehlen darf: das ist Su-Meng-Kong, der Küchengott. Niemand würde es wagen, ohne ihn einen Haushalt zu gründen. Er ist schon seit vielen Jahrhunderten ein Gott und Jedermann kennt seine Geschichte. Ein armer Mann verheirathete sich und wurde schnell reich. Da verstieß er seine Frau, die ihm Glück gebracht hatte, und sie wanderte fort, bis sie an eine einsame Hütte kam. In der Hütte saß ein alter Mann, dem sie ihre traurige Geschichte erzählte. Er heirathete sie, und Beide lebten miteinander in der Hütte, bis sie reich geworden waren, und der Mann sich ein großes schönes Haus bauen konnte. Während man den Herd setzte, kam ein Bettler an die Thür, und die Frau merkte, daß es ihr erster Mann war. Sie wollte ihm Geld geben, aber in demselben Augenblick kam ihr zweiter Mann dazu. Der erste Mann verbarg sich im Herd und wurde nie wieder gesehen. Er war ein Gott

geworden und iſt es bis heute geblieben. — In manchen Familien ſtellt man dem Küchengott kein Bild auf, ſondern ſteckt die für ihn beſtimmten Weihrauchkerzen in die Ritzen des Kamins. In anderen Familien ſteht ſein Bild im Hauptraum des Hauſes. Der Geburtstag des Gottes, der vierzehnte Tag des ſiebenten Monats, wird in jedem Haus gefeiert. Am vierundzwanzigſten des zwölften Monats treten die Götter nach dem Glauben des Volkes eine zehntägige Ferienreiſe an. Man verbrennt deshalb für den Küchengott ein Papierpferd, und was er ſonſt für die Reiſe braucht. Er macht ſeinen Beſuch bei den höheren Göttern, um ihnen ſeinen Jahresbericht abzuſtatten. Während der erſten Tage des neuen Jahres muß immer eine Lampe brennen, um dem Gott zu zeigen, daß man ſeiner Rückkunft harrt und ihn begrüßen will. Kehren Kinder von einer Reiſe heim, ſo müſſen ſie, ſogleich nachdem ſie ihre Eltern begrüßt haben, dem Su-Meng-Kong opfern. Wenn die Schweine fett werden, ſchreibt die Hausmutter das Gedeihen dem Küchengott zu und bringt ihm ein Dankopfer, wenn ſie ſie verkauft hat.

Nach dem Tode des Hausvaters bekommt der älteſte Sohn das Bild Su-Meng-Kong's und das Weihrauchfaß, das vor dem Gott ſtand, die anderen Söhne erhalten aber nur Aſche aus dieſem Räuchergefäß. Jeder kauft ſich dann, was ihm zum Kultus fehlt, ſtellt in ſeinem Haus ein Bild des Küchengottes auf und betet zu ihm, ehe eine Mahlzeit gekocht wird.

Gegen Ende des chineſiſchen Jahres nimmt man den Schutzgott eines Ortes aus ſeinem Tempel, ſetzt ihn in einen vergoldeten, offenen Tragſeſſel und läßt ihn von prächtig gekleideten Trägern durch die Hauptſtraßen tragen. An der Spitze des Zuges gehen Muſikanten, während das Volk hinterher mit allerhand ſeltſamen Fähnchen folgt. Zuletzt darf der Gott als Ehrengaſt einem Schauſpiel

Digitized by Google

beiwohnen, das im Freien gespielt wird. Hat er doch mehrere Monate im Dunkeln und unter Spinnenweben zugebracht, was ist da natürlicher, als daß er Langeweile hat und sich freuen wird, wenn ihm einmal eine Abwechslung geboten wird.

Götter, die sich fortgesetzt taub gegen die Bitten der Gläubigen erweisen, können auch abgesetzt, oder die üblichen Feierlichkeiten abgeändert werden, wenn die Umstände zu der Ansicht berechtigen, daß eine andere Form der Verehrung dem Gotte angenehmer ist. In einem Dorfe hatte man eine Geldsumme zusammengesteuert und sie dem Dorfältesten übergeben, damit er das Jahresfest des Schutzgottes veranstalte. Der Mann war aber ein Spieler, und ehe er's sich versah, hatte er die ganze Summe verspielt. Als Tag um Tag verging, und weder Schauspiel noch Festzug abgehalten wurde, begannen die Dorfbewohner in den Aeltesten zu dringen, daß er seine Pflicht erfülle, da zu befürchten war, der Gott möchte, wenn man zu lange warte, verdrießlich werden und seinen Unwillen an seinen Verehrern auslassen. Als das Neujahr herankam, wurde das Drängen der Dörfler immer ungestümer. Sie ließen sich nicht mehr mit Entschuldigungen hinhalten, und doch hatte der Aelteste weder Geld noch Kredit, um den Festzug auszurüsten. Endlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er den Gott auf den Rücken nahm und mit ihm durch die Straßen zog. Eine staunende Menge folgte ihm und suchte ihm den Gott zu entreißen. Schließlich drängte man den Träger an's Ufer, der Gott fiel in's Meer und wurde von den Wogen hin und her geschleudert, so daß er einige Glieder brach und seine Vergoldung Schaden litt. Man fischte den Gott heraus, flickte ihn und stellte ihn wieder im Tempel auf. Das Volk wurde von schweren Ahnungen drohenden Unglücks gequält. Doch das nächste Jahr war besonders glücklich, es brachte

reiche Ernten und keine Seuchen. Was anders konnte die Urſache ſein, als daß dem Gott die neue Art, ſein Feſt zu feiern und das Seebad gefiel, und er dafür das Land ſegnete? In jenem Dorf wird bis auf den heutigen Tag das Feſt des Gottes auf jene eigenthümliche Weiſe gefeiert.

Die allgemeine Bildung in China wird weſentlich beeinträchtigt durch den Gebrauch der ſchwerfälligen Schriftzeichen, die, wie wir geſehen haben, der Erwerbung der nothwendigſten Vorkenntniſſe, des Leſens und Schreibens, im höchſten Grade hinderlich ſind. Ehe nicht die alten Schriftzeichen abgeſchafft und an ihre Stelle neue Buchſtabencharaktere eingeführt werden, wird auf eine Beſſerung nicht zu rechnen ſein. An vielen Punkten jedoch tauchen bereits die Anzeichen dafür auf, daß dieſe Aenderung früher oder ſpäter eintreten wird. Eine große Anzahl junger Chineſen ſtudirt in den von Ausländern geleiteten Seminarien in Hongkong, Kanton, Schanghai und Peking, und Hunderte verlaſſen jedes Jahr dieſe Anſtalten, nachdem ſie ſich dort eine abendländiſche Bildung erworben haben. An der Küſte werden Zeitungen, die von Eingeborenen herausgegeben werden, in vielen hunderttauſend Exemplaren verbreitet, viele naturwiſſenſchaftliche Werke werden aus fremden Sprachen in's Chineſiſche überſetzt, und die Regierung hat ſogar ſelbſt eine Anzahl amtlicher Ueberſetzer angeſtellt. Viele junge Chineſen gehen auch mit Staatsunterſtützung in's Ausland, um dort zu ſtudiren. Alle dieſe verſchiedenen Bildungskreiſe werden ſich immer weiter ausdehnen und die Reform mit vorbereiten helfen, der das chineſiſche Volk mit Nothwendigkeit entgegenſieht.

Der gegenwärtig tobende Krieg wird das „Reich der Mitte" von Grund auf aufwühlen, und ohne Zweifel dem Eindringen weſtlicher Kultur größeren Vorſchub leiſten, als es ein halbes Jahrhundert des Friedens vermocht hätte.

Digitized by Google

Hans Sachs.

Eine Jubiläumsgabe. Von **Richard Staude.**

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Am 5. November 1894 feiert Deutschland den vierhundertjährigen Geburtstag des Nürnberger Dichters und Schuhmachers Hans Sachs. Bei dieser Gelegenheit wird man den Jubilar gewiß allerorten gebührend durch Wort und Schrift verherrlichen, wird ihn gleichsam vor dem geistigen Auge Vieler auferstehen lassen. Und diese Auferstehung ist leider auch sehr nöthig. Denn die große Masse unseres Volkes hat den Volksdichter vergessen, viele Gebildete kennen ihn nur aus der Oper „Die Meistersinger", und Millionen wissen von ihm nichts als den Spottvers:

„Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu."

Aber der brave Nürnberger Dichter hat ein besseres Andenken verdient, und dieses zu befördern sollen auch die folgenden Zeilen dienen.

Hans Sachs wurde zu Nürnberg am 5. November 1494 als einziger Sohn des Schneiders Jörg Sachs geboren. Als er heranwuchs, wurde er acht Jahre lang in die lateinische Spitalschule geschickt, wo er als heller und wißbegieriger Kopf einen guten Grund für die Zukunft legte,

wenn er es auch im Lateiniſchen nicht weiter brachte, als ein heutiger Tertianer, weshalb er auch ſpäter offen von ſich bekannte: Ich bin „ein ungelehrter Mann, der weder Latein noch Griechiſch kann“. Dann gab der Vater ſeinen Hans zu einem guten Schuhmacher in die Lehre, aber der Schuhmacherlehrling ſchaffte ſich noch einen zweiten Lehrer an, indem er ſich mit einem eifrigen Meiſterſinger, dem Leineweber Nunnenbeck, in Verbindung ſetzte, und ſich von ihm in die Geheimniſſe des Meiſterſanges einweihen ließ. Als ſiebzehnjähriger Geſelle ging Hans Sachs auf die Wanderſchaft und durchwanderte mit offenem Auge und empfänglichem Herzen einen großen Theil Deutſchlands. Er war in Regensburg, Paſſau, Salzburg, München, Würzburg, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln, Aachen, Leipzig, überall längere oder kürzere Zeit arbeitend und ſtets ein eifriges Mitglied der Meiſterſingſchule.

Schon während dieſer Zeit fühlte er ſich zum Dichter berufen, wie er uns in einem ſpäteren Gedicht erzählt. Nach fünf Jahren kehrte er als welterfahrener Jüngling in ſeine Vaterſtadt zurück, und nun galt es, Meiſter im Handwerk zu werden. Dazu gehörte aber nach löblichem Brauch der alten Zeit vor Allem eine Frau. Im vollen Bewußtſein, daß es ſich um ſein Lebensglück handle, prüfte der junge Mann verſtändig und beſonnen, ehe er ſich ewig band, und ſeine Wahl fiel auf Kunigunde Kreuzer aus Wendelſtein bei Nürnberg. Zugleich war ſein Probe- und Meiſterſtück von den „Rugsherren“ des Handwerks angenommen worden, und nun konnte Hochzeit gehalten werden. Der fünfundzwanzigjährige Ehemann bezog ein eigenes Haus und ſuchte ſich vor allen Dingen den goldenen Boden des Handwerks zu gründen, während er einſtweilen die „Poeterei“ ſein ließ.

Durch Fleiß, Mäßigkeit und Rührigkeit gründete er ſich vorerſt einen behaglichen Wohlſtand und ſtand bald als

Digitized by Google

geachteter und angesehener Mann in der Bürgerschaft da. Seine Ehe war eine glückliche, wenn ihm auch die Bitternisse des Ehestandes nicht erspart blieben, wie das folgende humoristische und doch so wahre Gedicht beweist, das wir zur Charakteristik des Sängers hier wiedergeben wollen:

Vom bittersüß ehelich Leben.

Meine Frau ist mein Paradeis theuer
Darbei mein tägliches Fegefeuer;
Sie ist ein Himmel meiner Seel'
Sie ist auch oft mein Pein und Höll';
Sie ist mein Engel auserkorn
Und ist oft mein Fegteufel wor'n.
Sie ist mein Wünschelruth und Segen,
Ist oft mein Schauer und Platzregen;
Sie ist mein Mai und Rosenhag,
Ist oft mein Blitz und Donnerschlag ...
Sie ist mein Wonn' und Augenweid',
Ist oft mein Trauer und Herzeleid;
Sie ist mein königlicher Saal,
Ist oft mein Krankheit und Spital.
Sie ist mein Fürsprech und Erlediger,
Ist oft mein Ankläger und Prediger.
Meine Frau ist mein getreuer Freund
Auch oft worden mein größter Feind;
Sie ist meine Tugend und mein Laster,
Sie ist mein' Wund und auch mein Pflaster,
Sie ist mein's Herzens Aufenthalt
Und machet mich doch grau und alt.

Jetzt ließ er auch den Musen wieder freie Bahn, denen er in den ersten Jahren nur sonntäglich in der Meistersingschule gedient hatte. Er las, studirte und dichtete, was ihm vor die Hand und vor das Auge kam. Als guter Nürnberger nahm er auch regen Antheil an dem Wohl und Wehe seiner Vaterstadt. Er huldigte seiner Vaterstadt durch den „Lobspruch der Stadt Nürnberg", der schon

durch seinen reichen Stoff für uns werthvoll ist, da er in vierhundert Zeilen die Einrichtungen und Herrlichkeiten Nürnbergs, sowie die Thätigkeit seiner Bürger schildert. Auch die großartigen Fürsteneinzüge, Volksfeste und Turniere führt er uns in seinen Gedichten vor. Als aber Nürnberg durch die Belagerung des Markgrafen Albrecht Alcibiades in große Bedrängniß gerieth (1552), da nahm er herzlichen Antheil an der allgemeinen Noth und machte seinem bekümmerten Herzen Luft in einem „Klagspruch der Stadt Nürnberg", worin er das Elend anschaulich schildert, das bedrückte und unzufriedene Volk zur Eintracht und Fügsamkeit mahnt und seine Mitbürger mit frommem Trost aufrichtet.

So floß sein Leben in regelmäßigem Wechsel von Handarbeit, Studiren und Dichten im Allgemeinen ruhig und glücklich dahin. Ein schwerer Schlag traf ihn im Jahre 1560, wo ihm seine treue Kunigunde nach einundvierzigjähriger Ehe starb, nachdem er schon alle seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, durch den Tod verloren hatte, nur vier Enkelkinder waren ihm geblieben. Er setzte seiner treuen Gattin ein schönes Denkmal in dem Gedicht: „Wunderbarlich Traum von meiner lieben abgeschiedenen gemahel kundigund Sächsin." Der vereinsamte siebenundsechzigjährige Mann entschloß sich nach anderthalb Jahren zu einer zweiten Heirath mit einem jungen Mädchen, Barbara Harscherin, und feierte die Hochzeit „fein schlicht und still". Daß auch diese Ehe glücklich war, zeigt sein „kunstlich Frauenlob", das er seiner Barbara zu Ehren dichtete, und sein frisches, fröhliches Schaffen, das er gerade in den nächsten Jahren entwickelte. Nach etwa fünf Jahren glaubte er doch wegen Abnahme seiner Kräfte die letzte Abrechnung über sein poetisches Lebenswerk halten zu müssen in dem Spruch: „Summa aller meiner Gedicht," doch ganz konnte er auch jetzt sich nicht von seinem Dichterberuf trennen.

Digitized by Google

Hans Sachs nach einem Holzschnitte der Dresdener Handschrift M. 6.

Indeſſen ſeine Kräfte nahmen bald reißend ab. Sein Schüler Puſchmann gibt uns ein rührendes Bild von dem altersſchwachen Meiſter, der, in ſeinem grauen Bart, „grauweiß wie eine Taube", an ſeinem Tiſch ſitzt und den Beſucher ſchweigend mit einem ſchwachen Neigen des Hauptes grüßt, und ein Freund ſetzt unter das wohlgelungene Bildniß des einundachtzigjährigen Greiſes, das der Maler Hereißer gemalt hatte, die Worte (ſiehe das Porträt):

„Zwei Monat ein und achtzig Jar alt
War ich Hans Sachs in der Geſtalt,
Von Andres Hernegſen abgemalt.
Ein Kind war ich auf d'Welt geboren,
Zum Kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein Kraft hab' ich verlorn.
Gott b'ſcher mir nur ein ſeliges End'
Und nehm' mein Seel' in ſeine Händ',
Geb mir auch ein fröhlich Urſtend."

So ſchlief der unermüdliche Mann, der die Ahle und Feder ſo raſtlos geführt hatte, endlich am 19. Januar 1576 ein zur ewigen Ruhe. Seine Zunftgenoſſen trugen ihn zu Grab, und die Meiſterſinger ſangen ihm einen Scheidegruß; aber ein beſonderes Grab konnten ſie nicht für ihn erlangen, der weiſe Rath der Stadt ahnte nicht, welchen berühmten Schuhmacher man begrub, und daß man auch nach Jahrhunderten noch gern ſein Grab würde ſchmücken wollen.

Wenn wir nun, nachdem wir den äußeren Lebensgang des ehrſamen Handwerksmeiſters kurz dargeſtellt, uns der dichteriſchen Perſönlichkeit des Hans Sachs zuwenden, ſo treten uns gewiſſe Eigenthümlichkeiten ſeines poetiſchen Schaffens entgegen, die wir zunächſt kurz erörtern wollen.

Die auffälligſten Eigenthümlichkeiten ſind die Fruchtbarkeit und ihr entſprechend der Stoffreichthum. Beides iſt geradezu ſtaunenswerth, wenn wir bedenken, daß Hans

Sachs, wie er ſelbſt ſagt, Alles „neben ſeiner Handarbeit“ geſchaffen hat. So hat er auf der Höhe ſeines Schaffens einmal in zwei Jahren über 300 lyriſche und epiſche Gedichte und in zehn Jahren einmal 155 dramatiſche und 400 erzählende Dichtungen verfaßt, alſo durchſchnittlich wöchentlich eine Dichtung und mehr. Da iſt es dann kein Wunder, wenn er in ſeinem Generalregiſter von 1560 beinahe 5400 Dichtungen verzeichnet, und fünf Jahre ſpäter in der „Summa all' meiner Gedichte“ feſtſtellt, daß er 14 ſtarke Foliobände mit Meiſterliedern und 18 Foliobände mit ſonſtigen Dichtungen vollgeſchrieben hat. Rechnen wir hierzu noch das ſpäter Gedichtete, ſo ergeben ſich: 4275 Meiſterlieder, einige ſonſtige Lieder, 208 Dramen und an 1700 Spruchdichtungen, in Summa 6205 Dichtungen. Und dieſe Maſſenhaftigkeit ſeiner Schöpfungen bereitete unſerem Dichter eine freudige Genugthuung, wie wir aus der genauen Regiſtrirung und öfteren Berechnung ſehen können.

Und was für ein Stoff iſt in dieſen Dichtungen bewältigt und dargeſtellt! Man kann faſt ſagen: Alles, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde iſt, vor Allem das Reich der Natur und Geſchichte, der Kunſt und Wiſſenſchaft, und alle ſonſtigen menſchlichen Thätigkeiten und Erlebniſſe. Aus ſeinen Schriften ließe ſich wohl das reichſte Kulturbild herſtellen, das je ein Dichter von ſeiner Zeit gegeben hat. Und woher ſtrömte ihm dieſe Stoffmaſſe zu? Es waren zwei Quellen: die der eigenen reichen Lebenserfahrung und die der Lektüre. Seine Beleſenheit iſt geradezu großartig. Am gründlichſten kennt er die Bibel, er kennt aber auch die bedeutendſten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller in Ueberſetzungen und Auszügen, er iſt bekannt mit der alten Geſchichte und Mythologie, mit dem deutſchen Sagen- und Anekdotenſchatz, mit den wichtigſten neueren Dichtern des Auslandes, kurz, er hat

ſo ziemlich Alles geleſen, was damals in deutſcher Sprache gedruckt vorlag, und viele von dieſen Büchern beſaß er perſönlich, wie uns ſein genaues Bibliotheksverzeichniß beweist. Und wenn er nun einen neuen Stoff in ſich aufgenommen hatte, ſo drängte es ihn unwiderſtehlich, das Empfangene zu geſtalten und Anderen mitzutheilen, wenn es auch nur in ganz volksthümlichen Knittelverſen geſchah.

Und damit kommen wir auf die dritte Eigenthümlichkeit: das war der Drang zu lehren, der Drang, durch ſeine Dichtungen das geiſtige und ſittliche Leben ſeiner Mitbürger zu fördern. Und dieſer lehrhafte moraliſche Zweck iſt zugleich auch die ſtärkſte Triebfeder ſeines Schaffens. Er hält es für ſeinen Beruf, nützliche Kenntniſſe zu verbreiten, Tugend und Frömmigkeit zu pflegen und das Laſter, welches da iſt „alles Unheils ein Ziehpflaſter", zu verfolgen und zu ſtrafen. Dazu muß ihm jeder Stoff dienen, er mag heroiſch oder alltäglich, ausländiſch oder deutſch ſein; er entfernt aus ihm Alles, was nach ſeiner Meinung anſtößig iſt, und ſpitzt ihn dann auf eine moraliſche Lehre zu, die am Schluß mehr oder minder breit angehängt wird.

Dies Vorherrſchen des lehrhaften Zweckes iſt nun gewiß für unſer heutiges Empfinden ein Mangel; auch verleitete ihn die Tendenz zu allerlei Mißgriffen. Er hält alle Stoffe für gleich gut geeignet zur dichteriſchen Behandlung; er arbeitet die Stoffe nicht geiſtig um, ſondern gibt ſie oft nur ſo wieder, wie er ſie aufgenommen und verſtanden hat; er läßt den lehrhaften Zweck oft gar zu breit vorwalten, ſo daß manchmal die moraliſche Auslegung länger iſt als die Geſchichte, und huldigt überhaupt durchgängig einer breiten Redſeligkeit, die uns Modernen oft recht langweilig iſt. Aber wenn wir bedenken, daß das Moraliſiren und Schulmeiſtern die einfache Folge ſeiner

ganzen bürgerlichen Nützlichkeitsanschauung war, daß seine Zeitgenossen gerade diesen lehrhaften Ton beanspruchten, und daß jene Redseligkeit gerade bei den scherzhaften Stoffen den Eindruck behaglichen Plauderns macht, so erscheinen uns jene Mängel in viel milderem Lichte, sie gehören eben zu Hans Sachs wie der Körper zur Seele, sind ein untrennbares Stück seiner Eigenart, ebenso wie die immer wiederkehrenden Eingänge von seinem Traumgesicht, die gewissenhafte Angabe der Stoffquelle und sein treuherziger Schluß mit dem Reim auf Hans Sachs.

Suchen wir uns nun nach dieser allgemeinen Charakteristik seiner Poesie auch ein Bild von den einzelnen Richtungen seines dichterischen Schaffens zu machen. Er war thätig auf allen Gebieten der Poesie, als Liederdichter, als Erzähler und als Dramatiker.

Fassen wir zuerst seine Lieder in's Auge. Als Liederdichter ist Hans Sachs fast ausschließlich Meistersinger. Wir wollen hier nicht ausführlich auf den Meistersang eingehen. Er ist bekanntlich im Gegensatz zur ritterlichen Poesie der Minnesänger die Poesie der Handwerker, und darum auch eine handwerksmäßige Poesie, die Jahrhunderte lang in den Städten Süddeutschlands gepflegt wurde. Aus Handwerkern aller Zünfte bildete sich hier eine neue Zunft der Meistersinger, mit Lehrlingen, Gesellen und Meistern, Gesellenstück und Meisterstück. Die Kunst wird rein äußerlich in die statutengemäße Form des Gedichtes gelegt, besonders in den regelmäßigen dreitheiligen Bau der Strophen aus den beiden „Stollen" und dem „Abgesang", in die künstliche Reimverschlingung der Strophen, in die gleichmäßige Silbenzahl der gereimten Zeilen und in den richtigen Gesang des Liedes. Meister wurde, wer einen neuen Ton, das heißt ein neues Versmaß mit neuer Melodie ersonnen hatte und gut vortrug, Sieger beim Wettsingen war, bei dem die „Merker" des Vorsteheramtes am wenigsten

Fehler gegen die zahllosen Regeln der „Tabulatur", das heißt der Gesetze des Meistergesangs, notirt hatten. Die Nürnberger Singschule hielt ihr Hauptsingen an den drei großen Festen in einer Kirche, und ihr Freisingen allsonntäglich in der Meisterstube. Für die Kirche wurden nur Lieder geistlichen Inhalts zugelassen, für das Freisingen auch weltliche Stoffe, und im Uebrigen war jedes Mitglied der Singschule durch die Statuten zu einem ehrbaren Lebenswandel verpflichtet.

An den Arbeiten und Bestrebungen dieser Meistersinger nahm Hans Sachs hervorragenden und tiefeingreifenden Antheil. Er reformirte die Nürnberger Singschule in sittlicher und künstlerischer Hinsicht, ihr regelmäßiger Besuch war ihm Herzensbedürfniß und Erbauung, und bald stand er im Kreise seiner Genossen als höchste Autorität da. Zu seinen sechs Tönen, die er schon als Jüngling erfunden hatte, ersann er noch sieben andere, darunter solche bis zu 63 Reimen in der Strophe, und im Ganzen hat er 4275 Meisterlieder in 272 Tönen verfaßt, das ist beinahe die Hälfte seines handschriftlichen Nachlasses. Und dennoch ließ er diese Meisterlieder nicht drucken. Als Grund davon gibt er selbst an, daß sie nach altem Brauch Eigenthum der Schule seien, „die Singschule zieren und erhalten sollten", und als zweiter Grund hat gewiß in seinem Herzen mitgesprochen das Gefühl für das Unpoetische dieser von der Tabulatur beherrschten Dichtungen.

Und dies ist auch das Urtheil der heutigen Zeit. Es fehlt den Meisterliedern, auch vielfach denen des Hans Sachs, der innere Gehalt und die tiefere Poesie, sie sind trotz ihres religiösen und moralischen Zweckes künstliche Reimereien; nur die Lieder Hans Sachsens, in denen er weltliche Stoffe behandelt, stehen höher, da sie nach Inhalt und Ausdruck seinen Spruchgedichten sehr ähnlich sind. Der Meistergesang hat also keinen poetischen, sondern nur

Digitized by Google

kulturgeschichtlichen Werth. Er ist ein lebendiger Zug des idealen Strebens der damaligen Bürgerschaft nach reicherer geistiger Bildung und sittlichem Fortschritt, von ihrer Freude an Poesie und Musik; er schuf den braven Handwerksleuten ein edles Vergnügen, hielt Tausende von gemeinen Genüssen ab und förderte einen ehrbaren Lebenswandel. Und das ist auch der tiefere Grund, warum Hans Sachs der edlen Meistersingerkunst so viel kostbare Zeit und Kraft widmete. Aber seine poetischen Verdienste und Lorbeeren hat er sich nicht auf dem Gebiet des Regelzwanges, sondern auf dem Gebiet der freien Poesie erworben, wo er seine dichterische Eigenart ungehemmt zum Ausdruck bringen konnte.

Werfen wir einen Blick auf dies freie Schaffen des Dichters, so fällt uns zuerst der erzählende Dichter in's Auge, schon durch die Menge seiner Schöpfungen dieser Art, die er selbst auf 1700 berechnet. Diese Masse verwehrt uns auch, genauer auf Einzelnes einzugehen, oder unser Urtheil mit Proben zu belegen. Denn kleine Proben nützen hier gar nichts, da die Eigenart nicht in einzelnen Kraft- und Glanzstellen besteht, sondern gleichmäßig als Stimmung über dem Ganzen ausgebreitet ist; ganze Stücke aber zu bringen, verbietet uns der Raum. Hans Sachs nennt seine erzählenden Gedichte, zu denen er auch die rein belehrenden rechnet, „Sprüche" oder Gespräche, weil er sie in Spruchform, das heißt in kurzen Reimpaaren, bringt. Dieser einfache Vers war gerade die passende Ausdrucksform, um das, was ihm Geist und Herz bewegte, schlicht und zwanglos auszusprechen, und darum hat er ihn auch in all' seinen Dichtungen, die nicht Meistergesänge sind, angewandt.

Was nun die einzelnen Arten seiner „Sprüche" betrifft, so sagen uns hier am wenigsten zu: die bloßen Umschreibungen biblischer Lehrbücher, die Gespräche, Fabeln,

Träume und Allegorien, weil sich hier das Belehrende und Mahnende zu stark vordrängt und zuweilen in eine förmliche Predigt ausartet, für die uns doch die Prosa die natürlichere Form zu sein scheint. Hierher gehören zum Beispiel die Spruchgedichte: „Der Eigennutz, das greuliche Thier mit seinen zwölf Eigenschaften", worin er in 400 Versen alles Unheil aufzählt, das der Eigennutz in der Welt gethan hat und noch thut, ferner „Die Nachred, das greulich Laster, sampt seinen zwölf Eigenschaften", worin er Wesen und Wirkung der Verleumdung schildert. Doch treffen wir auch in dieser Gattung Gutes und Vorzügliches, nämlich da, wo ihm der Stoff Gelegenheit zur humoristischen Behandlung gibt, oder wo er aus seiner eigensten persönlichen Erfahrung heraus reden kann. Hierher gehört vor Allem das bereits angeführte Gedicht vom „bittersüß ehelich Leben", worin er einem jungen Heirathskandidaten in komischen Gegensätzen die Erfahrungen seiner eigenen Ehe auseinandersetzt; dann „die neunerley heudt (Häute) einer bösen frawen (Frau)", in welcher ein bösartiges Eheweib, das stets den Mann durch Zank und Widerspruch aufreizt, geschildert wird. Ferner „Die drey Klaffer", in denen die männlichen Lästerzungen, die beim Wein über All' und Jeden schimpfen, gegeißelt werden; endlich ein „Kampfgesprech zwischen dem Todt vnnd dem Natürlichen leben", in welchem in allegorischem Gewande der Vorzug des Todes in Gott und Jesu Christo vor dem Erdenleben bewiesen wird.

Auch die Zeitgeschichte behandelt Hans Sachs in diesen „Gesprächen", zum Beispiel die Türkenkriege, sowie die hohe Politik in dem Gedicht „Ein artlich Gespräch der Götter, die Zwietracht des Römischen Reiches betreffend", worin nach mancherlei Reformvorschlägen der Götter schließlich Minerva als die einzige Person, die hier helfen könne, den „gemeiner Nutz" bezeichnet. Merkur soll nun diesen

Digitized by Google

Die Neuntzerley heudt einer bösen Frawen/ sambt jren Neun Eygenschafften.

Wehr das Bitter Süeß Ehlich Leben.

Hans Sachs

Genaue Nachbildung des Originaltitels.

„gemeinen Nutz" auf der Erde suchen, findet ihn aber in einem so jammervollen Zustand, daß ihn erst Aeskulap, der Gott aller Arznei, mit Kräutern und Pflastern wieder auf die Beine bringen muß, damit er sein Reformwerk auf Erden beginnen könne; damit tröstet sich auch der aus seinem Traum erwachende Dichter.

Noch besser als diese gesprächartigen sind unserem Dichter die rein erzählenden Gedichte gelungen, weil hier die Lehre von der Handlung getragen wird, ohne sich störend in dieselbe einzudrängen. Am gelungensten sind aber nach dem Urtheil aller Sachkenner die Schwänke. Denn hier konnte der Dichter seine Hauptgabe der klaren Beobachtung und der anschaulichen Schilderung zeigen; hier brauchte er den Boden seiner Erfahrung, das deutsche Bürger- und Bauernleben, nicht zu verlassen; hier standen sie vor ihm, die närrischen Menschen seines Umganges: der habgierige Schneider, der tölpelhafte Bauer, der marktschreierische Charlatan, der durchtriebene fahrende Schüler, der streitsüchtige Landsknecht, die zänkische Frau; hier konnte er auch seine Gabe des natürlichen Humors schalten und walten lassen.

Wir wollen nur einige Beispiele hierfür andeuten. Am bekanntesten ist sein Schwank vom Schlauraffenland. Wie köstlich ist hier das Paradies aller sinnlichen Seelen geschildert, wo Allen ihre gemeinen Wünsche so handfest und faustdick befriedigt werden, wo Faulheit, Dummheit und Gefräßigkeit zu so hohen Ehren kommen — ein komisches Widerspiel zu dem goldenen Zeitalter, von dem seit Alters die ideal gesinnten Menschen träumen. Erwähnen wollen wir nun noch die Schwänke: „St. Peter und die Landsknechte" und „Der Teufel läßt keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren", wonach die Landsknechte sowohl für den Himmel als auch für die Hölle zu schlecht sind, und nennen zum Schluß noch den Schwank: „Der Schneider

Die drey Klaffer.

Mer des klaffers zung

Mehr der Hederlein bin. jch genandt/ zenckischen Leüten wol bekant.

Hans Sachs.

Genaue Nachbildung des Originaltitels.

Digitized by Google

mit dem Panier.“ Wie drollig ist hier der Gedanke, daß der Teufel dem kranken Schneider im Traum eine Fahne vorhält, die aus all' den Tuchstücken zusammengesetzt ist, die der Schneider in seinem Leben von dem Zeug seiner Kunden entwendet (oder in der Schneidersprache „nach der Maus geworfen“) hat!

Hiermit sei es genug. Nun noch ein Wort von den Dramen unseres Dichters. Erst in seinem reiferen Alter (von 1550 an) fühlte er sich zum dramatischen Schaffen hingezogen, dann aber so energisch, daß er in zwei Jahren 30 Dramen schrieb und bei der schließlichen Sammlung seiner Gedichte 208 dramatische Werke feststellen konnte. Er unterscheidet dabei „traurige Tragedi“, „fröhliche Comedi“ und „kurzweilige Spiel“; das Merkmal der Tragedi ist ihm, daß sie mit dem Tod der Hauptperson endet, der Comedi, daß die Hauptperson am Leben bleibt, auch wenn sonst die gräßlichsten Dinge geschehen; in zweifelhaften Fällen nennt er sein Werk kurzweg ein Spiel. Schon hieraus sieht man, daß man ihn nicht nach dem Maßstab unseres heutigen fortgeschrittenen Dramas, sondern nach seiner Zeit beurtheilen muß, die auf diesem Gebiet fast nichts kannte, als das geistliche Schauspiel, das heißt eine dialogisirte biblische Geschichte, und das Fastnachtsspiel, wo gemeine Späße in rohester Form zum Besten gegeben wurden. Beide Arten erfreuten sich aber großer Beliebtheit beim Volke, gerade auch in Nürnberg, und das war es eben, was unseren Hans Sachs zum Schaffen anregte, um auch von den Brettern, die die Welt bedeuten, lehrend und veredelnd auf das Volk zu wirken.

Man spielte in Nürnberg ohne ein Theatergebäude, und zwar die ernsten biblischen Stücke in der Marthakirche, die Komödien in einem Gasthof, Alles unter Aufsicht und Censur des ehrbaren Rathes, der zum Beispiel dem Hans Sachs aufgab, nicht mehr als zweimal in der Woche zu

ſpielen und für den Eintritt nicht mehr als drei Pfennig für die Perſon zu nehmen. Die Bühne war ein einfaches Gerüſt, zwar ſchon mit Hintergrund und Verſatzſtücken (von Bäumen und Häuſern) zur Andeutung des Ortes, aber nach drei Seiten zu frei, alſo ohne Vorhang; die Kleidung war wie die Sprache für alle Perſonen aus allen Zeiten und Völkern die Nürnbergiſche, nur nach dem Rang der Perſonen unterſchieden, und alle Rollen wurden von Männern geſpielt, die meiſt dem niederen Handwerkerſtand angehörten.

Eigenthümlich iſt den Spielen des Hans Sachs und ſeinen Zeitgenoſſen die Perſon des „Ehrenholdes" oder Herolds, der nach alter Sitte im Prolog auf die darzuſtellende Handlung vorzubereiten hatte und im Epilog die Moral der Geſchichte kräftig hervorzuheben hatte. Er iſt bei Hans Sachs der Vertreter des Rechtes, der Sitte und der Redlichkeit, der Verkündiger des Volksurtheils. Nebenher hatte der mit dem Heroldsſtab, dem Reichsadler und dem Barett geſchmückte Ehrenhold auch die Aufgabe, die Quelle des Stückes zu nennen, zum Beiſpiel: „Wie das zweiundzwanzigſte Caput der anderen Chronika ſagen thut", oder das Publikum zur Aufmerkſamkeit und Stille zu ermahnen; zum Beiſpiel:

„Seid ſtill und züchtig um und um
Und hört nach Läng' die ganze Summ'!"

oder:

„Nun ſeiet fein ruhſam und ſtill,
Daß kein' Perſon werd' irr' im Spiel."

Dieſer Ehrenhold iſt uns zugleich ein Beweis für den lehrhaften moraliſchen Zweck der Hans Sachs'ſchen Dramen, die gleich ſeinen übrigen Dichtungen die Tugend fördern und das Laſter ſtrafen ſollten.

Dieſe Dramen haben freilich ſchwere Mängel. Hans Sachs hat keine Einſicht in das Weſen des Dramas, in

den künſtleriſchen Aufbau deſſelben, er erzählt oft, was dargeſtellt werden müßte, und ſucht das darzuſtellen, was ſich gar nicht darſtellen läßt; er vereinfacht nicht die über Zeit und Raum zerſtreute Geſchichte; er macht ganz willkürliche Akteintheilungen, oft fünf bis zehn, je nach dem Umfang des Stoffes, und vor Allem, er entfaltet nicht das innere Leben und Streben der Perſonen, und ſtellt daher Vieles nur ſkizzenhaft und im Umriß dar. Aber faſt alle dieſe Mängel kommen auf Rechnung der Zeit, deren Kind er war, und gerade im Vergleich zu ſeinen Zeitgenoſſen zeigt er doch manchen Vorzug und Fortſchritt. Vor Allem führte er ſeine Zeitgenoſſen aus der Enge und Dürftigkeit des dramatiſchen Stoffes zu einem reicheren und edleren Inhalt, indem er das weite Gebiet des Menſchenlebens und Menſchenſtrebens eröffnete, wie es in Sage, Geſchichte und Gegenwart vorlag; er verſtand es zugleich, dieſe Stoffe auf den Zeitraum weniger Stunden zuſammenzudrängen und dadurch einladender zum Schauen zu machen, während die alten geiſtlichen Spiele oft einen oder mehrere Tage in Anſpruch nahmen. Auch die rohe Form des Dramas veredelte er, er gab reichliche und treffliche Anweiſungen für die ſceniſche Darſtellung und für die richtigen Geberden der Spielenden — und durch alles dies legte er fruchtbare Keime zur weiteren Entwickelung des Dramas.

Am kräftigſten und deutlichſten kommen dieſe Vorzüge zur Geltung und am meiſten werden auch die vorhin erwähnten Fehler vermieden in ſeinen Komödien und ganz beſonders in den Faſtnachtsſpielen. Denn hier fällt die Rolle des Ehrenholdes weg, hier iſt nur ein kleiner Stoff zu bewältigen, ſtets einaktig und ohne ſceniſche Schwierigkeiten, hier ſchafft der Dichter aus eigenſter Erfahrung, hier deckt ſich ſeine Anſchauungsweiſe und Ausdrucksweiſe völlig mit den Stoffen, die aus dem kleinbürgerlichen Leben entnommen ſind, hier kann er ſeine Gabe des Humors und

Ein Kampfgeſprech zwiſchen dem Todt vnnd dem Natürlichen leben/ Welches vnter jn beyden das beſſer ſey/ faſt Kurtzweylich zu leſen.

✶✶✶

1538.

Genaue Nachbildung des Originaltitels.

der milden Satire leuchtend und wärmend wirken lassen, und darum ist Hans Sachs in seinen Fastnachtsspielen so hervorragend wie in seinen Schwänken, und schuf manches Spiel, das heute noch Werth hat. Da treten sie wieder auf, die volksthümlichen Gestalten und Typen, die wir schon aus seinen Schwänken kennen, und treiben ihre Possen und Narreteien, aber immer in den Schranken des Anstandes (wenigstens nach den derben Begriffen des damaligen Publikums) und niemals frivol.

Wie haben nun die Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter über den Werth und die Bedeutung des Mannes geurtheilt? Da ist es nun zunächst sicher, daß er auf dem Höhepunkt seines Schaffens im engeren Kreise der Heimath und in den weiten Kreisen des deutschen Volkes mit Ehren genannt und bekannt war, und sein Ruhm wuchs noch seit dem Erscheinen des ersten und zweiten Foliobandes seiner Gesammtwerke, wie er denn auf den Titelblättern seiner Werke öfter „der weitberühmte Hans Sachs" genannt wird. Aber an dieser Anerkennung nahmen keinen Theil: der Rath der Stadt, die Patrizier, die Künstler- und Gelehrtenkreise Nürnbergs; wenigstens haben wir kein Zeichen, daß er von diesen Kreisen irgendwann oder irgendwie gewürdigt und ausgezeichnet oder auch nur genannt wurde. Bezeichnend hierfür ist, daß der Rath der Stadt nicht einmal ein besonderes Grab für den Dichter bestimmte. Hans Sachs war eben in seinen Augen ein Handwerker und kein Gelehrter und Lateiner, Latein und Bildung fiel aber für die Anschauung jener Zeit völlig zusammen. Seine Popularität ist also durchaus auf die weiten und breiten Volksschichten, auf den Stand der Handwerker, Gewerbetreibenden und Bauern beschränkt, und zum Glück kannte auch Hans Sachs keinen anderen Ehrgeiz als den Beifall dieser Volkskreise. Sein Ruhm dauerte noch bei der nachfolgenden Generation, bis der

Digitized by Google

dreißigjährige Krieg mit dem übrigen nationalen Besitz auch unseren Dichter beseitigte und dafür die gelehrten Dichter emporbrachte. Da ward auch Hans Sachs vergessen oder mißachtet, und es kam jener Spottvers auf von dem „Schuh-macher und Poeten dazu". Endlich kamen bessere Zeiten, und es war kein Geringerer als Goethe, der gerade zweihundert Jahre nach dem Tod des Dichters seinen erstaunten Zeitgenossen mit jugendlicher Begeisterung „Hans Sachsens poetische Sendung" verdeutlichte und den Meister in diesem Gedicht treffend charakterisirte. Nun ging es aufwärts mit Hans Sachsens Ehre, unsere Literaturhistoriker würdigten seine Bedeutung, seine besseren Gedichte fingen an bekannt zu werden, seine Vaterstadt Nürnberg setzte ihm 1874 ein Denkmal, und immer mehr stimmten die Nachkommen in ihrem anerkennenden Urtheil über Hans Sachs überein.

Und wie lautet nun das Gesammturtheil über unseren Dichter?

Es ist im Grunde genommen genau dasselbe, wie das von Goethe und wie das unserige, das wir seither in einzelnen Zügen angedeutet und im Allgemeinen vorbereitet haben. Hans Sachs war vor Allem ein ganzer Mann, und dabei ein echter Volksdichter, wenn auch seine Hauptstärke in der Tendenz liegt. In ihm vereinigt sich Herzensfrömmigkeit mit echt sittlicher Gesinnung und einem festen, stets regsamen moralischen Urtheil. Daraus ergab sich das unbestechliche Gerechtigkeitsgefühl, mit dem er Hohen und Niedrigen die bittere Wahrheit sagt und doch auch überall das Gute anerkennt; und daher ist er stets duldsam, wenn es sich um bloße Meinungen handelt, streng nur, wenn er gegen Laster ankämpft, doch auch hier ist es ihm leicht, diese mit gutem Humor als menschliche Thorheit zu verstehen und zu verlachen. Und so ist sein Urtheil überall wohlwollend und mild, und diese vermittelnde Milde ist

ein Hauptkennzeichen seines Charakters. Diese Milde ist nun harmonisch vereint mit einer unverwüstlichen Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, die gegründet ist auf fleißige Arbeit und treue Pflichterfüllung, getragen von einer gesunden Lebensanschauung, die nicht gestört wird durch Ehrgeiz und leidenschaftlichen Antheil an den stürmischen Bewegungen seiner Zeit. Auch besaß er die Gabe der sicheren Beobachtung von Natur und Menschenleben, den rastlosen Bildungstrieb, den lebendigen Gestaltungsdrang, die Kunst der Darstellung und Schilderung, die Freude am Heimathlichen und Volksthümlichen, die Gabe der Schalkhaftigkeit und des Humors, die Kraft und Urwüchsigkeit des sprachlichen Ausdruckes.

Natürlich erkennt ein gerechtes Urtheil auch die Schranken und Schwächen der Hans Sachs'schen Dichtung. Er war kein poetischer Genius, dazu fehlte ihm die eigene Gedankenfülle, die schöpferische Phantasie: „er dichtet über Alles und erdichtet nichts", er kann weniger Neues erschaffen, als Gegebenes umschaffen, er verfällt infolge der übergroßen Massenhaftigkeit seiner Dichtungen leicht in ermüdende Breite, Seichtheit und Eintönigkeit, und dichtet oft eilfertig und handwerksmäßig, aber — so wollen wir unser Schlußurtheil zusammenfassen — er ist und bleibt trotz alledem ein glücklich begabtes poetisches Talent, der fruchtbringende Förderer der mittelalterlichen Poesie, der Erzieher und Lehrer seines Volkes, der gute Patriot, der gemüthvolle Humorist, ein liebens- und verehrungswürdiger deutscher Mann und zugleich der fruchtbarste, eigenartigste und bedeutendste Volksdichter, den die deutsche Kulturgeschichte aufzuweisen hat.

Wohl hat ein dreihundertfünfzigjähriger Fortschritt uns weit hinausgehoben über seine dürftigen Anfänge und Bestrebungen, aber gar manches Gebiet des Volkslebens bedarf noch des Wirkens in seinem Sinn, bedarf noch Männer

seiner Richtung. Hätten wir nur genug Volksdichter und Volksschriftsteller im Sinn und Geist unseres Hans Sachs, um die Errungenschaften der führenden Geister dem Volksgeiste zuzueignen, um die Freude am Heimathlichen und Volksthümlichen zu mehren, um den echt deutschen Zug des Humors zu pflegen und durch alles dies die Freude am Vaterland zu nähren, es wäre um unsere modernen Verhältnisse besser bestellt.

Möge das vierhundertjährige Jubiläum des Dichters, das Deutschland nun feiert, dazu beitragen, daß der bleibende Kern seines Wesens, die werthvolle Eigenart seiner Persönlichkeit im Bewußtsein aller gebildeten Deutschen und insbesondere der Volkslehrer und Volksbildner aufgefrischt und dauernd gekräftigt werde. Denn damit wird nicht blos eine Ehrenpflicht gegen den todten Dichter, sondern auch eine pädagogische Pflicht gegen unser deutsches Volk erfüllt. Und damit wird Hans Sachs erst das Denkmal gesetzt, das dauernder ist als Erz und Stein, und das ihm wie allen großen Deutschen gebührt: das Fortleben im Sinn und Gemüth des deutschen Volkes. Dann geht auch in Erfüllung, was der große Goethe unserem Dichter gewünscht hat:

„Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt!"

Im oſtgaliziſchen Erdwachsbezirk.

Reiſeerinnerung von **A. Kreuzer.**

Mit 11 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

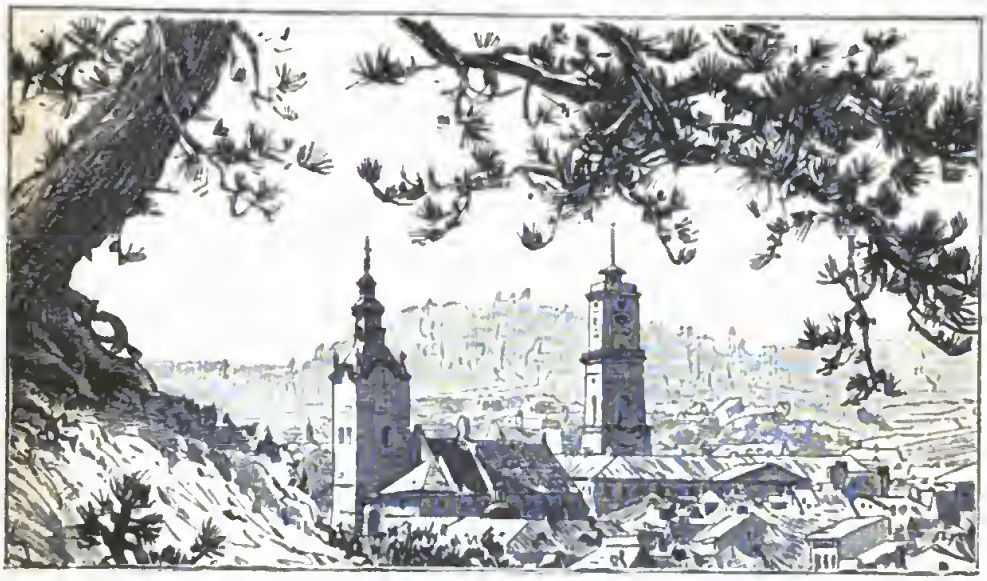
Wie es ſo leicht kein Reiſender verſäumt, von Krakau einen Ausflug nach dem berühmten Steinſalzbergwerke von Wieliczka zu machen, ſo ſollte man auch Lemberg, die kirchenreiche Hauptſtadt des öſterreichiſchen Königreiches Galizien, nicht verlaſſen, ohne von dort einen Ausflug nach dem erſt wenig bekannten und doch ſo hochintereſſanten oſtgaliziſchen Erdwachsbezirk unternommen zu haben.

Europa beſitzt ja bekanntlich an vielen Orten Erdölquellen, doch iſt zunächſt nur in Oeſterreichiſch-Galizien deren Vorkommen von größerer Bedeutung. Dort zieht ſich die Erdölregion in einer Breite von zwei bis drei deutſchen Meilen am Nordabhange der Karpathen von Neu-Sandec bis in die Bukowina hin. Den Mittelpunkt der dortigen Induſtrie bildet der Ort Borysław bei Drohobycz, wo auch das Erdwachs gefunden wird.

Um in dieſen an Bodenſchätzen ſo reichen Bezirk zu gelangen, fahren wir auf der Linie Lemberg-Brody der galiziſchen Karl-Ludwigsbahn bis Stryi durch endloſe Flächen erſt wenig kultivirten Landes. Die einförmige, öde Landſchaft, der wenig erfreuliche Charakter der Ortſchaften wie der einzelnen Wohnſtätten, und die Tracht

der Einwohner bringt es uns bald zum Bewußtsein, daß wir uns hier bereits in „Halb-Asien" befinden.

Die erste Abwechslung in das trübselige Bild, das uns der Blick aus dem Fenster des Eisenbahnwagens gewahren läßt, bringt uns der Dnjester, der seine gelblichgrauen Fluthen zwischen flachen, von Weiden eingefaßten Ufern dahinwälzt. Von der Station Wolica an wandelt das Flachland sich in hügeliges Gelände, auch gewahren



Ansicht von Lemberg.

wir jetzt ausgedehnte Waldungen und an den Bahnhöfen gewaltige Lager aufgestapelten Brennholzes.

Was die Landbevölkerung betrifft, so scheint sie hier vorwiegend aus Ruthenen und Juden zu bestehen und ungemein arm zu sein. Man sieht viele Bauern, welche die Füße mit Lumpen umhüllt haben, die durch Bindfaden festgehalten werden; Andere tragen hohe Stiefel, Leinwandhosen und einen kaftanartigen Rock aus demselben Stoff. Das wärmste Kleidungsstück ist die Mütze aus Schaffell oder Filz. Viel stattlichere Erscheinungen sind die polnischen Gebirgsbauern oder Mazuren, die man

manchmal an den Stationen ſieht. Die Huzulen, deren Hauptſitz die öſtlichen Karpathen bilden, und die als Feld- oder Holzarbeiter beſchäftigt werden, gehören wieder zu den Ruthenen. Sie ſind ein abgehärtetes, ſtarkknochiges und geſundes Geſchlecht, aber auch roh und unwiſſend; viele ihrer Weiber ſieht man mit augenſcheinlichem Behagen ihr Pfeifchen dampfen.

Bauer aus der Gegend von Wolica.

Stryi, an dem gleichnamigen Fluſſe, gehörte einſt dem Polenkönige Johann III. Sobieski, dem Sieger bei Chotin, Lemberg und Wien über die Türken. Heute bildet das Städtchen einen Knotenpunkt verſchiedener Bahnlinien, auch der nach Chyrow-Premyſl, an welcher das oſtgaliziſche Oelland liegt.

Wir ſteigen in Stryi um und fahren in weſtlicher Richtung weiter. In der Ferne gewahrt man während der Fahrt die Ausläufer der Karpathen; Waldungen,

zahlreiche Wasserläufe bringen Abwechslung in das Landschaftsbild und nach und nach werden auch die Ortschaften zahlreicher. Endlich fahren wir in den Bahnhof von Drohobycz ein, der sich schon von Weitem durch die hoch-

Polnische Gebirgsbauern („Mazuren").

ragenden Schornsteine der umliegenden Ceresinfabriken und Petroleumraffinerien kenntlich macht. Da wir jedoch zuerst sehen wollen, wie das Erdöl und das Erdwachs aus dem Erdinnern an's Tageslicht befördert wird, so halten wir uns hier vorderhand nicht auf, sondern benutzen

ohne Aufenthalt die ſchon bereitſtehende Zweigbahn, die nach dem etwa zehn Kilometer entfernten Borysław führt.

In der Nähe des Bahnhofes gewahrt man zuerſt eine Bodenerhebung, gebildet durch die hier abgelagerten Haldengeſteine des ganzen Reviers. Der Fremde, der ſich einen orientirenden Ueberblick verſchaffen will, beſteigt am beſten den von einem offenen Kiosk gekrönten Kaiſerhügel, den man bei einem Beſuche des Kaiſers Franz Joſeph aus dieſem Haldengeſtein errichtet hat, und der ungefähr inmitten des etwa zwei Kilometer langen und ein Kilometer breiten Grubendiſtriktes von Borysław liegt. Das Bild, das ſich von ſeiner Höhe unſeren Augen darbietet, iſt zwar nichts weniger als ſchön, aber dafür um ſo eigenartiger, und gibt uns ſofort einen Einblick in die ringsum betriebene Erdöl- und Erdwachsgewinnung.

Im Weſten dehnt ſich eine Barackenſtadt aus, gegen Oſten gewahrt man zahlloſe Pumpen und Bohrwerke mit den darüber aufgeführten Holzpyramiden, in der Ferne ragen ein paar hohe eiſerne Schornſteine vereinzelt auf, und gegen Süden bildet der Kamm der Karpathen den Abſchluß.

Borysław war vor dem Beginn der Petroleuminduſtrie ein elendes Dorf, jetzt iſt es eine Stadt mit über 9300 ſtändigen Einwohnern, zu denen noch eine an Kopfſtärke wechſelnde Anzahl von Arbeitern kommt, die ſich ebenfalls ſchon auf 9000 belaufen hat. Die Stadt beſitzt nur eine einzige Hauptſtraße, welche das Grubenrevier quer durchſchneidet; ihre Häuſer verdienen in Wahrheit dieſe Bezeichnung nicht, da ſie durchweg nichts anderes ſind als hölzerne, mit Schindeln gedeckte Hütten. Das ganze Gelände iſt von Natur aus bereits hügelig, und dieſer Charakter wird noch verſchärft durch die zahlloſen großen und kleinen Haufen von Haldengeſtein, die man überall zwiſchen den Baracken und den Schachthütten lagern ſieht.

Digitized by Google

Der Zustand der Straßen und Wege ist ein wahrhaft trostloser, da nicht einmal für das aus den Schachten und Gruben heraufgepumpte stark ölhaltige Wasser Abflüsse gebaut werden. Man läßt es einfach fließen, wohin es will und kann, und so ist die ganze Gegend eigentlich ein

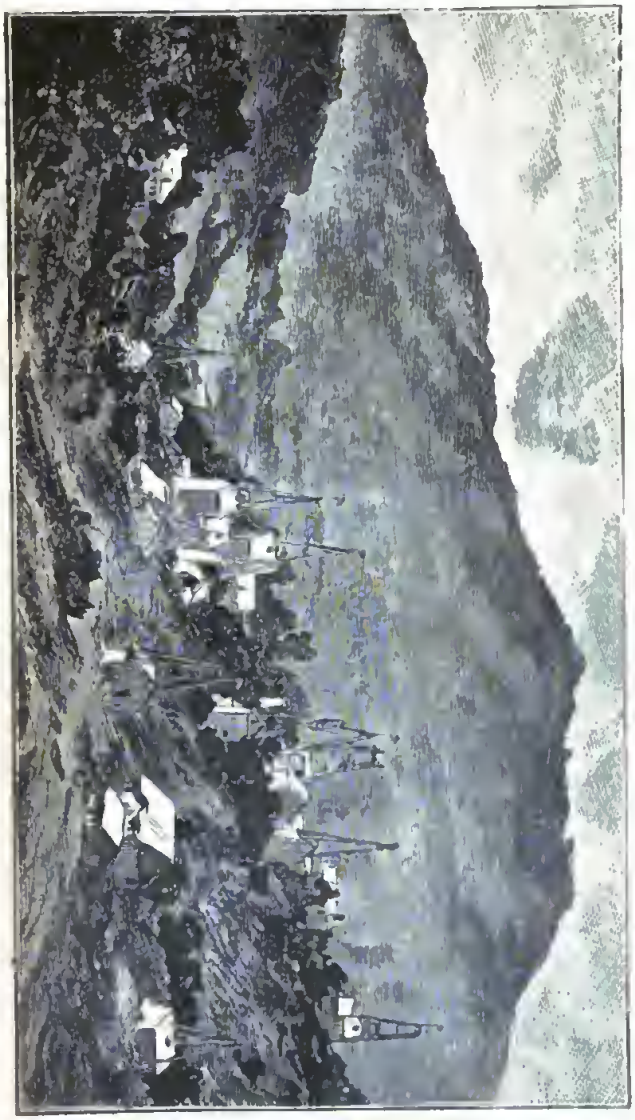
Huzulischer Bauer und Bäuerin aus den Karpathen.

einziger großer Sumpf, in dem Fußgänger, Reiter und Fuhrwerke beinahe versinken.

Neben den in Leinwandröcke und Leinwandhosen gekleideten ruthenischen Bauern fallen in den Straßen die vielen Gesichter orientalischen Schnittes auf, was uns jedoch nicht mehr wundert, wenn wir vernehmen, daß von den 9300 Einwohnern gegen 7500 Juden sind. Aeußerst originelle Gestalten sind die Handelsjuden, die vielfach beritten in der Umgegend ihrem Gewerbe nachgehen.

Digitized by Google

In der ganzen Umgegend reiht sich nun, soweit das Auge reicht, Schacht an Schacht, Brunnen an Brunnen, und Pumpwerk an Pumpwerk. Die Gewinnung von Erdöl im Kleinen war in Galizien schon lange bekannt, wurde aber vordem kaum gewürdigt und nahm erst einen nennenswerthen Aufschwung, als das Mineralöl seit etwa 1859 ein Welthandelsartikel zu werden begann. Man hat dann in dem galizischen Oelbezirk lange einen maßlosen Raubbau betrieben und erst neuerdings in rationellere Bahnen einzulenken begonnen, wie man jetzt auch mit dem Graben von Schächten aufhört und immer ausschließlicher die kanadische Gestänge- oder die pennsylvanische Seilbohrung anwendet.



Borysław.

Das bisher aufgeschlossene Oelgebiet beträgt mehr als 9000 Hektar, und der Distrikt Borysław allein liefert jährlich gegen 300,000 metrische Centner Naphtha und

Paraffin. Zuerst legte man den Hauptwerth auf die Petroleumgewinnung, allein gegenwärtig spielt die seit

Bauern und Handelsjude.

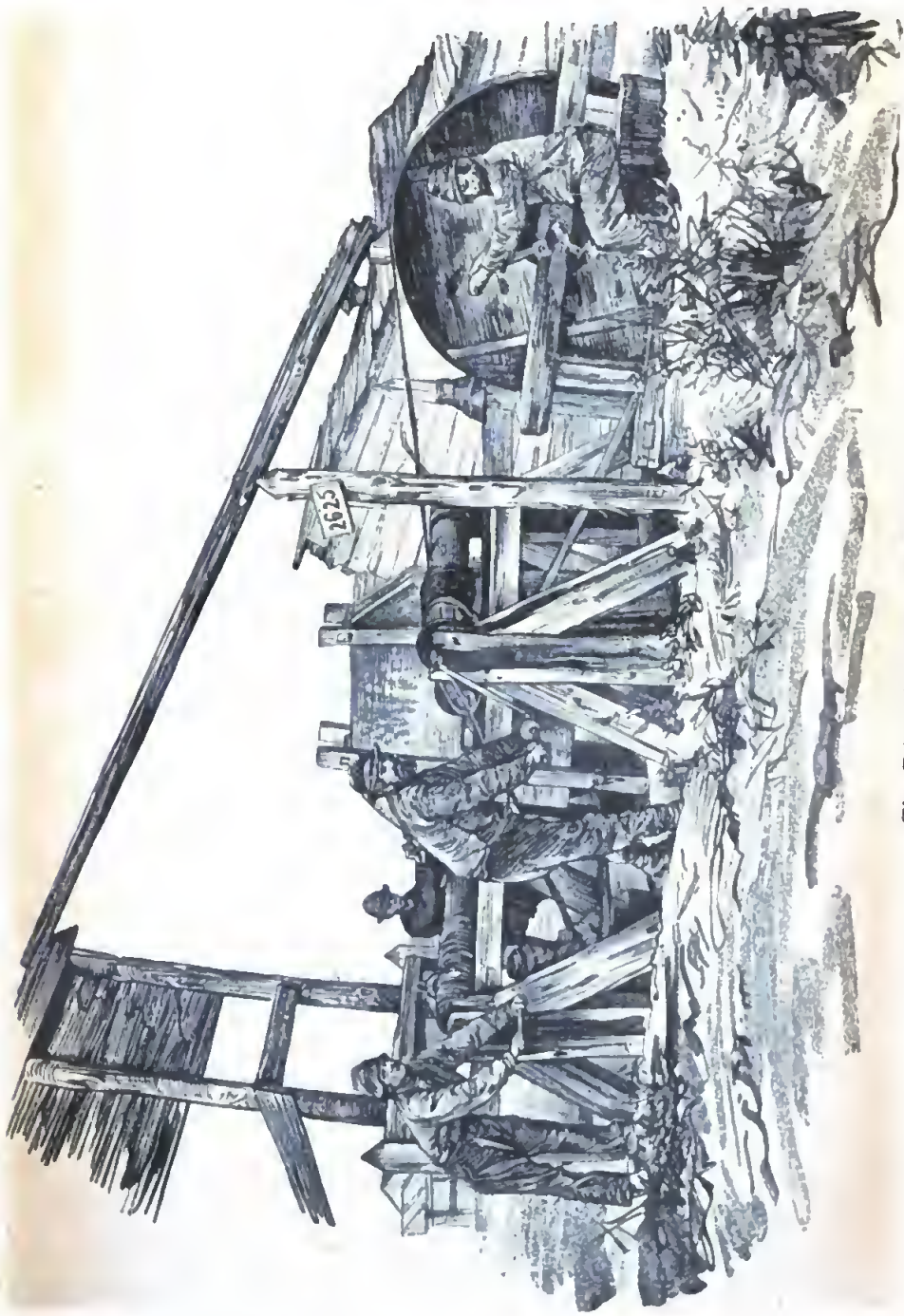
etwa drei Jahrzehnten betriebene Erdwachsindustrie in Borysław die weitaus wichtigste Rolle.

Das Erdwachs oder Ozokerit findet sich an keinem

anderen Orte in ſo weiten und mächtigen Gängen vor, wie hier. Es iſt ein Mineral aus der Ordnung der Harze in Geſtalt einer lichtgelben, lauchgrünen, braunſchwarzen oder auch wohl ganz ſchwarzen Maſſe von wachsartiger Konſiſtenz. Es wird zwiſchen den Fingern klebrig und dann bald außerordentlich bildſam, riecht wie Petroleum, ſchmilzt bei 58 bis 98 Grad und beſteht im Weſentlichen aus Kohlenwaſſerſtoffen. Das Erdwachs bildet Flötze wie die Steinkohlen, die ſich ſowohl nahe der Oberfläche, als auch in bedeutender Tiefe (in Borysław über 160 Meter) finden und bergmänniſch ausgebeutet werden. Die ſogenannten „Neſter" ſtehen nicht ſelten unter ſolchem Druck, daß beim Oeffnen derſelben das mit eingeſchloſſene Gas das Erdwachs als eine weiche Maſſe hervortreibt, in der die Arbeiter verſinken und erſticken, wenn ſie nicht zeitig genug flüchten können. Zur Verarbeitung wird das rohe Material mit Dampf geſchmolzen und nach dem Abſetzen in Formen gegoſſen, die man dann auf Cereſin, Paraffin und Mineralöle verarbeitet.

Ein Schacht liefert an Erdwachs durchſchnittlich zwei bis vier Centner, jedoch zuweilen auch dreißig Centner täglich, an Oel ein bis drei Centner. In den Erdwachsſchächten arbeiten gewöhnlich vier Mann an der Oberfläche der Erde, während unten drei Mann thätig ſind. Ueber der Oeffnung liegt auf zwei Holzſtändern eine Haſpelwinde, mittelſt welcher die gefüllten Eimer oder Körbe zu Tage geſchafft und dann geleert wieder hinuntergelaſſen werden. Auf ein von unten heraufſchallendes Klingelzeichen, daß wieder ein Behälter gefüllt ſei, beginnt immer das Hinaufwinden. Oben wird nach dem Entleeren eines Eimers auch gleich der Inhalt ſortirt, indem man die wachshaltigen Stücke und das reine Wachs von dem Geſtein trennt. Dies geſchieht jedoch nur ziemlich oberflächlich, ſo daß in den Halden noch ſehr viel brauchbares Material ſteckt.

Das Wachs kommt von den Schachten in die meist an der Hauptstraße gelegenen Wachsschmelzhütten, wo man es



Ein Erdwachsschacht mit Arbeitern.

durch das Schmelzen von den gröbsten Beimischungen befreit und dann — wie oben erwähnt — in konische For-

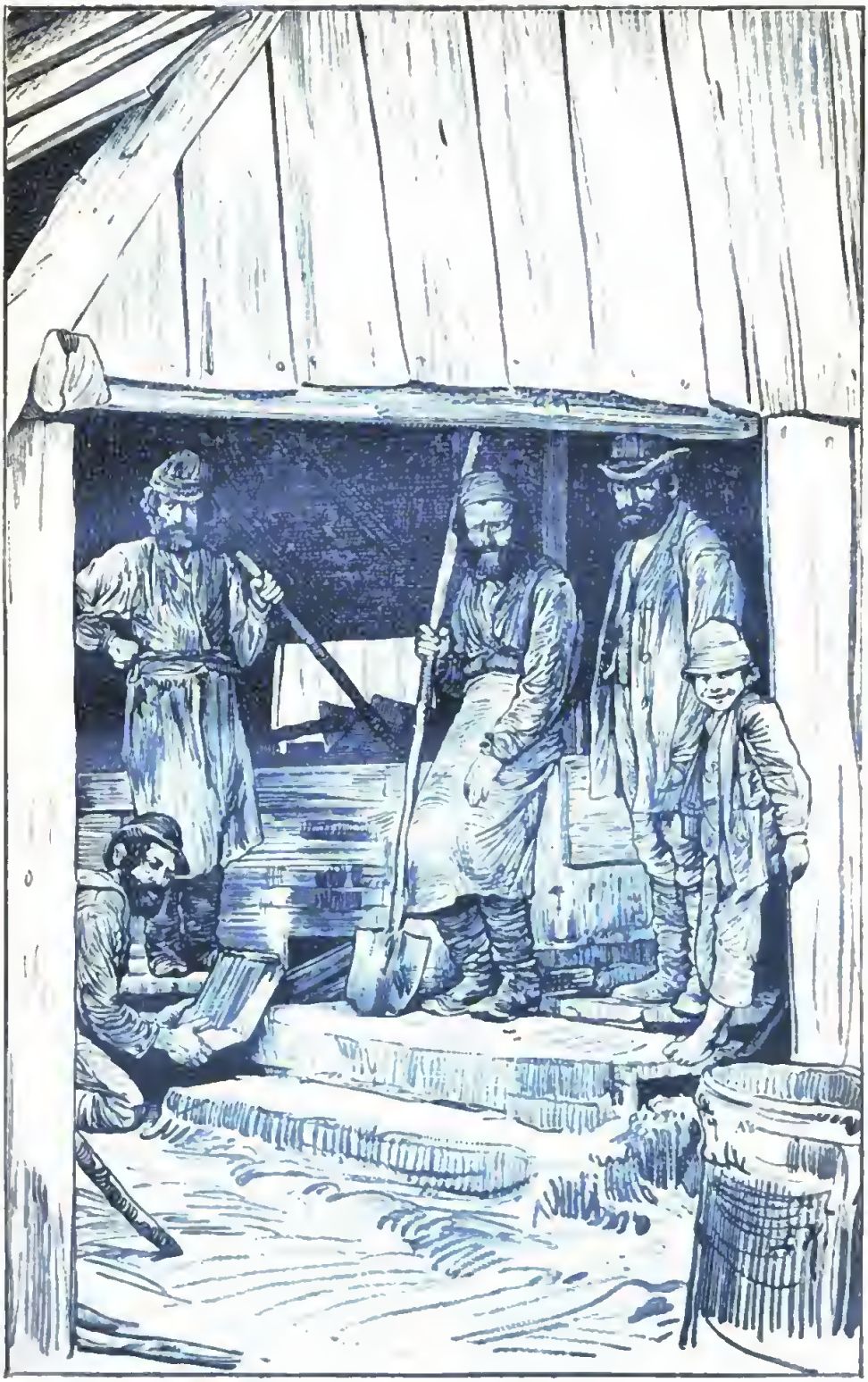
men gießt, worauf es in Blöcken von etwa 25 Kilogramm in den Handel kommt.

In den angefahrenen Erdwachsgängen müssen gar nicht selten die Arbeiten wegen zu heftigen Wasserandranges eingestellt werden; es erscheint darin neben dem Wasser auch stets Petroleum, das man wohl als den Zwillingsbruder des Erdwachses bezeichnen darf, da beide Kohlenwasserstoffverbindungen sind. Wenn sich aber auch beim Erdwachs stets Petroleum findet, so ist das Umgekehrte jedoch nicht immer der Fall.

Das Petroleum wird in Borysław gewöhnlich in Bottiche gepumpt, worin das mit ausströmende Wasser zu Boden sinkt und dann durch ein Blechrohr abfließt. Das oben schwimmende rohe Petroleum schöpft man in Fässer und behandelt es in den noch keineswegs auf der Höhe der Zeit stehenden Raffinerien mit Schwefelsäure. Trotz dieser primitiven Einrichtungen wird es aber wasserhell und sehr rein in den Handel gebracht. Die Petroleumindustrie soll in Galizien 40 Prozent Reingewinn abwerfen, während dieser in Amerika auf 20 Prozent veranschlagt wird.

Nach der Besichtigung dieser verschiedenen industriellen Etablissements gibt es in Borysław nichts mehr, was uns dort länger fesseln könnte. Wir benutzen daher den nächsten Zug, um nach Drohobycz zurückzudampfen und uns auch dort etwas näher umzusehen.

Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Tysminica, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts. Sie zählte vor dreißig Jahren vielleicht 8000 Einwohner, während sie es jetzt auf über 18,000 gebracht hat, was natürlich dem Erdöl und dem Erdwachs zu danken ist. Es sind bedeutende Fabriken vorhanden, welche aus den zu Borysław gewonnenen natürlichen Schätzen des Bodens Naphtha, Paraffin, Paraf-



Das Innere einer Wachsschmelzhütte.

finkerzen u. s. w. herstellen, sowie noch andere industrielle Etablissements, unter denen namentlich die Salzsiedereien von Belang sind.

Zwischen dem Bahnhofe und der Stadt dehnt sich eine

Griechische Kirche in Drohobycz.

endlose Vorstadt mit ärmlichen Hütten aus; Drohobycz selbst hat massive, durchweg einstöckige Häuser, ein Realobergymnasium, ein Basilianerkloster, eine schöne gothische Hauptkirche und verschiedene andere Gotteshäuser, unter denen besonders eine sehr alte griechische Kirche wegen

ihrer Holzarchitektur bemerkenswerth ist.

Unter den Fabriken interessirt uns vorzugsweise das etwa zwei Kilometer von Drohobycz entfernt an der Straße nach Borysław gelegene Etablissement der Firma Gartenberg, Lauterbach, Goldhammer & Comp., das namentlich in Bezug auf die Verarbeitung des Erdwachses wohl das Bedeutendste leistet.

Ceresinfabrik der Firma Gartenberg, Lauterbach, Goldhammer & Comp. bei Drohobycz.

Die Baulichkeiten der Fabrik, in der täglich 400 Centner rohes Erdwachs und 90 Centner Erdöl verarbeitet werden, sind sehr solide und praktisch angelegt. Alle Apparate, deren nähere Beschreibung für Laien kaum von Interesse sein dürfte, werden mit Dampf betrieben. Der Hauptsache nach besteht das Verfahren in dem Destilliren des Rohmaterials, im Pressen des Destillates vermittelst hydraulischer Pressen, worauf noch das

Mannigfaltiges.

Mißverſtändniſſe. — Frau v. Staël war eine enthuſiaſtiſche Verehrerin des in ſeiner Heimath raſch vergeſſenen engliſchen Dichters Richardſon und wollte, als ſie zum erſten Male nach London kam, das Grab des Poeten aufſuchen, um ſeinem Andenken den Tribut der Dankbarkeit für die gewährten geiſtigen Genüſſe darzubringen.

„Wo finde ich das Grab des großen Richardſon?" fragte ſie den Oberkellner des Hotels, in welchem ſie abgeſtiegen war.

„Das Grab des großen Richardſon?" überlegte dieſer bei ſich; „ſie meint doch nicht etwa den großen Schänkwirth in Coventgarden? Auch wüßte ich nicht, daß der geſtorben wäre. Es wird wohl James Richardſon von Richardſon, Goodlack & Comp. in Cornhill ſein. Vielleicht hat ſie irgend welche Geldanſprüche an den Partner, der vor einiger Zeit mit Tod abgegangen ſein ſoll."

So ſandte er denn die Fremde zu dem Geſchäftslokale der Firma Richardſon, Goodlack & Comp. in Cornhill, wo Frau v. Staël zu einem würdig ausſehenden Gentleman geführt wurde, der vor einem hohen Pulte ſaß.

„Mein Herr," redete ſie ihn an, „ich möchte das Grab Richardſon's beſuchen!"

„Das Grab Richardſon's?" rief der Angeredete, die Augen aufreißend. „Gott ſteh' uns bei, Madame, unſer Herr Richardſon hat ſich nie im Leben wohler gefühlt, als gerade jetzt, und iſt eben auf's Land gefahren."

„Sie mißverſtehen mich, mein Herr. Ich meine den göttlichen Richardſon!"

„Ah ſo, Madame," erklärte jetzt der würdige Gentleman,

„Sie meinen einen Geiſtlichen? Mir iſt leider keiner dieſes Namens bekannt."

„Ich denke an keinen Geiſtlichen," verſetzte Frau v. Staël ungeduldig, „ſondern Clariſſa Harlowe's Richardſon."

„Kenne Niemand, der mit einer Dame dieſes Namens in Verbindung ſteht," war die Antwort des Kaufmannes, der von dem Roman „Clariſſa Harlowe" offenbar nie gehört hatte.

Voller Verzweiflung ſtürzte Frau v. Staël fort und erſpähte zufällig auf der Straße den Laden eines Buchhändlers, bei welchem ſie endlich die gewünſchte Aufklärung erhielt. Durch ein Cab zur St. Clemens Paulskirche gebracht, bewog ſie den Küſter durch ein Trinkgeld, ſie mit der Laterne zu dem Grabe des Dichters zu begleiten. An dem moderbedeckten Grabſteine kniete ſie dann nieder und küßte den langgeſuchten Namen, um, nachdem ſo ihrem Herzenswunſche Genüge geſchehen, befriedigt nach ihrem Gaſthofe zurückzukehren. E. K.

Kann man ohne Zunge ſprechen? — Der engliſche Profeſſor Huxley beantwortet dieſe Frage in bejahendem Sinne.

Viele Beiſpiele in der That kennt die Geſchichte, daß Menſchen ohne Zunge ſprechen konnten. So wurde z. B. im Jahre 484 nach Chriſti Geburt auf Befehl Hunerich's 60 Chriſten die Zunge herausgeſchnitten, aber bald darauf fingen einige von ihnen wieder an zu predigen. Ferner ſoll Papſt Leo III. gerade durch eine ſolche Verſtümmelung ſeine Sprache wieder erhalten haben. Im Jahre 1742 beſtand eine gewiſſe Margareth Cutting ihr Examen vor der Rochal Society in England. Keine Spur von Zunge war mehr in ihrem Munde vorhanden und doch ſprach ſie faſt ebenſo gut als die Anderen. Juſſieu erzählt von einem Mädchen, das ohne Zunge geboren worden war, und als ſie 17 Jahre alt war, gab es Niemand, der im Ernſt behaupten konnte, ſie hätte keine, es ſei denn, er wußte wirklich, daß ſie in der That keine Zunge habe.

Demnach ſcheint die Zunge nicht in dem Grade nöthig zu ſein, als man bisher anzunehmen geneigt war. —dn—

Artigkeit gegen Artigkeit. — Lefebure de Fourey, ein berühmter Mathematiker in Paris, war wegen ſeiner Grobheit als Examinator beſonders gefürchtet. Eines Tages hatte er einen Kandidaten zu prüfen, der eine Aufgabe nicht zu löſen wußte

und nun mit der Kreide in der Hand verlegen an der Tafel stand. Nachdem er ihm eine Weile zugesehen hatte, wandte Lefebure sich an den Schuldiener: „Holen Sie eine Kiepe Heu herauf," sagte er im ruhigsten Tone, „der Herr Kandidat will jedenfalls erst frühstücken."

Die bodenlose Grobheit gab dem Examinanden seine Geistesgegenwart wieder, und schlagfertig fügte er hinzu: „Bringen Sie gleich zwei Kiepen, der Herr Professor wird mein Gast sein."

A. S.

Seltene Freundschaft. — Am 12. Januar 1582 ward zu Giebichenstein ein neuer Galgen gesetzt und am 26. Januar mit der ersten Hinrichtung eingeweiht. Diese sollte eigentlich nur einen Verbrecher, Augustin Abendroth, betreffen, während sein Kamerad, Nikel Wintergrün, mit dem er gemeinsam verschiedene Diebstähle ausgeführt hatte, Gnade erlangen und nur des Landes verwiesen werden sollte. Dieser aber wollte, gewiß ein seltener Fall, lieber zur Gesellschaft mithängen, und so geschah ihm sein Wille, und er wurde auch mit aufgeknüpft. Vogel.

Die beste Grabschrift. — Als William Penn gestorben war und ein kostbarer Denkstein über seinem Grabe errichtet werden sollte, sandten die Indianer Deputirte in die Kolonie mit der Bitte, man möge in ihrem Namen folgende Worte auf das Denkmal schreiben: „William Penn war ein guter Mann!" Und die Quäker fanden, daß durch diese Inschrift jede andere überflüssig wurde. E. K.

Schnelle Erfüllung. — Der französische Schriftsteller Fontenelle war fast hundert Jahre alt, als in einer Gesellschaft eine etwa ebenso alte Dame zu ihm sagte: „Ich glaube, uns Beide hat der Tod vergessen!"

„Pst!" erwiederte Fontenelle, „sprechen Sie nicht so laut — er könnte es hören!"

Und in der That, der Tod mußte etwas gehört haben, denn er kam bald, und Fontenelle legte das hundertste Jahr nicht ganz zurück; am 11. Februar 1657 geboren, starb er am 9. Januar 1757.

—dn—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V, VI, VII und VIII à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut.

Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III, IV, V und VI à 9 M.

„Das Kränzchen" ist für unsere Mädchenwelt während ihrer freien Zeit die beste Unterhaltung. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andere Arbeiten, gibt Rezepte für Haus-, Küche und Keller u. s. w., kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neuer Roman von Georg Hartwig:

Die

Sage von Imhoff.

2 Bände.

Preis broschiert M. 6.50.

Der namentlich durch seine „Goldene Gans“ rasch in den weitesten Kreisen beliebt gewordene Autor bietet in seinem neuesten Roman ungemein fesselnde Bilder aus aristokratischen Kreisen an einem kleineren Hofe. Eine im höchsten Grade spannende Handlung, die sich in meisterhafter Steigerung entwickelt, hält das Interesse bis zum Schlusse gefangen.

Früher erschien:

Die Goldene Gans.

Roman von Georg Hartwig.

2 Bände. ✻ Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Unser Bismarck

von

E. W. Allers

Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über 200 teilweise ganzseitigen Text-illustrationen und 42 Extra-

In 14 Li

Verlag der Union Deutsche V *Berlin, Leipzig.*

Durch die mei